

Daniel Domscheit-Berg

inside WikiLeaks

Meine Zeit bei
der gefährlichsten
Website der Welt

Econ

Daniel Domscheit-Berg

inside WikiLeaks



**Meine Zeit bei der
gefährlichsten Website der Welt**

Aufgeschrieben
von Tina Klopp

Econ

Für all jene, die viel riskiert haben, um die Welt transparenter und gerechter zu machen – für die Geheimnisverräte

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

Econ ist ein Verlag
der [Ullstein Buchverlage GmbH](#)

ISBN 978-3-8437-0062-7

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011

© Daniel Domscheit-Berg 2011

Übersetzungen aus dem Englischen: Christoph Bausum

Redaktionsschluss: 20. Januar 2011

Alle Rechte vorbehalten

Satz und eBook: [LVD GmbH, Berlin](#)

Inhaltsverzeichnis

[Vorbemerkung](#)

[Prolog](#)

[Die erste Begegnung](#)

[Der Kampf gegen die Bären](#)

[Die Sekte und wir](#)

[Erste Erfahrungen mit den Medien](#)

[Julian zu Besuch](#)

[WikiLeaks und das Geld](#)

[Der Kampf gegen Internetzensur](#)

[Die Idee vom Medienfreihafen](#)

[Die Zwangspause](#)

[Ein Gesetz für Island](#)

[Zurück in Berlin](#)

[Das *Collateral-Murder*-Video](#)

[Die Verhaftung von Bradley Manning](#)

[Die neue Medienstrategie bei den afghanischen](#)

Kriegstagebüchern

Anklage in Schweden

Meine Suspendierung

Der Streit eskaliert

Die irakischen Kriegstagebücher

Die amerikanischen Depeschen und Julians Verhaftung

OpenLeaks

Nachwort

Danksagung

Anhang

Übersetzungen

Chronologie von Wikileaks

Vorbemerkung

Als ich 2007 zu WikiLeaks stieß, fand ich mich in einem Projekt wieder, das vor allem ein Ziel verfolgen wollte: die Macht zu kontrollieren, die hinter verschlossenen Türen ausgeübt wurde. Mit einer Plattform Transparenz zu schaffen, wo diese verweigert wurde, war eine ebenso einfache wie geniale Idee.

Im Laufe meiner Zeit bei WikiLeaks erfuhr ich hautnah, dass Macht und Geheimhaltung schleichend korrumptieren. Über die Monate entwickelte sich WikiLeaks in eine Richtung, die große Teile des Teams sehr besorgt stimmte und dazu führte, dass wir uns im September 2010 von dem Projekt trennten. Ich war zuversichtlich, dass meine diplomatisch, ja schon fast verhalten geäußerte öffentliche Kritik dazu führen würde, dass die Macht von WikiLeaks und somit die eines einzigen Mannes genauso hinterfragt würde, wie dies bei anderen Organisationen der Fall wäre.

Das Gegenteil trat ein. Während kleine Teile der Weltöffentlichkeit – jene, die sich schon länger mit dem Thema WikiLeaks befassten – die Entwicklung von WikiLeaks kritisch hinterfragten, gingen diese Fragen im Hype um die Enthüllungsplattform und ihren Gründer unter. Julian und WikiLeaks, untrennbar miteinander vereint, gerieten zum Pop-Phänomen. Dies liegt vor

allem am Informationsvakuum dieser verschwiegenen Organisation, die sich selbst Transparenz auf die Fahnen geschrieben hat.

Wie so viele, denen wir eine Plattform für ihre Enthüllungen geboten haben, habe ich mich entschlossen, nun Internes nach außen zu tragen. Diese Entscheidung ist mir sehr schwer gefallen, ich war lange zwischen Loyalität und meinem eigenen moralischen Anspruch hin- und hergerissen.

Wir bei WikiLeaks sagten oft, dass nur eine korrekte historische Aufzeichnung das Verständnis der Welt ermögliche. Ich habe mich entschlossen, mit diesem Buch meinen Teil beizutragen.

Daniel Domscheit-Berg

Prolog

Ich starrte auf den Monitor. Schwarzer Bildschirm, grüne Schrift. Ein paar Einträge folgten noch auf meine Zeilen. Ich schaute schon nicht mehr hin. Meine letzten Worte waren getippt. Es gab nichts mehr zu sagen. Es war vorbei, für immer.

Julian selbst war nicht mehr im Chat aufgetaucht, jedenfalls hatte er nicht mehr geantwortet. Vielleicht saß auch er stumm vor dem Rechner, teilnahmslos, erstarrt oder aufgewühlt, irgendwo in Schweden oder wo auch immer er sich zu diesem Zeitpunkt aufhielt. Ich wusste es nicht. Ich wusste nur, dass ich ihn nie wieder sprechen würde.

Das »Zosch«, die Bar um die Ecke, hatte soeben seine letzten Gäste in die Nacht entlassen. Ich hörte sie angeheizt in Richtung Tram spazieren. Es war kurz vor zwei Uhr in der Nacht des 15. September 2010. Ich ließ den Rechner auf dem Schreibtisch stehen und warf mich in die Kissenecke im Wohnzimmer. Ich nahm einen Roman von Terry Pratchett und Neil Gaiman in die Hand und begann zu lesen. Was tut man in so einer Situation, was würden andere tun? Ich las, stundenlang. Dann schlief ich irgendwann ein, in Pulli und Hose, die dicken Wollsocken von meiner Oma noch an den Füßen, das Buch auf meinem Bauch. Ich erinnere mich an den Titel:

»Good Omens« – Ein gutes Omen.

Wie steigt man aus, wenn der Ort, an dem man gearbeitet hat, die ganze Welt war? Wenn es keine Kollegen gab, denen man zum Abschied die Hand geben konnte? Wenn es nur zwei schnell dahingetippte grüne Zeilen in englischer Sprache waren, die mir die Umkehr schließlich unmöglich gemacht hatten? Wenn man noch nicht einmal einen Fußtritt bekam, um einen hinauszubefördern?

»You're suspended¹, hatte Julian mir schon vor Wochen geschrieben. Als wäre er es, der das allein zu entscheiden hatte. Nun war es endgültig vorbei.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, sah alles aus wie immer. Meine Frau, mein Sohn, unsere gemütliche Unordnung, alles war geblieben, die Sonne fiel im gleichen Winkel durch die Wohnzimmerfenster herein. Aber es fühlte sich anders an. Ein Teil meines Lebens, der einst eine vielversprechende Zukunft zu haben schien, war für immer Vergangenheit, unwiederbringlich.

Ich hatte den Kontakt zu dem Menschen abgebrochen, mit dem ich die letzten drei Jahre meines Lebens geteilt hatte, für den ich meinen Job aufgegeben, meine Freundin, die Familie und Freunde vernachlässigt hatte.

Der Chat war jahrelang mein wichtigster Kanal zur Außenwelt gewesen. Arbeitete ich an einer Veröffentlichung, war er oft tagelang der einzige. Ich würde mich nie wieder einloggen. Den Zugang zu meinem Mailkonto hatte mir Julian schon vor Wochen

abgeklemmt. Er hatte mir sogar mit der Polizei gedroht. Statt die Verschwiegenheitserklärung zu unterschreiben, wie andere aus der Gruppe mir nahelegten, schreibe ich jetzt dieses Buch.

Wir waren einmal beste Freunde gewesen, Julian und ich, oder zumindest so etwas in der Art – ich bin heute nicht sicher, ob es diese Kategorie in seinem Denken überhaupt gibt. Ich bin mir eigentlich über gar nichts mehr sicher, was ihn betrifft. Manchmal hasse ich ihn, so sehr, dass ich Angst habe, ich könnte körperliche Gewalt ausüben, sollte er mir noch einmal über den Weg laufen. Dann denke ich wieder, dass er meine Hilfe bräuchte. Das ist absurd, nach all dem, was passiert ist. Ich habe noch nie so eine krasse Persönlichkeit erlebt wie Julian Assange. So freigeistig. So energisch. So genial. So paranoid. So machtversessen. Größenwahnsinnig.

Ich glaube sagen zu können, dass wir zusammen die beste Zeit unseres Lebens verbracht haben. Und ich weiß, das lässt sich nicht zurückholen. Nachdem nun ein paar Monate vergangen sind und sich die Gefühle beruhigt haben, denke ich: Das ist auch gut so. Aber ich kann unumwunden zugeben, dass ich die vergangenen Jahre gegen nichts in der Welt zurücktauschen würde. Gegen gar nichts. Ich fürchte sogar, dass ich alles noch einmal ganz genauso machen würde.

Ich habe so verdammt viel erlebt! Ich habe in Abgründe geschaut und an den Hebeln der Macht gespielt. Ich habe verstanden, wie Korruption, Geldwäsche und politisches Strippenziehen funktionieren.

Ich habe zum Telefonieren nur noch abhörsichere Cryptophone benutzt, die Welt bereist und wurde in Island von dankbaren Menschen auf offener Straße umarmt. Ich habe an einem Tag mit dem berühmten Enthüllungsjournalisten Seymour Hersh Pizza gegessen, am nächsten von uns in den Abendnachrichten gehört und am dritten bei Ursula von der Leyen auf dem Sofa gesessen. Ich hatte meine Finger im Spiel, als Internetaktivisten ein schlechtes Zensur-Gesetz in Deutschland verhindert haben, ich war dabei, als Abgeordnete ein gutes Gesetz in Island auf den Weg gebracht haben.

Julian Assange, der Gründer von WikiLeaks, war mein bester Freund. Er ist durch WL zum Popstar geworden, zu einer der spannendsten und verrücktesten Gestalten in der aktuellen Medienberichterstattung.

Zusammengeschweißt hat Julian und mich einmal der Glaube an eine bessere Weltordnung. In der Welt, von der wir träumten, hätte es weder Chefs noch Hierarchien gegeben, und niemand hätte seine Macht darauf begründen können, dass er anderen Menschen Wissen vorenthielt, das die Grundlage für gleichberechtigtes Handeln gewesen wäre. Das war die Idee, für die wir gekämpft hatten, das Projekt, das wir zusammen aufgezogen und dem wir mit allergrößtem Stolz beim Wachsen zugesehen hatten.

Aus WikiLeaks ist in den vergangenen Jahren das ganz große Ding geworden, viel größer noch, als ich es mir 2007 hatte vorstellen können. Ich war fast zufällig und

aus Neugier zu dem Projekt gestoßen. Es hatte aus uns blassen Computerjungs, deren Cleverness ansonsten von niemandem bemerkt worden wäre, Personen des öffentlichen Lebens gemacht, die die Politiker, Firmenlenker und Militärbosse der Welt das Fürchten lehrten. Vermutlich sind wir in ihren Alpträumen aufgetaucht. Vermutlich haben nicht wenige sich gewünscht, dass es uns nie gegeben hätte. Das war einmal ein gutes Gefühl gewesen.

Es gab Zeiten, in denen ich kaum geschlafen habe in ungeduldiger Erwartung der vielen tollen Dinge, die am nächsten Tag passieren würden. Es gab eine Zeit, in der sich jeden Morgen etwas ereignete, von dem ich überzeugt war, dass es die Welt ein Stückchen besser machte. Ich sage das ohne Ironie, ich glaubte wirklich daran. Nein, richtiger: An die Idee glaube ich noch heute. Ich bin davon überzeugt, dass das Projekt genial war. Es war vielleicht nur zu genial, um beim ersten Anlauf bereits zu funktionieren.

Auch während meiner letzten Monate bei WikiLeaks schlief ich schlecht. Nicht aus Vorfreude, sondern aus Angst vor der nächsten Katastrophe, davor, dass uns die ganze Sache um die Ohren fliegen würde, dass wieder etwas Entscheidendes schiefgegangen, dass eine Quelle in Gefahr geraten war, dass Julian in der Nacht eine neue Attacke auf mich oder auf einen der anderen gestartet hatte, die ehemals seine engsten Vertrauten gewesen waren.

Julian hat in seiner Einleitung zu dem jüngsten Leak, den diplomatischen Depeschen amerikanischer Botschafter, geschrieben, sie zeigten die Widersprüche zwischen dem öffentlichen Auftreten und dem, was hinter geschlossenen Türen vor sich ging. Die Menschen hätten ein Recht darauf, zu erfahren, was hinter den Kulissen passiere.

Besser kann man es nicht sagen: Nun ist es an der Zeit, hinter die Kulissen von WikiLeaks zu schauen.

Die erste Begegnung

Im September 2007 hörte ich das erste Mal von WikiLeaks. Ein guter Kumpel hatte mich darauf angesprochen. Wir lasen damals regelmäßig cryptome.org, die Website von John Young. Cryptome war unter anderem damit in die Schlagzeilen geraten, dass hier 1999 und 2005 eine Liste mit Namen der Agenten des MI6, des britischen Auslandsgeheimdienstes, veröffentlicht worden war. Cryptome.org veröffentlichte die Dokumente von Menschen, die Geheimnisse ans Tageslicht bringen wollten, ohne dabei Gefahr zu laufen, als Verräter enttarnt und dafür belangt zu werden. Auf dieser Idee beruht auch WL.

Lustigerweise gingen viele zunächst davon aus, dass hinter WikiLeaks ein internationaler Geheimdienst steckte und es sich um einen sogenannten *Honeypot* handelte – man bot also Leuten, die etwas ausplaudern wollten, eine Plattform, um sie dann als Verräter einzukassieren, sobald sie tatsächlichbrisantes Material auf die Seite luden. So überwog auch bei mir das Misstrauen.

Doch dann tauchten im November 2007 auf wikileaks.org die Handbücher aus Guantanamo Bay auf, die sogenannten *Camp Delta Standard Operating Procedures*. Sie offenbarten, dass die USA in den

kubanischen Gefangenenglagern gegen Menschenrechte und die Genfer Konventionen verstießen. Drei Dinge wurden mir sehr schnell klar.

Erstens: Die Idee, WikiLeaks könnte von Geheimdiensten aufgesetzt worden sein, war absurd.

Zweitens: Das Projekt hatte das Potential, noch viel, viel größer zu werden als Cryptome.

Drittens: WikiLeaks war eine gute Sache.

Das Internet ist für Leute, die von Anfang an in entsprechenden Communities mitgemischt haben, kein unüberschaubares Datenmeer, sondern ein Dorf. Benötigte ich eine Einschätzung zu einem bestimmten Thema, wusste ich, wo ich fragen musste. Das tat ich. Und ich bekam immer die Antwort: »WL? Ist voll die gute Sache!« Das bestätigte mich, den Gang der Dinge bei WL weiterzuverfolgen.

Ich loggte mich in den Chat ein, den es auch heute noch auf der WL-Website gibt, und nahm Kontakt auf. Ich hatte sofort das Gefühl, dass die Leute dort so ähnlich tickten wie ich. Sie interessierten sich für die gleichen Fragen. Sie arbeiteten offensichtlich zu genauso unmöglichen Tages- und Nachtzeiten wie ich. Sie diskutierten gesellschaftliche Probleme. Sie glaubten, dass das Internet Chancen böte, Probleme auf völlig neue Weise anzugehen. Nach einem Tag fragte ich das erste Mal, ob es etwas zu tun gäbe. Zunächst bekam ich keine Antwort. Ich war verunsichert, ein bisschen gekränkt. Trotzdem blieb ich weiter im Chat.

»Noch interessiert an einem Job?«, kam die Antwort

zwei Tage später. Es war Julian Assange, der das fragte.

»Klar! Sag an«, tippte ich zurück.

Julian gab mir ein paar Handlanger-Aufgaben. Er ließ mich das Wiki aufräumen, Formatierungen anpassen, Inhalte überarbeiten. Mit sensiblen Dokumenten hatte ich da noch lange nichts zu tun. Dafür kam mir sofort die Idee, WL noch mit in das Programm zum 24. *Chaos Communication Congress* (24C3) aufnehmen zu lassen. Das ist die alljährliche Zusammenkunft der Hacker- und Computerszene, die jedes Jahr zwischen Weihnachten und Silvester im Berliner Congress Center (BCC) stattfindet und vom Chaos Computer Club ausgerichtet wird.

Ich war damals kaum vertraut mit den internen Abläufen von WikiLeaks. Ich wusste nicht einmal, wie viele außer mir sich dort engagierten und welche technische Infrastruktur dem Ganzen zugrunde lag. Wenn ich an WikiLeaks dachte, hatte ich eine mittelgroße Organisation vor Augen, mit einem gut aufgestellten Team, einer robusten Technik, Servern auf der ganzen Welt.

Damals hatte ich eine feste Stelle, ich kümmerte mich um Netzwerkdesign und Netzwerksicherheit für Electronic Data Systems (EDS). Das ist ein großes amerikanisches Unternehmen, das für zivile, aber auch militärische Auftraggeber IT-Aufgaben managt und in Rüsselsheim seinen größten deutschen Standort hatte. Es gab mit meinem Arbeitgeber ein stilles Abkommen, dass ich keine Rüstungsunternehmen betreuen würde, was dazu

führte, dass ich vor allem für GM beziehungsweise Opel zuständig war sowie für zahlreiche Fluglinien. Wer heute weltweit einen Flug bucht, benutzt dabei vielleicht Technik, die ich aufgebaut habe.

Ich verdiente etwa 50 000 Euro im Jahr. Das war viel zu wenig für meine Arbeit, aber es war mir egal. Ich engagierte mich in der *Open Source Community*, arbeitete deutlich mehr als meine vertraglich vereinbarten vierzig Stunden in der Woche und bastelte permanent an neuen Lösungen. Meine Leistung wurde von allen geschätzt.

Meine Kollegen und ich erlaubten uns die üblichen Scherze, mit denen Techniker sich in solchen Konzernen die gute Laune erhalten: Aus Protest gegen die miese Kaffeequalität manipulierten wir die Menüs der Automaten, so dass die angeblich so kostengünstigen Geräte ständig gewartet werden mussten. An einen cholerischen Mitarbeiter schickte ich regelmäßig Mails von der Adresse god@eds.de und beobachtete heimlich, wie er darüber nur noch mehr in Wut geriet. Ich schickte gleich die nächste Mail hinterher: »Gott sagt, man soll sich aber nicht so aufregen.«

Ich lebte in Wiesbaden, meine damalige Freundin war eine sehr hübsche, junge Frau, ich war – kurz gesagt – zufrieden, aber alles andere als euphorisch, was mein eigenes Leben betraf. Es war bunt und vollgepackt, jedoch war da noch ein wenig Platz für mehr.

Als sich die Stimmung zwischen Julian und mir schon deutlich getrübt hatte, sagte er einmal, dass ich ohne

WikiLeaks ein Nichts gewesen wäre. Und ich wäre nur daran beteiligt gewesen, weil ich nichts Besseres mit meinem Leben anzufangen gewusst hatte.

Er hatte recht! WL war das Beste, was mir bis dahin in meinem Leben passiert ist.

Allerdings litt ich vor WL keinesfalls an Langeweile: Ich hatte in meiner Küche einen Serverschrank stehen mit 8500 Kilowattstunden Stromverbrauch im Jahr; ich tüftelte permanent an irgendwelchen Netzwerk-Aufbauten herum, ich traf mich mit Leuten von den lokalen Chaos-Clubs. Damit war mein Tag mehr als ausgefüllt.

Doch ich war, wenn überhaupt, nur mit halbem Herzen dabei. All die Jahre über hatte meinem Leben etwas Entscheidendes gefehlt. Ein Sinn. Eine Aufgabe, für die ich wirklich brannte und für die ich alles andere stehen lassen wollte.

Der Chaos Computer Club war schon damals ein wichtiger Anlaufpunkt für mich, und die Clubräume in Berlin gehörten zu den ersten Adressen, wenn ich in die Hauptstadt kam. Wie soll ich beschreiben, was mir an den Leuten dort so gut gefiel? Sie waren alle ausgeprägte Eigenbrötler. Sehr kreative, kluge, mitunter etwas rauе Menschen, die ganz sicher keine Zeit mit falscher Freundlichkeit verschwendeten. Sie zahlten einem den vermeintlichen Mangel an Sozialkompetenz mit echter Loyalität zehnfach zurück, sobald sie einen als Mitglied akzeptiert hatten. Jeder von ihnen war 24 Stunden am Tag mit irgendetwas beschäftigt. Alle Clubmitglieder waren ausgewiesene Experten in ihren jeweiligen

Spezialbereichen, sei es in freier Software, elektronischer Musik, Visual Art oder Hacker-Stuff, IT-Sicherheit, Datenschutz oder Lightshows – das Spektrum ihrer Interessen war groß.

Zudem hatte der Club einen entscheidenden Vorteil gegenüber vielen anderen Communities: Er hatte einen Ort. Das ist für Menschen, die viel Zeit in digitalen Räumen verbringen, ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Im Club konnte man zusammensitzen, Probleme von Angesicht zu Angesicht diskutieren und, wie ich später feststellen durfte, in misslichen Situationen auch auf einer der zahlreichen Couches übernachten. Der Club sorgte dafür, dass die Szene regelmäßig zusammenkam, wie eben auf dem alljährlichen Kongress im BCC am Alexanderplatz.

Julian hatte sich Anfang Dezember 2007 im Chat bei mir gemeldet mit der kurzen Ansage: »Wir sehen uns in Berlin. Ich freu mich auf den Vortrag.«

Mein erster Gedanke war: Scheiße, hoffentlich klappt das auch. Bis kurz vor Beginn der Konferenz war gar nicht klar, ob er seine Rede halten konnte. Ich hatte zwar mein Bestes getan, um das zu arrangieren. Die Einreichungsfristen waren schon im August abgelaufen. Umgekehrt war ich mir genauso wenig sicher, ob ich bei den Machern des Kongresses nicht nur die Pferde scheu machte und am Tag X gar niemand von WL aufschlüge.

Wie es seine Art war, sollte Julian tatsächlich erst kurz vor knapp anreisen. Da stellte sich allerdings heraus, dass für ihn keine Rede vorgesehen war. Ich weiß bis heute

nicht, ob Julian überhaupt das Papier eingereicht hatte, das man von ihm gefordert hatte. Gut möglich, dass die Leute vom Club damals das Thema WikiLeaks auch nicht so verstanden oder unwichtig fanden. Auch möglich, dass viele im Club WL eher kritisch sahen und Julian deshalb aus dem Hauptprogramm verbannt hatten. Anfangs schlugen uns in Deutschland vor allem die Bedenken der starken Datenschutz-Bewegung entgegen. »Private Daten schützen – öffentliche Daten nutzen« war die Devise. Wir bewegten uns irgendwo dazwischen, und das gab viel Stoff für Diskussionen.

Jedenfalls stand der Vortrag zu WL nicht im offiziellen Programm. Die Veranstalter hatten ihm lediglich die Möglichkeit eingeräumt, in einem der Workshopräume im Keller eine kleine Präsentation zu halten. Julian machte schon an der Kasse Ärger, weil er sich weigerte, den Eintritt zu bezahlen. Er ging davon aus, dass er aufgrund seines Vortrags automatisch freien Eintritt hätte – was die Helfer an der Kasse anders sahen. Er war nicht auf der Liste der Sprecher verzeichnet, deshalb verlangten sie 70 Euro von ihm.

Julian legte seinen Rucksack im Presseraum ab – er reiste oft nur mit einem Rucksack – und beanspruchte den Raum von da an für sich.

Der Presseraum war ein nicht sehr großes Zimmer mit dunklem Fliesenboden und einer Tischreihe, die hinter Trennwänden aufgestellt war. Der Raum befand sich im toten Winkel des ersten Stocks, ganz am Ende des Ganges. Die Jalousien vor den Fenstern waren auch

tagsüber heruntergelassen. Normalerweise saßen hier die Journalisten mit ihren Laptops, um in Ruhe an Texten zu arbeiten. Julian nahm den Raum sofort in Besitz und sein Tagewerk auf, was bedeutete: Er verharrte stundenlang vor dem Rechner und hackte dabei in die Tasten. Und zwar laut.

Wollten andere den Raum auch nur eine Viertelstunde nutzen, um in Ruhe ein Radiointerview zu führen, weigerte Julian sich, den Raum zu verlassen oder zumindest seine Tastatur ein bisschen leiser zu bearbeiten.

Obwohl die Veranstalter abends alles daransetzten, sich des beharrlichen Gastes wieder zu entledigen, war Julian der Meinung, es stünde ihm zu, hier zu übernachten. Was er auch tat, vermutlich in seine Jacke gewickelt und auf den Tischen, die Fliesen waren sicherlich zu kalt.

Mein Gedanke, als ich ihn zum ersten Mal sah: cooler Typ. Er hatte eine olivgrüne Cargohose an und dazu ein schneeweißes Hemd, mit einer grünen Anzugweste aus Wolle darüber. Julian stach heraus, sein weißes Hemd blitzte aus der Menge.

Er bewegte sich sehr energisch, lässig, in großen Schritten. Wenn er die Treppen nahm, bebten die Planken. Es gibt Menschen, die auftreten, als wäre jeder Schritt eine Belastungsprobe für ihren Untergrund. Manchmal nahm er Anlauf, sprang und schlitterte ein Stück mit seinen ausgelatschten Camelboots über den frisch gebohnerten Boden. Oder er rutschte das

Treppengeländer herunter und überschlug sich fast bei der Landung. An so etwas hatte auch ich Spaß.

Das erste Mal trafen wir uns an der Wendeltreppe des BCC im ersten Stock. Es war an diesem Tag unfassbar voll. Unten bettelten verspätete Gäste um Einlass. Der Besucherrekord von 3000 Menschen war soeben gebrochen worden, und diese Menge schob sich plappernd durch die Gänge des Kongresscenters. Manchmal steckte man für zwanzig Meter Luftlinie eine Viertelstunde im Besucherstau. Bei uns oben, am Treppenaufgang, war es ein wenig ruhiger. Links stand ein weißes Ledersofa mit Blick auf den Alex. Julian und ich machten es für die nächsten Tage zu unserem Treffpunkt. Wenn einer zur Toilette musste oder sich etwas zu essen holte, passte der andere auf die Sachen auf. Die lauernden Blicke müder Kongressbesucher erwiderte ich mit einem Zähnefletschen.

Zuerst redeten wir stundenlang. Später saßen wir oft ruhig nebeneinander, Julian arbeitete versunken an seinem Rechner, ich tat es ihm gleich.

Ich weiß nicht, womit Julian gerechnet hatte, als er seine Reise nach Berlin antrat. Mir war der Kellerraum, den man uns für die Präsentation zugewiesen hatte, unangenehm. Zum Glück war er klein. Denn zu dem Vortrag kamen nicht einmal zwanzig Leute – kein einziges bekanntes Gesicht aus dem Club war darunter, was mich besonders betrübte. Ich verstand nicht, warum sich keiner von ihnen für die Idee von WikiLeaks

interessierte.

Ich saß ganz vorne auf der rechten Seite und beobachtete Julian, der in seinem freundlichen, australischen Akzent von WL erzählte. Julian trug jeden Tag die gleichen Klamotten. Das strahlend weiße Hemd, das mich bei unserem ersten Treffen so beeindruckt hatte, sah mittlerweile schon nicht mehr ganz so glanzvoll aus.

Wenn Julian enttäuscht war, so wenig Zuhörer in den Keller gelockt zu haben, so ließ er sich das zumindest nicht anmerken. Er sprach 45 Minuten lang, und als drei der Zuhörer im Anschluss noch etwas wissen wollten, beantwortete er geduldig ihre Fragen.

Mir tat er ein bisschen leid. Immerhin hatte er seine Anreise selbst bezahlt. Wenn ich mich zu den Zuhörern umdrehte, blickte ich zuweilen in etwas ratlose Gesichter.

Seine Vorträge würde er später deutlich anschaulicher gestalten und mit mehr Beispielen unterfüttern, damals stellte er alles noch sehr theoretisch dar. Julian war wirklich unermüdlich darin, bei anderen für seine Idee zu werben. In den darauffolgenden Monaten – WL war immer noch sehr unbekannt und man verwechselte uns häufig mit Wikipedia – haben wir so gut wie jedem von WL erzählt, der bereit war, uns auch nur ein paar Minuten zuzuhören. Und wenn es nur drei Leute waren. Heute kennt uns die ganze Welt. Damals zählte jede Seele.

Als auch diese drei Zuhörer keine Fragen mehr hatten, packte Julian seine Sachen, ging zurück zum Sofa und verbuddelte sich wieder in seine Arbeit.

Erst im Nachhinein habe ich erfahren, wie viel Ärger es mit den Veranstaltern gab und dass Julian mit vielen meiner Bekannten aneinandergeraten war. Der Club, der für mich damals schon so etwas wie meine soziale Heimat war, blieb nach unserem Auftritt lange skeptisch gegenüber WikiLeaks. Ich habe mich in den darauffolgenden Monaten immer wieder gefragt, woran das gelegen hat.

Mich hatte Julians Auftreten beeindruckt. Dieser drahtige Australier ließ sich von niemandem etwas sagen und durch nichts davon abbringen, an seiner Sache zu arbeiten. Er war außerdem sehr belesen und hatte zu vielen Dingen eine explizite Meinung. Seine Haltung zur Hacker Community zum Beispiel war eine ganz andere, als ich sie hatte. Er hielt diese Leute für Idioten, für »useless«. Er beurteilte Leute oft danach, ob sie einen »Nutzen« brachten, wie auch immer er diesen Nutzen dann definierte. Selbst Hacker, die besondere Fähigkeiten hatten, waren in seinen Augen Idioten, wenn sie diese Fähigkeiten nicht für ein übergeordnetes Ziel einsetzten.

Julians Urteile waren immer kompromisslos, seine Meinungen teilte er auch gerne ungefragt mit. Ich dachte mir schon damals, dass er sicherlich bei vielen Leuten aneckte damit.

Wir hatten vieles zu planen und zu bereden. Ich habe mich nicht gefragt, ob ich Julians Benehmen auffällig fände oder ihm vertrauen könnte. Die Frage, ob ich mit diesem Typen in ernsthafte Probleme hineinschlittern

könnte, stellte sich überhaupt nicht. Ganz im Gegenteil. Ich war geschmeichelt, dass er mit mir zusammenarbeiten wollte. Julian Assange war nicht nur der Gründer von WL, er war auch »Mendax«, Mitglied der *International Subversives*: Er war einer der großen Hacker, Mitautor von »Underground«, einem Buch, das von Kennern sehr geliebt wurde. Und wir verstanden uns auf Anhieb.

Er wollte wenig über mich wissen. Ich glaube, er hat mich respektiert als einen neuen Mitstreiter, der vom ersten Tag an gesagt hat, er will mithelfen, und der dabei geblieben ist. So einfach war das, und es war vermutlich viel mehr, als er von anderen Leuten bis dahin bekommen hatte. Das konnte ich bald selbst beobachten: Mit jeder Veröffentlichung kamen ein paar Freiwillige dazu, die sagten: »Wir wollen WikiLeaks unterstützen.« Doch wenn man ihnen konkrete Aufgaben übertrug, kam von etwa einhundert Freiwilligen vielleicht einer wieder, wenn überhaupt. Manche Aufgaben habe ich den Leuten über hundertmal gegeben und über hundertmal das Gleiche erklärt. Nie kam etwas dabei heraus.

Ich denke, Julian hatte diese Erfahrung schon oft gemacht, und er war deshalb froh, in mir einen Verbündeten gefunden zu haben. WikiLeaks verband uns schnell aufs Engste, denn wir hatten die gleichen Ideale. Wir standen damit auf Augenhöhe, das war jedenfalls mein Gefühl. Auch wenn er WikiLeaks gegründet hatte und mehr Erfahrung hatte als ich.

Der Kampf gegen die Bären

Im Januar 2008, ich war gerade erst bei WikiLeaks eingestiegen, gab es die erste Publikation, an der ich direkt beteiligt war. Jemand hatte einen Wust von Zahlen und Berechnungen, Organigrammen, Workflows und Verträgen in unseren digitalen Postkästen hochgeladen. Wozu sollte das gut sein? Julian und ich brauchten ein paar Tage, bis wir das Material überblickten. Auf Hunderten von Seiten waren der interne Schriftverkehr, Memos und Kalkulationen des Bankhauses Julius Bär abgebildet – einer der größten Privatbanken der Schweiz.

Menschen, die Geld auf Schweizer Banken hinterlegen, tun das, wie jeder weiß, nicht immer nur der guten Alpenluft zuliebe. Aus den Papieren ließ sich nachvollziehen, wie Millionenvermögen vor der Steuerfahndung versteckt wurden. Das war anhand konkreter Fälle erörtert. Es ging dabei um Vermögen zwischen fünf und einhundert Millionen Dollar – pro Kunde. Mit den entgangenen Steuern dieser mehreren Dutzend Großverdiener hätte man unzählige soziale Projekte fördern können.

Die Raffinesse der Bank war frappierend. Ein komplexes System aus Untergesellschaften und Finanztransaktionen stellte sicher, dass das Geld auf den Cayman Islands nicht nur vor Zugriffen gut versteckt war.

Die Bank verschleierte die Geldflüsse nicht nur im Interesse ihrer Kunden. Sie füllte sich dabei auch kräftig selbst die Taschen. Die Cleverness der Menschen, die sich das ganze System ausgedacht hatten, beeindruckte mich.

Wir recherchierten weitere Hintergründe, schrieben eine Zusammenfassung und stellten all das eins zu eins ins Internet. Eine Pressemitteilung ging an die Medien. Dann warteten Julian und ich gespannt auf eine Reaktion. Das war am Montag, dem 14. Januar 2008.

Dienstag war bei mir in der Firma Sitzungstag. Staff Meeting. Das bedeutete, mit 15 bis 20 Leuten in einem viel zu engen Sitzungsraum verbrauchte Luft einzutragen und auf Excel-Sheets zu starren. Der Uhrzeiger im Konferenzraum schien mit Pattex festgeklebt. Ich checkte alle fünf Minuten verstohlen auf meinem Handy, ob etwas über uns auf Google News auftauchte. Ich wusste, dass gewiss etwas passieren würde. Die Frage war nur, wann.

Auch wenn Website-Betreiber normalerweise genau wissen wollen, wer auf ihren Seiten surft und auf welche Buttons er klickt – das war technisch bei uns nicht vorgesehen, weil es dem anonymen Ansatz von WikiLeaks widersprochen hätte. So wussten wir nie, ob sich schon jemand das Material angeschaut hatte.

Als mein Vorgesetzter die Sitzung endlich beendete, packte ich meine Sachen und rannte aus der Firma. Auf dem Weg nach Hause kaufte ich im Bioladen um die Ecke Fleisch, Kartoffeln und Blumenkohl. Zurück in meiner Wohnung im Wiesbadener Westend – Souterrain, zwei

Zimmer, große Küche und Bad, alles ging von einem dunklen Flur ab – ließ ich die Einkäufe erst einmal auf der Arbeitsplatte in der Küche liegen und startete meine beiden Laptops. Da war sie bereits angekommen: die erste Reaktion im Fall Julius Bär. Die Initialzündung unseres Kampfes gegen die Mächtigen. Die Feuerprobe! Die Mail erreichte uns am 15. Januar 2008, um 20.30 Uhr.

Absender war der Anwalt einer Kanzlei mit Sitz in Kalifornien, die normalerweise Hollywoodstars vertrat. Er forderte uns in herablassendem Ton auf, den Urheber der Dokumente zu benennen und das Material von der Seite zu löschen.

»Heilige Scheiße«, schrieb Julian. »Guck dir die an.«

»Wir werden sie fertigmachen«, tippte ich zurück.

Julian und ich chatteten immer, wir telefonierten nie. Die Sätze, die in der nächsten Stunde zwischen irgendwo auf der Welt und Wiesbaden, zwischen Julian und mir, hin- und herflogen, waren voller Ausrufezeichen und Kraftausdrücke.

Während ich Kartoffeln schälte, Blumenkohl kochte und Schnitzel briet, überlegten wir, wie weiter vorzugehen war. Sorgen, dass etwas Schlimmes passieren könnte, man uns verhaften oder das Material sicherstellen würde, machte ich mir nicht. Wir waren auf Ärger eingestellt.

Offizielle Schreiben von Gerichten oder Behörden klingen immer so, als wären sie einzig dazu verfasst, beim Adressaten größtmögliche Ohnmachts- und Wutgefühle auszulösen. Diesmal blieb abzuwarten, wer

den Kürzeren zog. Es war zugleich der erste Test, ob sich das System, das in der Theorie so großartig ausgetüftelt war, in der Praxis bewährte.

Wir baten die Kanzlei um konkretere Angaben. Um welchen Klienten es sich denn handele, fragten wir nach. Wir würden gerne den für diesen Fall geeigneten Anwalt auswählen.

In der Realität waren wir weit davon entfernt, über einen großen Pool an Rechtsanwälten zu verfügen. Genauer gesagt hatten wir Kontakt zu einer einzigen Juristin, die uns ehrenamtlich half. Julie Turner lebte in Texas, und es verstrichen ein paar bange Tage, bis wir sie erreicht hatten. Wir gaben uns nach außen trotzdem den Anschein, über eine riesige Rechtsabteilung zu verfügen.

Für diesen Fall habe ich mir auch den Namen Daniel »Schmitt« zugelegt. Das war nicht sonderlich phantasievoll, so hieß meine Katze. Der Name sollte Privatdetektive fernhalten. Wir hatten von anderen gehört, dass große Bankhäuser nicht davor zurückschreckten, auf unbequeme Leute eine Privatdetektei anzusetzen. Ich hatte überhaupt keine Lust, mir hinterherschnüffeln zu lassen. Seit dem Fall Julius Bär bin ich den Namen nicht mehr losgeworden. Die Presse kannte mich nun als Daniel Schmitt, und es sollte dabei bleiben.

In den folgenden Tagen versuchte ich, so oft es ging, von zu Hause aus zu arbeiten. Ich klemmte mir gegen Mittag irgendein altes Gerät unter den Arm, winkte

meinem Vorgesetzten eilig und sagte was von »Versuchsaufbauten, Tschüüüß!« Wenn mein Handy während der Arbeitszeit klingelte, flüchtete ich in das Lager im 8. Stock.

Bald gingen weitere Mails ein. Zahlreiche amerikanische Medien- und Bürgerrechtsbewegungen schlugen sich auf unsere Seite. Schließlich ging es um ihre ureigensten Interessen: Informantenschutz und Pressefreiheit. Das grundsätzliche Problem, dass Mitarbeiter, die über Unrecht in ihren eigenen Unternehmen berichten wollten, daran aber durch interne Knebelverträge und Verschwiegenheitsklauseln gehindert wurden, war ja weithin bekannt und debattiert worden. Die Whistleblower-Thematik war in den USA auch schon viel weiter gediehen als in Deutschland, wo Geheimnisverräter eher als Denunzianten denn als Helden der Informationsfreiheit betrachtet wurden.

Doch zunächst sah es so aus, als würde uns die Gegenseite zu packen kriegen. Bei dem zuständigen kalifornischen Richter erwirkten die gegnerischen Anwälte eine einstweilige Verfügung. Der kalifornische Klageort hatte einen einfachen Grund: Die wikileaks.org-Domain war dort registriert. Die Kanzlei hatte geltend gemacht, dass die »Betriebsgeheimnisse« von einem »ehemaligen Mitarbeiter gestohlen« worden waren, der damit gegen eine »schriftliche Vertrauensvereinbarung« verstößen hätte. Der Richter gab dem Antrag statt. Die Seite wikileaks.org wurde daraufhin vom Netz genommen. Sie hatten uns gelöscht. Das dachten sie zumindest. Sie

hatten ja keine Ahnung von diesem Teil des Prinzips WikiLeaks, das bedeutete: Sobald man eine Seite vom Netz nahm, ploppten an anderer Stelle gleich hundert weitere auf. Deshalb war es quasi unmöglich, uns mundtot zu machen.

Ein weltweiter Sturm der Empörung brach los. Unsere Telefone klingelten ununterbrochen. Journalisten aus vielen Ländern wollten mit uns sprechen, wir brauchten Tage, um alle Mails zu beantworten. Wegen der Zeitverschiebung schlief ich kaum noch. Es entstanden zahlreiche Artikel und Sendungen, in denen die Medien über den Fall berichteten.

Die Journalisten waren so klug, auf die etwa 200 weiteren Websites hinzuweisen, über die WL nach wie vor erreichbar blieb. Die *New York Times* widmete dem Fall mehrere Artikel und veröffentlichte unsere IP-Adresse. Das Ganze gipfelte in der Headline von *CBS News*: »Freedom of Speech has a Number«. Die Redefreiheit hat eine Nummer. Und diese Nummer war die IP-Adresse von WikiLeaks: 88.80.13.160. WIR waren die Nummer. Eine ganz schön große sogar.

So wurden wir Anfang 2008 innerhalb weniger Tage bekannt. Ohne die Klage von Julius Bär hätten wir das niemals so schnell erreicht. Wir bekamen danach viel Zuspruch, Hilfsangebote und neue Dokumente. Ich weiß nicht, wann sich mein Leben davor schon einmal so rasant angefühlt hatte.

Die Krönung aber war, dass wir den arroganten Anwälten Paroli bieten konnten. Nach knapp zehn Tagen

revidierte der Richter sein vorschnelles Urteil, und die Seite wurde wieder freigeschaltet. Dafür ist wohl nicht zuletzt der öffentliche Druck verantwortlich gewesen. Eine Woche später ließ auch das Bankhaus Julius Bär die Klage fallen. Erst vor kurzem habe ich gelesen, dass der Geldzufluss der Bank durch europaweite Ermittlungen zum Steuerbetrug im Jahr 2010 drastisch zurückgegangen ist. Es gab übrigens auch nie wieder eine Klage gegen WikiLeaks.

Wir publizierten den gesamten Schriftverkehr, der zwischen uns und den Anwälten hin- und herging. Hätte Julius Bär die Publikation stillschweigend akzeptiert, wäre der Schaden für die Bank deutlich geringer gewesen.

An der Kommunikation waren – scheinbar – zahlreiche Menschen beteiligt. Wohingegen selbst in unseren besten Zeiten bei WL nie mehr als eine Handvoll Leute mit den wichtigsten Aufgaben betraut war. Ehrlich gesagt, waren es über weite Strecken nur Julian und ich, die einen Löwenanteil der Arbeit erledigten. Wenn ein »Thomas Bellmann« oder ein »Leon aus dem Tech-Department« Mails beantwortete oder versprach, die Anfrage an die Rechtsabteilung weiterzugeben, dann war das niemand anderes als ich.

Auch Julian arbeitete mit allen möglichen Namen. Ich werde immer noch gefragt, ob ich Kontakte zu Leuten aus dem Projekt vermitteln kann. Ich gebe die E-Mail-Adressen gerne weiter. Aber ich weiß bei einigen Namen bis heute nicht, ob es sich bei diesen Personen um reale Menschen handelt oder nur um einen weiteren Julian

Assange. »Jay Lim« kümmerte sich bei uns um Rechtsfragen. Jay Lim? Ein Chinese vielleicht? Ich habe ihn weder getroffen noch gesprochen. Auch mit den chinesischen Dissidenten, die an der Gründung von WikiLeaks beteiligt gewesen sein sollen, hatte ich nie Kontakt.

Zu lange gab es auch nur einen einzigen Server, obwohl uns beiden klar war, dass wir das nach außen anders kommunizieren mussten. Unsere Infrastruktur sollte breit aufgestellt wirken. Wenn dieser Rechner ausfiel, hielt man es draußen im Zweifel für einen feindlichen Angriff oder Zensur, tatsächlich hieß das ganze Geheimnis schlicht: Technikschrott. Vielleicht auch Unprofessionalität, zumindest Nachlässigkeit, wenn man ehrlich war. Hätte die gegnerische Seite damals gewusst, dass wir nur zwei extrem großmäulige junge Männer mit einer einzigen Uralt-Maschine waren, hätte sie eine Chance gehabt, den Aufstieg von WikiLeaks zu stoppen. Oder uns zumindest deutlich mehr Ärger zu machen.

2009, auf unserem letzten gemeinsamen *Chaos Communication Congress*, saßen Julian und ich in einem Vortrag, bei dem es um ein neues Programm zur Literaturanalyse ging. Die Referenten legten dar, wie einfach es sei, unterschiedliche Texte auf ein und denselben Urheber zurückzuführen. Nicht nur die Handschrift eines Autors, auch wiederkehrende Stilelemente, Worte oder sein Satzbau machten ihn als Urheber unterschiedlichster Texte unverwechselbar.

Ich stupste Julian mit dem Fuß an. Wir guckten einander an und mussten beide laut loslachen. Hätte jemand unsere Dokumente mit einem solchen Programm analysiert, hätte er festgestellt, dass hinter der Vielzahl von Pressemeldungen, Dokumenten-Analysen und Korrespondenzen oft die gleichen Leute standen, die sich mit einem bunten Strauß an Identitäten schmückten.

Auch die Zahlen über unsere freiwilligen Helfer waren, vorsichtig ausgedrückt, stark übertrieben. Schon am Anfang sagten wir, es gebe mehrere tausend Freiwillige und hunderte aktive Helfer, die uns bei der Arbeit unterstützten. Wir haben dabei nicht direkt gelogen, denn wir zählten einfach alle Leute mit, die sich bei uns auf einer Mailing-Liste eingetragen hatten. Diese Menschen hatten sich in der Tat irgendwann einmal gemeldet und angekündigt, das Projekt unterstützen zu wollen. Die allermeisten wurden nie aktiv, das waren nur Namen.

In meinen ersten Monaten bei WL war mir das nicht gleich klar. Ich wunderte mich gelegentlich, außer Julian so selten jemanden zu treffen, kaum von jemandem zu hören, der außer uns beiden eine Aufgabe erledigte. Die anderen Mailschreiber bedienten sich zudem des gleichen WL-Accounts wie Julian. Als ich merkte, wie wenig Leute tatsächlich beteiligt waren, steigerte das nur mein Gefühl, unverzichtbar zu sein. Und der Eindruck, mit so wenigen Leuten so viel zu bewegen, war sehr motivierend.

Unsere Bären-Veröffentlichung rief auch einen gewissen Ralf Schneider* auf den Plan. Schneider* war ein

deutscher Architekt und in den Zusatzinformationen des Whistleblowers als einer der Steuerhinterzieher benannt. Er schrieb uns eine Mail. Er hätte zwar gerne mehrere Millionen, um sie in der Schweiz in Sicherheit zu bringen, es müsste sich aber um eine Verwechslung handeln. Ich war erschrocken.

Die Informationen zu den Personen kamen von unserer Quelle. Und wer auch immer es war, der uns die Dokumente zugespielt hatte, er hatte auch einige Informationen zu den Kunden recherchiert und sie den Dokumenten beigefügt – in der Hoffnung, uns beim Verstehen der Papiere zu helfen. Ausgerechnet bei diesem Namen war ihm ein Fehler unterlaufen. Er hatte den deutschen Architekten Ralf Schneider* mit dem wahren Übeltäter ähnlichen Namens verwechselt, nämlich mit einem Schweizer Berufskollegen namens Rolf Schneider*. Genauso wie wir bereits alle Hinweise der Quelle mitveröffentlicht hatten, trugen wir jetzt auch die Informationen zu dem Irrtum nach. So hieß es auf der Seite zunächst: »Dieses Dokument, die Beschreibung und einige Kommentare sind laut drei unabhängigen Quellen abgesehen von Julius Bär falsch oder verfälschend. WikiLeaks untersucht die Sache.«

Drei unabhängige Quellen? Das klang gut. War aber leider ausgedacht.

Warum hatten wir den Namen nicht gleich gelöscht, wenn die Information doch einen Unschuldigen in Schwierigkeiten brachte? Wir entschieden uns dagegen,

weil es keineswegs unüblich war, dass sich Menschen, die ihre Namen in negativen Zusammenhängen publiziert sahen, mit der Bitte an uns wandten, den Eintrag umgehend von der Seite zu tilgen. Wir wollten die Informationen erst prüfen, bevor wir sie korrigierten.

Schneider* war zu Recht aufgebracht. Wenn Kunden »Ralf Schneider, Architekt« mit Google suchten, stießen sie auf der ersten Seite auf den Treffer, der ihn in Zusammenhang mit den Finanzbetrügereien brachte. Er konnte uns gegenüber aber nachweisen, dass die anderen Informationen aus den Dokumenten nicht zu seinem Profil passten. »Ich habe und hatte zu der Bank Julius Bär zu keinem Zeitpunkt eine Bankverbindung«, schrieb er uns. »Ich habe kein Haus in Mallorca, keine Bankverbindung auf Cayman und lebe auch nicht im Ausland. Meinen Rechtsanwalt habe ich bereits beauftragt, Strafanzeige wegen Verleumdung bei der Staatsanwaltschaft in [...] zu stellen.«

Eigentlich wollten wir an den Originalaussagen der Quelle nichts verändern und behelfen uns lieber mit weiteren Erläuterungen. Aber als sich Schneider* nach einem Jahr noch einmal meldete, weil die Google-Suche nach seinem Namen immer noch zu uns führte, kümmerte ich mich darum, dass die Seiten im Archiv der Suchmaschine aktualisiert wurden.

Schneider* ist zu Unrecht verdächtigt worden. Soweit ich weiß, war er in der ganzen Geschichte von WL der Einzige. Mir tat er leid. Aber bei allen anderen Beschwerden, Drohungen und Bitten, die uns zu unseren

Leaks davor und danach noch erreichen sollten, handelte es sich am Ende immer um den Versuch, die eigenen Missetaten zu verschleiern. Die Leute gaben sich selbst bei Google ein und entdeckten den Link, der auf WL verwies. Dann meldeten sie sich aufgeregt bei uns. Von Drohungen über Bitten bis hin zu Bestechungsversuchen ließen sie nichts unversucht. Wir hatten unseren Spaß mit ihnen.

Wir hatten beispielsweise eine Klageschrift von Rudolf Elmer veröffentlicht. Elmer war bis 2003 Vizechef für Julius Bär auf den Cayman Islands gewesen und hatte 2008 eine Beschwerde wegen verschiedener Verstöße gegen die Menschenrechtskonvention beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte eingereicht. Viele glauben, dass Elmer auch die Quelle für die Julius-Bär-Daten war. Auf jeden Fall war er spätestens nach dem Verlust seines Jobs bei Julius Bär zu einem engagierten Kämpfer gegen das Schweizer Bankengesetz geworden. In einem Nebensatz steht in dieser Klage, dass sich ein John Reilley* von der Bank Julius Bär habe beraten lassen. Reilley* ist ein bekannter Investor, der sich auf seiner Homepage selbst als Großfinancier von sozialen Projekten und als »Philanthrop« feiern lässt.

Ein paar Tage nach der Veröffentlichung meldete sich ein gewisser Richard Cohen* bei uns. Er begann sein Schreiben mit einer Lobeshymne auf WikiLeaks, formulierte rühmend weiter und endete mit dem Vorschlag, er würde ja gerne spenden, aber weil PayPal derzeit nicht funktioniere, möchte er noch lieber ein

eigenes Fundraising in Manhattan für uns organisieren. Dann erwähnte er in einem Nebensatz, dass er »zufällig« bei WL einmal nach seinem Investor geguckt habe, und na, wie könne denn das angehen, da tauche ja John Reilley* im Zusammenhang mit diesen Steuerbetrügereien auf. Reilley* sei über jeden Zweifel erhaben. Ob es sich möglicherweise um einen Übersetzungsfehler handele?

Sein freundlicher Ton änderte sich, als wir in wenigen Sätzen zurückschrieben, mit unserer Übersetzung sei alles in bester Ordnung.

Uns wurde mit einer Reihe von Anwälten, Gerichtsverfahren und Maßnahmen gedroht, *Transparency International* und der liebe Gott sollten informiert werden. Auf mehr als einer Seite führte Cohen* aus, wie der Apparat uns alsbald in der Luft zerreißen, wie eine Fliege zerquetschen und von der Stiefelspitze wischen würde. Unsere nächste Antwort war noch kürzer: »Stop wasting our time and yours with this idiocy.«²

Ich gebe zu, dass es manchmal ein gutes Gefühl war, sich vorzustellen, wie die Gegenseite vor Wut in die Stuhllehne biss. Mich hatten in diesem Leben ja nun auch schon ein paar Leute geärgert.

Wir entwickelten ein gutes Gefühl für Anfragen, die mit Lobeshymnen begannen. Sie endeten fast immer übel.

Wir veröffentlichten auch die Antworten unserer Gegner, ihre Hymnen und Flüche auf unserer Seite.

Sobald wir sie darauf hinwiesen, brach der Ansturm abrupt ab.

Dass wir alles publizierten, was bei uns einging, entsprach unserem Verständnis von Transparenz. Wie hätte man es auch anders handhaben sollen? Man hätte uns sonst Parteilichkeit vorgeworfen. Ob es die Rechten traf oder die Linken, sympathische Menschen oder doofe, wir veröffentlichten alles. Höchstens Belangloses filterten wir heraus. Sicher gingen unsere Publikationen mitunter sehr weit, private E-Mails, die das Leben von unbeteiligten Dritten betrafen, waren nicht ausgenommen.

Wir veröffentlichten zum Beispiel auch den Mailverkehr des Holocaust-Leugners David Irving. Damit vermasselten wir ihm indirekt seine Lesereise durch die Vereinigten Staaten. Nach dem Bekanntwerden seiner Auftrittsorte hatte kaum noch ein Veranstalter Lust, sich einen Aufmarsch protestierender Irving-Gegner einzuhandeln. Gleichzeitig enthüllten die Mails den rabiatischen Umgang des umstrittenen Historikers mit seiner eigenen Assistentin. Das war zweifelsohne eine private Angelegenheit. Vermutlich war die Veröffentlichung für die Mitarbeiterin unangenehm. Wer wird schon gerne als Opfer bloßgestellt? Aber um unparteiisch zu bleiben, mussten wir unseren Willen zur Transparenz zum ehernen Prinzip erheben.

Julian gingen Prinzipien über alles. Als eine unserer Quellen eine Sicherheitslücke auf der Website des

amerikanischen Senators Norm Coleman aus Minnesota entdeckte und uns kurzerhand die öffentlich einsehbaren Daten zusandte, wollte Julian nicht nur die Liste der dort verzeichneten Unterstützer veröffentlichen, sondern auch ihre genauen Kreditkarten-Daten, inklusive der Prüfnummern. Zwar informierten wir alle Betroffenen per Mail über die bevorstehende Veröffentlichung, damit sie ihre Konten sperren lassen konnten. Die Daten waren zudem schon seit mehreren Wochen in Tauschbörsen zu finden. Dennoch schien mir das Risiko zu groß – und vor allem unnütz. Die exakten Kreditkarten-Daten von den Coleman-Spendern hatten keinen weiteren Erkenntniswert. Nach langem Gezeter einigten wir uns auf eine Veröffentlichung, in der die letzten Stellen der Kreditkarten-Nummern geschwärzt waren.

Julian schien es zu genießen, so viel Ärger wie möglich zu verbreiten. Er erklärte mir, Menschen ärgerten sich gerne. Spam zum Beispiel hielt er für ein willkommenes Übel, über das sich die Menschen gerne erbosten. Man tat ihnen damit indirekt einen Gefallen, glaubte er. Zufällig war ihm kurz zuvor ein Fehler mit einem Mailverteiler unterlaufen, wodurch 350 000 Menschen in einer wiederkehrenden Schleife Mails von WikiLeaks erhielten. Unsere Mailadresse landete daraufhin in einigen Filterlisten für Spam, und es war nicht so leicht, uns da wieder herauszunehmen. Julian schaffte es dennoch, dem Ganzen etwas Positives abzugewinnen, indem er behauptete, die Leute freuten sich, wenn sie sich aufregen dürften.

Ähnlich wichtig nahmen wir lange Zeit die Regel, Dokumente in der Reihenfolge ihres Eingangs zu bearbeiten. Wir wollten alles publizieren, was uns erreichte, eine Mindest-Relevanz vorausgesetzt. Das haben wir bis Ende 2009 auch so durchgehalten. Bis vor allem Julian immer mehr darauf drängte, die medienwirksamen Themen unter hohem Zeitdruck zuerst nach draußen zu pusten – ein Vorgehen, das später für erheblichen Streit zwischen uns sorgen sollte.

Doch zu Bären-Zeiten wäre ernsthafter Streit zwischen Julian und mir undenkbar gewesen. Wir sahen uns selten, meistens chatteten wir. Wenn wir uns trafen, war es herzlich. Er sagte immer »Hoi« als Begrüßung. Und »How goes?«, um zu fragen, wie es mir ginge. Julian war vielleicht kein sonderlich verbindlicher Typ, aber er hatte das Talent, ein warmes Gefühl gegenseitiger Anerkennung herzustellen.

Schon damals konnten wir uns nicht an normalen Plätzen verabreden. Julian hatte Sorge, dass man uns beobachtete. Er fand es zu gefährlich, wenn man uns zusammen sah. Ich holte ihn auch nie vom Flughafen ab oder vom Bahnhof, er schlug meistens irgendwo auf, klopfte spät abends an der Tür oder bat mich kurzfristig an einen Treffpunkt. Ich weiß noch, wie wir uns Ende 2008 nach langer Zeit das erste Mal wiedersahen und ich ihn in Berlin unten in der U-Bahn-Station »Rosa-Luxemburg-Platz« abholte. Er kam auf mich zu, wir umarmten uns fest.

»Gut, dich zu sehen«, sagte er.

»Finde ich auch«, antwortete ich.

Ich hatte ihn gerne um mich. Ich wusste, er kämpfte für dieselbe Sache wie ich. Er machte sich genauso wenig daraus, dass er sich für viel Geld an die Industrie hätte verkaufen können. Und es ging auch ihm darum, etwas Nützliches für die Gesellschaft zu tun und den Bastards auf die Mütze zu hauen, wie er mal gesagt hat.

An einem Wochende im Sommer 2008 organisierten wir uns einen Mietwagen, einen silbernen Mercedes C-Klasse-Kombi. Wir luden den Kofferraum voll mit Servern, die wir von den ersten Spenden gekauft hatten, und machten eine kleine Europa-Tournee. Das war dringend nötig. Unsere Infrastruktur ätzte unter den zunehmenden Einsendungen und Seitenabrufen. Für den Anfang war es in Ordnung gewesen, sich ein bisschen größer zu machen, als wir tatsächlich waren. Aber eigentlich war unsere technische Infrastruktur eine Zumutung. Unverantwortlich. Hätte damals jemand herausgefunden, wo unsere Maschine stand, er hätte WL sehr einfach den Garaus machen können.

Ich hatte eine Route für unsere Standorte ausgetüftelt. Sie sollten im In- und Ausland sein, möglichst unauffällig, möglichst sicher. Die Orte mussten unbedingt geheim gehalten werden – auch um die Leute, die den Serverplatz für uns anmieteten, nicht in Gefahr zu bringen.

Wir hatten an diesem Wochenende eine anstrengende Tour vor uns. Die Mitarbeiter der Mietwagenfirma sollten

24 Stunden später, als wir den Wagen zurückbrachten, ziemlich erstaunt auf den Tacho gucken – wir hatten 2100 Kilometer zurückgelegt.

Ich musste also aufs Gaspedal treten, im Rückspiegel immer die folgenden Wagen im Blick, aus Sorge, jemand könnte unsere geheime Mission beobachten; neben mir ein zeternder Julian. Er war ein entsetzlicher Beifahrer. Er klagte die ganze Zeit, dass ich zu schnell führe. Als Australier kamen ihm die Straßen zu eng und zu dicht befahren vor. Außerdem wurde er wohl das Gefühl nicht los, ich würde auf der falschen Seite fahren.

In einem der zahlreichen Rechenzentren, in denen wir unsere Server in Gang setzten, holte sich Julian einfach ein Stromkabel aus dem Nebenraum und schnitt es in der Mitte durch. Daraus bastelte er sich einen neuen Anschluss für den Laptop, weil sein eigenes Netzteil nicht bis zur nächsten Steckdose reichte. Dass in solchen Rechenzentren Überwachungskameras installiert sind und dass die Mitarbeiter es sicher nicht schätzten, wenn man ihre Kabel durchschneidet, störte ihn nicht.

Ich erinnere mich auch gut, mich auf der Tour durch die Schweiz von meinen letzten Franken mit Ovomaltine eingedeckt zu haben. Ich liebe diese Schweizer Trinkschokolade und freute mich schon die ganze Fahrt darauf, mir zu Hause ein riesiges Glas zu machen. Doch als wir in Wiesbaden ankamen, war nichts mehr von dem Kakaopulver übrig. Julian hatte die Packungen einfach aufgerissen und sich in den Mund geschüttet.

In der Schweiz dachten wir kurz darüber nach, uns in

Zürich in Siegerpose vor dem Julius-Bär-Gebäude zu fotografieren. Wenn die Zeit nicht so knapp gewesen wäre, hätten wir das sicherlich getan. Überdies hatte bei uns der Bärchen-Talk Einzug gehalten. So sprachen wir über unseren Sieg gegen das Bankhaus zum Beispiel nicht von »David gegen Goliath«, sondern von »David gegen die Bären«.

Danach hat es vielleicht bedeutendere Leaks gegeben, Enthüllungen von weltpolitischer Relevanz, glorreiche Minuten in den 20-Uhr-Nachrichten. Dennoch haben wir uns nie wieder so direkt über einen Triumph freuen können wie über die erlegten Bären. Ein Bankhaus mit unendlichen Ressourcen, das eine Promi-Anwaltskanzlei mit seiner Vertretung betraut hatte – und die konnten nichts ausrichten gegen uns und unser cleveres Konstrukt. Diese Bärenbosse waren es vermutlich gewohnt, andere mit einem einzigen Brief zum Schweigen zu bringen. An uns verbrannten sie sich die Tatzen. Zumal: Wenn dort, wo es um derart hohe Milliarden-Beträge ging, nicht die mächtigsten und cleversten Leute überhaupt wirkten, wo sonst? Solche Leute fanden für jeden schmutzigen Deal ein passendes Schlupfloch. Doch in diesem Fall hatten unsere Gegner es nicht geschafft, eine Lücke zu finden, durch die sie uns hätten packen können. Und wir waren damals nur zwei Leute mit einer schäbigen kleinen Maschine. Mir wurde das erste Mal bewusst, dass wir es mit der ganzen Welt hätten aufnehmen können.

Es wäre übertrieben zu sagen, das hätte meinem Ego entscheidenden Aufwind gegeben. Ich litt schon damals nicht unter mangelndem Selbstwertgefühl. Aber wenn man eine Horde Bären erlegt hatte, ging man doch ein bisschen breitschultriger durchs Leben.

Von meiner Wohnung aus war es nicht weit bis zu dem links-alternativen Hofladen »Haselnuss«, in den ich jeden Tag zum Einkaufen ging. Der Laden war nur zwei Kreuzungen entfernt die Straße hinunter. Meine Berührungspunkte mit der normalen Welt waren schon damals nicht mehr sehr zahlreich, der Hofladen gehörte zu den wenigen, die geblieben waren. Und nach der Julius-Bär-Geschichte ging ich dort mit dem Gefühl einkaufen: Wenn ihr wüsstet, wen wir grad plattgemacht haben – das fändet ihr auch gut.

Es waren immer die gleichen drei Mitarbeiter da. Mit ihnen plauderte ich, während sie mir meinen Becher Schlagsahne oder Schwedenmilch einpackten. Irgendwann fragten sie mich, was ich eigentlich beruflich mache. Ich glaube, von meinen bemühten Erklärungen über das Internet und die Korruptionsbekämpfung blieb nur hängen, dass ich wohl so einer von diesen IT-Spinnern sein musste. Sie lächelten freundlich und packten mir noch ein Gläschen von der neuen Fair-Trade-Erdnussbutter ein, »zum Probieren!« Wir sprachen dann weiter über Brotaufstriche, das interessierte sie mehr.

Im Hofladen »Haselnuss« lagen auch Zeitungen aus.

Und zwar weniger Publikationen, die das Weltgeschehen aus queer-marxistischer Perspektive beleuchteten, als seriöse Bürgerblätter wie die FAZ. Ein paar waren darunter, in denen etwas über den Fall Julius Bär gestanden hatte. Manchmal schielte ich zu den Stapeln und freute mich heimlich, dass die »Haselnuss«-Mitarbeiter nicht wussten, dass einer von diesen WikiLeaks-Leuten der schlaksige Typ mit bedrucktem T-Shirt und schlechter Rasur war, der jeden Tag bei ihnen einen Becher Schlagsahne kaufte, um ihn zum Frühstück zu verputzen.

Die Sekte und wir

Zeit, uns auf den Lorbeeren auszuruhen, blieb nicht. Kurz nach dem Julius-Bär-Leak trafen bei uns die ersten Dokumente zu Scientology ein. Woher sie kamen, wussten wir selbst nicht. Dennoch war es wohl kein Zufall, dass fast gleichzeitig eine Reihe von *Anonymous*-Leuten in unserem Chat auftauchte.

Diese internationale Gruppe von Netzaktivisten hatte Scientology den Krieg erklärt. Ihren Namen verdankt sie dem Umstand, dass Internetnutzer, die in Foren oder Imageboards keine Angaben zu ihrer eigenen Identität machen wollen, den Benutzernamen »Anonymous« bekommen. Zu erkennen sind sie an den Guy-Fawkes-Masken, die sie aus der Graphic Novel »V wie Vendetta« übernommen haben. Guy Fawkes war ein Putschist, der 1605 das englische Parlament in die Luft sprengen wollte. Sein Antlitz dient dem Protagonisten in »V wie Vendetta« als Maske. Auch die *Anonymous*-Leute nutzen diese Maske, wenn sie in YouTube-Videos oder bei Protestaktionen auftauchten. Diese Männermaske mit dem Spitz- und Schnurrbart sowie Dauerlächeln sieht ein bisschen unheimlich aus.

Auf ihrer Website erklären *Anonymous* ihre Maskerade mit der Angst vor Scientology: »Es könnte so aussehen, als würden wir versuchen, furchteinflößend zu wirken,

aber das sind wir nicht. Die Scientology-Organisation verfolgt zuweilen normale Bürger, die gegen deren Machenschaften protestieren. Mit verfolgen meinen wir nachspüren und belästigen. Sie spüren nur deswegen einer Person nach, weil diese nicht ihre Weltanschauung teilt. Wir schützen uns nur selbst vor Einschüchterung und Belästigung, wie einige unserer Leute sie schon erdulden mussten. Die Scientology-Organisation ist wahnsinnig wohlhabend, verfügt über ein unglaubliches Juristen-Team und ist berüchtigt für abwegige Rechtsstreitigkeiten. Daher die Masken.«

Video-Beiträge oder Botschaften signieren *Anonymous* zudem mit ihrem Motto: »Knowledge is free. We are Anonymous. We are Legion. We do not forgive. We do not forget. Expect us!«³

Scientology war ein mächtiger Gegner. Die Sekte hat schon viele mundtot gemacht, die über sie berichten wollten. Vor allem Mitglieder, die mit Scientology gebrochen hatten und nun andere Menschen vor den Methoden der Sekte warnten, wurden mit Prozessen überzogen, belästigt und eingeschüchtert.

Bei uns konnten Insider Informationen publizieren, ohne Gefahr zu laufen, von Scientology verklagt zu werden. Wir hatten mit dem Julius-Bär-Fall bewiesen, dass man gegen uns nichts auszurichten vermochte.

Zunächst veröffentlichten wir vor allem interne Handbücher der Sekte. In der Folge gingen immer mehr Dokumente bei uns ein. Nachdem wir das »System Bank«

durchdrungen hatten, tauchten wir nun also ab in das »System Sekte«. Ich hatte mich vorher nie groß mit Scientology beschäftigt und war fasziniert.

Als Scientologe arbeitet man sich sozusagen eine Karriereleiter empor, von Level zu Level, mit dem Ziel, »clear« zu werden. Je nach Leistung erreicht man dabei einen bestimmten »Thetanen-Level«.

Thetanen sind merkwürdige Geschöpfe. Angeblich litt vor Millionen von Jahren unser aus 76 Planeten bestehendes Universum an einer Überbevölkerung. Einer der intergalaktischen Kriegsherren namens Xenu reiste mit einem Rettungsauftrag durch die Galaxien. Wie ein Gegenpart zum alttestamentarischen Noah sammelte Xenu den Abschaum der Bevölkerung des Universums zusammen, vor allem Verbrecher und andere zwielichtige Gestalten. Hier auf Erden ließ er sie dann umbringen. Dazu sperrte er sie zum Beispiel in hawaiianische Vulkane und zündete darüber Wasserstoffbomben. Alles klar!

Seitdem gibt es auf der Erde Thetanen, die Geister der Ermordeten. Auf der Suche nach einem Körper hängten sie sich an die primitiven Menschen an und nahmen in ihnen Gestalt an. Und wenn der heutige Mensch nun ein Problem hat, liegt das immer noch an dem Thetanen, der tief in seinem Inneren schlummert – besagt die Lehre von Scientology. Scientology bietet dem Menschen folglich Hilfe dabei, den inneren Thetanen abzuschütteln. Gründer L. Ron Hubbard behauptet von sich – dazu publizierten wir die frühen Audio-Aufnahmen mit seinen Auftritten aus den 50er Jahren –, er sei einige Hundert

Millionen Jahre alt und reise als Beobachter durch das Weltall.

Diesen Unsinn kann man vermutlich selbst den dümmsten Neumitgliedern von Scientology nicht unmittelbar zumuten. Daher gibt es diese Informationen erst ab dem Erreichen einer bestimmten Karrierestufe. Davor dürfen die Sektenmitglieder keinesfalls einen Blick in den Teil der Schriften werfen, auf den sie noch nicht vorbereitet sind. Zum Beispiel erfahren Scientologen erst ab Level 3, dass ihre Welt von Außerirdischen bevölkert wird.

Die Handbücher sind nicht nur geheim, sie sind vor allem teuer. Um zum Beispiel über die Existenz der Außerirdischen informiert zu werden, hat man in der Regel schon den Gegenwert eines Einfamilienhauses an Scientology vermacht. Man kann sich also vorstellen, welchen Wert die E-Books hatten, die wir auf unserer Seite veröffentlichten. Auch deshalb musste Scientology sauer auf uns sein.

Wer bei der Bekämpfung seines Thetanen nicht schnell genug vorankommt, muss »rehabilitiert« werden. Das heißt, wenn er Pech hat, landet er in einem sogenannten *Rehabilitation Force Project (RFP)*. Dort geht es zu wie in einer Besserungsanstalt.

Scientology betreibt auch eine eigene Schiffsflotte, bestehend aus Kreuzfahrtschiffen. Diese sekteneigene Marine heißt *Sea Organisation*, kurz *Sea Org*. Wer auf diesen Schiffen schlechte Leistungen aufweist, kann in die entsprechende *Sea-Org-RFP-Einheit* kommen. Das kann

eine Reihe absurder Strafmaßnahmen nach sich ziehen. In den uns vorliegenden Dokumenten lässt sich nachlesen, womit der Betroffene zu rechnen hat.

Zum Beispiel muss er zur Strafe einen schwarzen Ganzkörper-Gummianzug tragen und wird vom Rest der Crew isoliert. Die Mahlzeiten darf er erst nach allen anderen einnehmen und nur das essen, was seine Kollegen übrig gelassen haben. Er darf sich nicht mehr in normaler Geschwindigkeit bewegen, sondern muss immerzu laufen. Auf dem Schiff muss er die Jauche-Container leeren oder ähnlich degradierende Arbeiten erledigen, die ihm zudem andere Mitglieder aufzwingen können. Nur wenn er solche Strafarbeiten erledigt hat, darf er sich wieder seinen eigentlichen Aufgaben widmen, seiner geistigen Weiterentwicklung, dem Studium der Schriften.

Lisa McPherson war eine junge Frau, die 1995 in der Obhut von Scientology ums Leben gekommen ist. Das löste die erste größere Empörungswelle gegen Scientology in den Medien aus. Zuvor war die Sekte eher unbekannt gewesen.

Die Todesumstände von McPherson sind bis heute nicht vollständig geklärt. Bekannt ist nur, dass die 36-Jährige nach einem leichten Autounfall mit einem Nervenzusammenbruch ins Krankenhaus eingeliefert worden war. Dort war sie von zwei Scientologen abgeholt worden, die behaupteten, anhand von Dokumenten belegen zu können, für McPhersons Gesundheit

verantwortlich zu sein. In einer der Rehabilitations-Abteilungen unterzog man die Frau einem sogenannten *Introspection Rundown*. Wir waren die Ersten, die dazu konkrete von Scientology festgelegte Verfahren veröffentlichen konnten.

Niemand darf während einer solchen Prozedur mit den Betroffenen sprechen. Durch die Isolation sollen sie lernen, sich aus ihrer Situation selbst zu befreien. Für jemanden, der an einer psychischen Krise leidet, ist eine solche Isolation fatal.

Lisa McPherson hatte eine psychische Krise. Das Gerichtsgutachten stellte später fest, dass sie viel zu wenig zu trinken bekommen hatte. Schwerer Wasserverlust und Bettruhe führten schließlich zu einer Thrombose, die nicht bemerkt oder nicht angemessen behandelt wurde, sie starb an einer Lungenembolie. Ihr *Rundown* endete also tödlich. Die Leiche, die sich in einem sehr schlechten Zustand befand, übergaben die Scientologen am 5. Dezember 1995 an ein Krankenhaus in Florida.

Gegen Scientology-Verantwortliche wurde in der Folge wegen unterlassener Hilfeleistung und Ausübung des Arztberufes ohne Genehmigung ermittelt. Das Strafverfahren wurde im Sommer 2000 aus Mangel an Beweisen eingestellt. In einem weiteren Verfahren einigten sich die Angehörigen im Jahr 2004 mit Scientology auf einen Vergleich, dessen genauer Betrag nicht öffentlich kommuniziert wurde.

Was unsere Veröffentlichungen unter anderem so

wertvoll machte, war nicht nur, dass sie die genauereren Abläufe etwa zu *Rundowns* enthielten. Zusätzlich versammelten wir auch zahlreiche interne Video- und Audioaufnahmen. Wir publizierten überdies umfassende Listen mit Firmen und Gesellschaften, die Verbindungen zum Scientology-Netzwerk hatten. Darunter auch Firmen, die als Dienstleister Einstellungstests für Unternehmen übernahmen, oder soziale Einrichtungen, etwa eine Dienststelle der amerikanischen Drogenhilfe.

Die Leute von *Anonymous* halfen uns dabei, das Material für unsere Seite zu sortieren, und lieferten viele nützliche Informationen.

Mit einigen von ihnen telefonierte ich damals spät in der Nacht. Ich musste sie immer aus irgendwelchen Call Shops bei mir um die Ecke auf ihren amerikanischen oder britischen Nummern anrufen. Da stand ich dann an die Kabinenwand aus Pressspanholz gelehnt, umgeben von dem beruhigenden Gebrabbel arabischer, indischer oder afrikanischer Exil-Wiesbadener, um mir Gruselgeschichten aus dem Leben eines Ex-Scientologen anzuhören. Das ging manchmal bis in den frühen Morgen.

Um wach zu bleiben, brachte ich mir eine Club Mate mit, die ich neben mir auf dem Telefonapparat abstellte, und versuchte, den unbekannten Menschen auf der anderen Seite der Telefonleitung zu beruhigen. Der eine hatte nach seinem Austritt bei der *Sea Org* große Angst. Der nächste wollte wissen, wie er uns Video-Material zukommen lassen konnte. Und wieder ein anderer wollte

einfach nur reden. Obwohl – das wollten eigentlich alle. Vor allem die Ex-Scientologen, deren Austritt noch nicht lange zurücklag, waren mit den Nerven völlig am Ende. Und dankbar für den jungen Deutschen, der ihnen geduldig zuhörte.

Die Angestellten im Call Shop waren wohl gewohnt, dass finstere Gestalten bei ihnen anonym telefonieren wollten. Ich sprengte den Rahmen des Üblichen. Bei mir liegen noch heute bestimmt an die hundert SIM-Karten, ich bewahre sie in Filmdosen auf. Praktisch für meine Zwecke waren vorregistrierte SIM-Karten, die im Westend überall unter dem Ladentisch gehandelt wurden. Manchmal kaufte ich auch eine ganze Nummernfolge, suchte mir im Netz eine Großfamilie, die mal wieder eine ihrer Geburtstagspartys in einem Blog abfeierte, und benutzte deren Namen und Adresse, um das ganze Nummernbündel zu registrieren. Ich war ein Profi in Sicherheitsfragen. Wer mit mir telefonierte, wurde garantiert von niemandem abgehört.

Auch die Übermittlung der Dokumente war sicher. Wir sorgten dafür, dass uns diebrisanten Dokumente über so viele Umwege, Verschlüsselungen, Anonymisierungsverfahren und mit so viel Grundrauschen wie möglich erreichten, dass ihr Weg für niemanden mehr zurückzuverfolgen war. Wir selbst konnten unsere Quellen übrigens genauso wenig kontaktieren, wäre eine Rückfrage auch noch so dringend gewesen. Die Absender hinterließen keine Spuren im Netz, nicht den kleinsten Fingerabdruck, nicht einen

Datenschnipsel.

Sie hatten auch keine Gerichtsverfahren zu befürchten. Im Gegenteil, wir hofften regelrecht, dass Scientology uns verklagen würde. Die Klage wäre für die Sekte sicher erfolglos gewesen, hätte aber mehr Öffentlichkeit für die spektakulären Dokumente gebracht. So wie bei Julius Bär. Fast monatlich gab es in jeder größeren Stadt eine Protestaktion gegen Scientology. *Anonymous* hielten dabei einmal Transparente hoch, auf denen stand: »Sue WL, you faggots« – Verklagt WL, ihr Schwuchteln.

Die Sektenvertreter sollten sich indes als klüger erweisen als unsere Gegner von der Bank. Oder sie hatten den Vorteil, dass sie später kamen: An Julius Bär hatte alle Welt gesehen, dass man mit einer Klage gegen uns nur verlieren konnte.

Persönlich faszinierte mich der Kult um den Scientology-Gründer L. Ron Hubbard. Alte Aufnahmen zeigten den ehemaligen Science-Fiction-Autor als Redner an Universitäten. Dort erklärte er den Zuhörern, er sei Millionen Jahre alt und er reise von Planet zu Planet durchs Universum, um überall nach dem Rechten zu schauen. Am Anfang lachten die Leute. Gegen Ende der Aufnahme konnte man jedoch den Eindruck gewinnen, als hätte sich zwischen dem Publikum und Hubbard ein geradezu freundschaftliches Verhältnis entwickelt. Hubbard hatte ein besonderes Talent. Er war ein einnehmender Erzähler, er konnte über sich selbst lachen und tischte den Leuten dabei in vollem Ernst die

aberwitzigsten Storys auf.

Julian und ich haben zu dem Zeitpunkt viele Scherze darüber gemacht, wie sinnvoll es auch für uns gewesen wäre, eine Religion ins Leben zu rufen. Das hätte viele unserer Probleme gelöst. Wenn zum Beispiel zu wenig Leute die Dokumente lasen, die wir für wichtig hielten, hätten wir ein Team von Zeugen Jehovas losgeschickt. Sie hätten an den Türen geklingelt und aus unseren Leaks vorgelesen: »Hier, kennen Sie diesen Absatz, es geht um Ihre lokale Wasserversorgung – Korruption in Millionenhöhe!«

Bei dem Scientology-Leak hatten uns die Jungs von *Anonymous* geholfen. Sie bereiteten das Wiki so auf, dass die Leser mit der Flut von Dokumenten zurechtkamen. Das waren alles freiwillige Helfer.

Vergleichbares hätten wir für andere Materialsammlungen gut gebrauchen können. Es war schwierig, Außenstehende zur Mitarbeit zu motivieren, und uns war klar, dass wir auf Dauer nicht alles allein stemmen könnten. Es schlugen auch immer wieder neue Leute im Chat auf und boten Hilfe an. Aber wie sollten wir wissen, ob es sich dabei um Personen handelte, die für die gleichen Ideen standen wie wir? Und dass sie relevante Sicherheitsfragen nicht ausplauderten?

Ein religiöser Kult hätte vieles vereinfacht. Die Mitarbeiter bei Scientology waren in der Regel hochmotiviert, und das trotz haarsträubender Arbeits- und Lebensbedingungen. Vielen nahm Scientology alles,

und wenn das Geld alle war, mussten bei manchen sogar Häuser oder Versicherungen herhalten. Wer seinen Beitrag auf andere Weise leisten wollte, konnte für Scientology Jobs übernehmen und bekam dafür lediglich ein regelmäßiges Taschengeld und nur wenige Urlaubstage.

Inzwischen frage ich mich, ob sich WikiLeaks in meinen letzten Monaten nicht auch zu einem religiösen Kult entwickelt hatte. Zumindest zu einem System, in dem Kritik von innen kaum mehr möglich war. Was schiefging, musste externe Gründe haben, der Guru war unantastbar und durfte nicht in Frage gestellt werden. Drohte Gefahr von außen, stärkte das den inneren Zusammenhalt. Wer zu viel Kritik anbrachte, wurde abgestraft, mit Kommunikationsentzug oder mit dem Verweis auf mögliche Konsequenzen bedroht. Und jeder Mitstreiter sollte nur so viel wissen, wie es für seine aktuellen Aufgaben nötig war.

So viel lässt sich zumindest sagen: Julian hatte das Phänomen Kult, mit dem er sich bei der Lektüre der Scientology-Dokumente auseinandersetzen musste, sehr genau begriffen.

Erste Erfahrungen mit den Medien

Kult und Geheimhaltung, juristische Trickserien und Marketing – wir lernten einiges ausgerechnet von denen, die wir bekämpften. Später wollte Julian bei unseren eigenen Finanzen auf ähnliche Verschleierungstaktiken zurückgreifen wie das Zürcher Bankhaus. Wir ließen uns bezüglich der eigenen Strukturen genauso wenig in die Karten gucken und machten ein gewaltiges Mysterium um unser Team – wie Scientology. In der Schweiz, dem Land, das wir für miese Bankgesetze und feige Politik an den Pranger gestellt hatten, würde Julian Ende 2010 um Asyl ersuchen, auf der Flucht vor den schwedischen Strafverfolgern. Auch die Sprache der Militärs hielt in Julians Reden Einzug. Er fragte mich nicht mehr, wo unser Techniker steckte, sondern ob er »AWOL« wäre, »away without leave«, desertiert sozusagen. Als es darum ging, die Namen von Informanten des US-Militärs aus den Dokumenten zum Afghanistankrieg zu entfernen, nannten wir das *Harm Minimization*, Schadensminimierung.

Der nächste Bereich, in dem wir zu Experten wurden, war die Presselandschaft. Von den Medien lernten wir, wie die öffentliche Meinung manipuliert werden konnte.

Wir hatten zu diesem Zeitpunkt bereits erste Erfahrungen mit Zeitung und Rundfunk gemacht, nicht

nur gute. Eine wichtige Erkenntnis war zum Beispiel, dass es im Krisenfall besser war abzulenken, als Energie darauf zu verwenden, die eigenen Schwächen oder Fehler zu dementieren und argumentativ aus der Welt zu räumen. Viel zu aufwendig! Zuerst gab ich bei jedem kleinen Patzer noch leutselig Auskunft. Doch die öffentliche Meinung vergaß schnell. Es war viel besser, ein Problem einfach auszusitzen. Was zählte, war die nächste Geschichte. Wenn es etwas Neues gab, worüber geschrieben werden musste, fragte niemand mehr nach alten Patzern.

So warf ein Journalist der *taz* die Frage auf, ob unsere Server- und Gesetzeskonstruktion in Schweden einer ernsthaften Belastungsprobe tatsächlich standhielte. Immerhin beruhte darauf das Schutzversprechen, das wir unseren Quellen gaben. Tatsächlich gab es eine formale Lücke, die nicht ganz unproblematisch war. Zumindest lieferte nicht nur dieser Journalist ernstzunehmende Hinweise, dass unser Konstrukt alles andere als unangreifbar sei.

Als ich Julian auf die Problematik ansprach, wehrte er barsch ab. »Der Autor ist schlecht informiert«, schimpfte er. Wenig später schickte er einen Tweet raus : »The article currently being spun about WikiLeaks source protection legalities is false.⁴ Damit war der Fall erst einmal erledigt.

Die Strategie ging auf: Man musste die Hintergründe nur so kompliziert und verwirrend wie möglich darstellen, um unangreifbar zu wirken. Technische Hintergründe versuchte ich Journalisten so kompliziert

wie möglich zu erklären. Die wollten oft nicht zugeben, zu wenig Ahnung zu haben, und gaben ermattet auf. Es war das Prinzip Terrorismus oder auch Bürokratie: Der Gegner konnte einen nicht angreifen, wenn er keinen Punkt mehr zu fassen bekam, an dem er einen packen konnte. So ähnlich funktioniert auch modernes Kundenmanagement: Wer sich beschweren will, aber keinen Ansprechpartner mehr findet, der für das Problem zuständig ist, muss seinen Ärger herunterschlucken.

Für uns hieß das: Vielleicht ging es gar nicht so sehr darum, wie etwas *wirklich* war, sondern nur darum, wie wir es verkauften. Ein Problem anzupacken oder gar öffentlich dazu Stellung zu nehmen, hätte das Problem erst als solches in den Stand der Wirklichkeit erhoben. Im Nachhinein ist es geradezu erstaunlich, wie lange Julian Probleme zu beseitigen vermochte, indem er sie abtat.

Wir lernten mit der Zeit auch, mit welchen Journalisten wir zusammenarbeiten mussten, um einer Nachricht die größtmögliche Aufmerksamkeit zu verschaffen. Im Zweifel zogen wir Zeitungen oder Sendungen, die uns einen größeren und bunteren Leserkreis garantierten, Medien vor, die zwar besser informiert waren und die klügeren Fragen stellten, aber von Leuten gelesen wurden, die wir ohnehin nicht mehr zu überzeugen brauchten.

Die Zusammenarbeit mit großen Publikumsmedien war allerdings auch nicht immer unproblematisch. Ende 2009 veröffentlichten wir über 10 000 Seiten aus den geheimen Toll-Collect-Verträgen. In diesen Verträgen zwischen der Bundesregierung und Daimler, Deutscher

Telekom und der französischen Autobahngesellschaft Cofiroute hatte die Bundesregierung dem Betreiberkonsortium des LKW-Mautsystems eine Rendite von vollkommen illusorischen 19 Prozent versprochen. Es ging hier um über eine Milliarde Euro. Diese Summe war kaum zu erreichen, am Ende würde der Steuerzahler dafür aufkommen müssen. Die Beteiligten hatten sich anschließend verständigt, den Inhalt des Abkommens nicht nach außen zu kommunizieren.

Wir entschieden uns damals, das Material zunächst an zwei Journalisten zu geben, damit sie es exklusiv auswerten konnten. Wir hatten vorher die Erfahrung gemacht, dass allzu komplizierte Sachverhalte – und das Vertragsmaterial war enorm kompliziert – durch die Medien mundgerecht aufgearbeitet werden mussten. Sie konnten noch so viel Sprengstoff enthalten – wenn niemand die Dokumente in der Öffentlichkeit bekannt machte, blieben sie unbeachtet auf unserer Website liegen. Wir suchten uns zwei Partner: zum einen den IT-Journalisten Detlef Borchers, der unter anderem für den auf Computerthemen spezialisierten Heise-Verlag schon häufig über das Thema geschrieben hatte, und zum anderen Hans-Martin Tillack, einen mehrfach preisgekrönten und versierten Reporter vom *Stern*.

Vom *Stern* versprachen wir uns viel Aufmerksamkeit. Das Magazin hatte damals sieben Millionen Leser, das Heft wurde über den Lesezirkel verbreitet und erreichte durch das Ausliegen bei Friseuren und in Arztpraxen ein breites Publikum.

Ich traf Tillack in seinem Büro in Berlin am Hackeschen Markt. Von der 5. oder 6. Etage, in der sich sein Büro befand, hatte man einen guten Ausblick über diese quirlige Mitte Berlins. Tillack saß vor seiner Bücherwand, die Hände vor dem Körper verschränkt, ein ungeduldiger Mensch, ganz absorbiert von seiner Rolle, die lautete: erfahrener Starjournalist. Viele meiner Sätze kommentierte der 49-Jährige mit einem »Ja, ja«, noch bevor ich sie beendet hatte.

Ich zog die Kopie des Toll-Collect-Vertrages aus der Tasche. Obwohl er mich wie einen Schuljungen behandelte, las ich großes Interesse in seinen Augen.

Tillack versprach, WL im Artikel prominent zu nennen. »Und ich bin mir sicher, dass wir für die gebührende Würdigung von WL eine Lösung finden, die Sie zufriedenstellen wird!«, schrieb er mir nach dem Treffen auch noch einmal per Mail.

Mir war wichtig, dass er erklärte, wie die Plattform funktionierte und was es mit diesem Projekt auf sich hatte.

Schon als ich ihn zwischendurch einmal anrief, um zu fragen, ob er noch Informationen von mir bräuchte, reagierte er gereizt und abweisend.

Was er am Ende aus der Story gemacht hat, war für uns sehr enttäuschend. Der Artikel suggerierte, dass die Geschichte primär auf seinen eigenen Quellen basierte. Hintergrundinformationen zu WikiLeaks fehlten, und ich brauchte ziemlich lange, um die prominente Stelle zu finden, die er uns versprochen hatte: »Die Vertragsunterlagen waren jetzt Betreibern der auf

Geheimdokumente spezialisierten Website WikiLeaks übermittelt worden, die sie in diesen Tagen vollständig online stellen will.«

Ich versuchte mich zu beruhigen. Was regte ich mich über Tillack so auf? Wir würden einfach nie wieder mit ihm zusammenarbeiten. Schon die Mail, die er mir auf meine erste Rückfrage geschickt hatte, sagte eigentlich alles:

»Es war das Maximum, das ich herausholen konnte. Meine Chefs fragten mich, warum wir überhaupt WikiLeaks erwähnen. Und weil diese Dokumente eine andere Dimension haben als ein deutscher Pharmakonzern*, werden Sie in diesem Fall nicht in der Wiwo erwähnt, sondern im stern mit einer verkauften Auflage von einer Million und sieben Millionen Lesern! Beste Grüße, Hans-Martin Tillack.«

Wir haben dennoch viele gute Erfahrungen mit Medien gemacht. Die *Wirtschaftswoche* etwa hielt sich stets an alle Abmachungen, auch *Zeit Online* im Fall des Feldjägerberichts zur Bombardierung von zwei entführten Tanklastern im afghanischen Kundus.

Dieser Bericht über die möglichen Verfehlungen und Vertuschungsversuche von Bundeswehr-Oberst Georg Klein lag bereits einer Handvoll gut unterrichteter Medien vor. Doch anstatt die Informationen der Öffentlichkeit vollständig zugänglich zu machen, zitierten *Bild*, *Spiegel* und *Süddeutsche Zeitung* über eine Woche lang immer nur genüsslich und in kleinen Häppchen daraus. *Zeit Online* hingegen verwies auf das vollständige Dokument,

das wir parallel bei WikiLeaks freigeschaltet hatten, damit sich die Leser selbst ein Bild machen konnten.

So sollte es in Zukunft noch häufiger ablaufen: Wir machten Quellen vollständig zugänglich, die von den Medien nur auszugsweise zitiert worden waren, etwa, weil ihnen die Plattform dazu fehlte, es selbst zu publizieren, weil sie juristische Konsequenzen fürchteten, oder noch häufiger, weil einzelne Journalisten ihr exklusives Material nicht mit den Kollegen teilen mochten.

Wir mussten auch lernen, welche Themen in den Medien gut ankamen und welche weniger Aufmerksamkeit erregten. Auf die zwei Seiten Toll Collect folgte im *Stern* damals ein ausufernder Bericht über alternative Religionen, der vor allem durch seine Bebilderung entzückte: nackte Frauen, die Zigarette rauchten.

Das mussten wir hinnehmen. Es waren nicht unbedingt die inhaltsreichen Leaks, die Aufmerksamkeit erregten, sondern die, über die man am meisten und am einfachsten reden konnte. So interessierte sich die Öffentlichkeit immens für den gehackten E-Mail-Account von Sarah Palin. Die Brisanz dieses Leaks war nicht sonderlich groß, man konnte lediglich kritisieren, dass Palin einen privaten Account genutzt hatte, um berufliche Mails zu verschicken. In dem Account fanden sich private Fotos ihrer Kinder. Das wurde dann in den Medien lang und breit diskutiert.

In diesem Punkt fand ich den Leak wirklich schwach, in seiner Relevanz sogar fragwürdig. Es entsprach allerdings zum einen unserem Vorgehen, alle Dokumente, die bei

uns eingingen, unzensiert zu veröffentlichen. Zum anderen hatte das auch Strategie: Wir versuchten, mit jedem Leak die Grenze des Machbaren ein bisschen weiter auf neues Terrain auszuweiten. So konnten wir beim nächsten Leak gleich noch einmal nachlegen.

Was ist öffentlich, was ist privat? Um diese Fragen wollten wir eine Kontroverse entfachen. Und es war allemal besser, die Debatte anhand des Mailkontos von Sarah Palin zu führen als anhand der Daten privater Konsumenten. Außerdem waren wir davon überzeugt, das Projekt zu stärken, indem wir immer wieder die Grenze des Akzeptablen verschoben und dabei feststellten, dass wir damit durchkamen. Wir wurden immer dreister. Niemand konnte uns hindern.

Das Interesse an den im November 2009 veröffentlichten Akten zu Vorgängen bei einem deutschen Pharmakonzern war dagegen erstaunlich gering. Die Ermittlungsakten waren einer meiner Lieblings-Leaks 2009. Sie lesen sich wie ein Paradefall der Bestechung und sind auch ohne lange Einarbeitung für jedermann verständlich.

Pharmavertreter hatten Ärzte dafür bezahlt, dass sie vermehrt Medikamente dieses Herstellers verschrieben. Wir veröffentlichten die 96-seitige Ermittlungsakte der zuständigen Landespolizeidirektion und Staatsanwaltschaft. Die Akten legten die Arbeitsweise einiger Pharmavertreter dar: Stellten die Ärzte ihre Patienten auf ein Produkt dieses Herstellers um, wurden sie am Mehrumsatz beteiligt. Es gab auch direkte

Zahlungen. In internen Mails einer Regionalleiterin heißt es: »Wenn ein Arzt Geld möchte, ruft mich an, wir finden einen Weg.« Eine andere Methode, den Arzt zu mehr Verordnungen dieses Herstellers zu bringen, waren Gutscheine für hochpreisige Fortbildungen.

Die Verfahren wurden später eingestellt, weil beim Pharmaunternehmen kein Schaden entstanden ist und die niedergelassenen Ärzte im Sinne des Gesetzes nicht bestochen worden waren – die formale Erklärung in diesem Fall lautete: Ärzte sind nicht bestechlich, weil sie weder Amtsträger noch Angestellte sind.

Ich erinnere mich noch an eine interessante Begegnung im Anschluss an eine Sendung von Katrin Bauerfeind. Bauerfeind hatte ihre Karriere mit der Internetsendung *Ehrensenf* begonnen und moderiert heute eine eigene Sendung auf *3sat*. Im Anschluss an unsere Aufnahmen sagte mir ihre Redakteurin, dass sie es seltsam fände, wie optimistisch ich sei, und dass ich den Menschen so viel zutraute.

Ich habe tatsächlich ein eher positives Menschenbild. Ich sagte ihr, dass die Menschen von sich aus ein Interesse an Informationen hätten, aber von den Medien, der Politik und ihren Vorgesetzten dumm gehalten würden. Wenn man den Menschen erst einmal ausreichend Informationen über entsprechende Hintergründe an die Hand gäbe, wären sie auch in der Lage, sich richtig zu verhalten und gute Entscheidungen zu treffen.

Ihre Erfahrung sei eine ganz andere, sagte die

Redakteurin. Sie glaube, dass die Menschen sich nicht für komplexe Zusammenhänge interessierten. Als ich mir das Programm anguckte, stellte sich mir die Frage nach Ursache und Wirkung: Ihre Sendung dauerte insgesamt dreißig Minuten. WikiLeaks bekam zehn Minuten Sendezeit, und die anderen beiden Beiträge waren so etwas wie: »Die Mauer fiel – und ganz Berlin tanzt Techno« und »Miss Platnum – die echte Lady Gaga«. Ich will damit nicht sagen, dass man 30 Minuten über WL berichten müsste, um die Welt besser zu machen. Ich habe mich danach nur gefragt, was zuerst da war, das schlechte Programm oder das schlechte Publikum. Vielleicht musste man das Publikum auch einfach wieder in die Lage versetzen, ein besseres Programm einzufordern.

Andere Publikationen zogen mittelfristig wenig öffentliches Interesse, dafür jedoch langfristige Analysen oder wissenschaftliche Publikationen in Fachmagazinen nach sich. Etwa die Veröffentlichung aller Textnachrichten, die um den 11. September 2001 herum von Handys und Pagern verschickt worden waren – also kurz vor, während und nach den Anschlägen auf das World Trade Center. Forscher untersuchten die Textmasse auf die Verwendung von Schlüsselbegriffen wie Trauer, Angst oder Wut. Das Ergebnis: Begriffe, die Aggressionen ausdrückten, nahmen in den Tagen nach den Anschlägen immer stärker zu. Trauer oder Angst stagnierten. Das war ein Beleg für die These, Gewalt führe zu immer neuer Gewalt.

Anthropologen wiederum interessierten sich für unsere

Veröffentlichung zum *Human Terrain System*. Darin ist beschrieben, wie manche ihrer Kollegen dem amerikanischen Militär im Kriegseinsatz helfen, die einheimische Bevölkerung zu verstehen und ihre Propaganda auf Land und Kultur maßzuschneidern.

Die *CRS-Reports*, die *Congressional Research Service Reports* sorgten vorwiegend bei Akademikern für Begeisterung. Der amerikanische Kongress verfügt über einen eigenen wissenschaftlichen Informationsdienst. Jeder Abgeordnete kann diesen Service beauftragen und Informationen anfordern. Die Berichte werden mit hohem Aufwand und in ausgezeichneter Qualität zu den unterschiedlichsten Themen erstellt, ob nun über die Baumwollindustrie in Mexiko oder zu Massenvernichtungswaffen in China.

Auf diese von Steuergeldern finanzierten Dossiers würden viele Wissenschaftler ebenfalls gerne zugreifen. Allerdings muss sich ein Abgeordneter finden, der einen Report publizieren möchte – und oft findet sich keiner. Dafür kann es mehrere Gründe geben: Zum einen ließe sich im Nachhinein rekonstruieren, ab wann ein Abgeordneter um eine bestimmte Problematik wusste oder wofür er sich überhaupt interessierte. Es kann auch passieren, dass die Ergebnisse den Auftraggebern nicht so recht ins Konzept passen – einen solchen Leak hatten wir in Deutschland etwa im Zusammenhang mit einer Studie über private Krankenkassen. Die mit der Untersuchung beauftragten Wissenschaftler kamen zu dem Ergebnis, private Kassen brächten keineswegs den propagierten gesellschaftlichen Nutzen. Der

verantwortliche Wirtschaftsminister Rainer Brüderle von der FDP ließ das Papier im Giftschränk verschwinden, bevor wir es erhielten.

Genauso kann ein veröffentlichter *CRS-Report* Gesetze der Abgeordneten als Fehlentscheidung, Argumente als falsch und Verwaltungen als schlecht organisiert ausweisen. Auf der Wunschliste des *Center for Democracy and Technology*, einer amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, die sich für ein freies Internet einsetzt, standen diese Reports jedenfalls lange Zeit auf Platz eins. Und wir stellten gleich Tausende von ihnen auf unsere Seite. In Steuergeldern entsprach das vermutlich einem Gegenwert von über einer Milliarde Dollar. Die Nachfrage war groß.

Wir prüften nach einer Weile, wo die Reports gelandet waren. Und fanden sie unter anderem auf Regierungsservern wieder. Das war schon ein ironischer Erfolg. Von der langsam wachsenden *Open-Data*-Bewegung gab es viel Zuspruch. Der republikanische Präsidentschaftskandidat John McCain, der damals im Wahlkampf gegen Obama antrat, hatte übrigens schon lange gefordert, diese Reports allgemein zugänglich zu machen. McCain war damals noch viel mehr als Barack Obama ein Befürworter offener Regierungsdaten, auch wenn Obama in der Folge mit seinen Initiativen zum *Open Government* von sich reden machen sollte.

Wir hätten überdies gerne verhindert, dass Journalisten unser Material benutzteten, ohne auf WL zu verweisen. Wir dachten eine Zeitlang an Wasserzeichen, das war jedoch

zu kompliziert umzusetzen. Es kam damals ziemlich oft vor, dass in zeitlicher Nähe zu passenden Veröffentlichungen von uns plötzlich Geschichten in den Medien auftauchten, ohne dass WL dabei als Quelle genannt wurde. Und wenn ich nachfragte, hatte man das Dokument immer »von anderen bekommen« oder »schon länger in der Hinterhand«. Alles klar. Hätten wir unsere Dokumente mit Wasserzeichen versehen, wären die Journalisten leicht zu überführen gewesen. Zumindest wenn wir sie nach dem Originaldokument gefragt hätten, wäre dann herausgekommen, dass sie sich doch auf unsere Quelle bezogen.

Sicher hätte man uns umgekehrt vorwerfen können, damit eine Art Schutz des geistigen Eigentums einzufordern, den wir in anderen Bereichen kritisierten. Ich trage gerne T-Shirts mit »Pirate Bay«-Aufdruck und bin Befürworter eines fortschrittlichen Urheberrechts. Aber hinter unseren Überlegungen stand weit mehr als reines Copyright-Denken. Es ging auch darum, die Dokumente im Zweifelsfall mit den nötigen Zusatzinformationen versehen zu können. Und zu verhindern, dass die Medien direkt auf Dokumente verlinkten, die unkommentiert geeignet waren, in der Öffentlichkeit ein falsches Bild zu erzeugen. Aus diesem Grund schrieben wir ja die Zusammenfassungen und gaben gegebenenfalls Hinweise zur Güte des Materials.

Ein gutes Beispiel, was mit direkt verlinkten Dokumenten passieren konnte, war etwa der Leak eines *Memorandum of Understanding*. Das war ein Abkommen, das der kenianische Politiker Raila Odinga

mit dem dortigen *National Muslim Leaders Forum* geschlossen hatte. Darin war unter anderem zu lesen, dass Odinga Zugeständnisse an die muslimische Minderheit machte. Er versprach darin unter anderem, die Interessen der muslimischen Kenianer zu verfolgen, die in Guantanamo inhaftiert waren. Barack Obama ist ein Unterstützer Odlingas. Es war bekannt, dass er von dem Memorandum gewusst hat.

Zu diesem *Memorandum of Understanding* gab es zwei Dokumente, ein echtes und ein gefälschtes. Durch das gefälschte Dokument wurde praktisch suggeriert, Obama befürworte die Einführung der Scharia in Kenia – was natürlich absurd war. Es war interessant zu sehen, welche Medien bei uns auf welches Dokument verlinkten: Das eine war geeignet, Obama als verkappten afrikanischen Moslem darzustellen und ihn damit als Präsidentschaftskandidaten zu diskreditieren. Diese Fassung tauchte unter anderem beim *New Yorker*, in der *New York Sun* und in weiteren Pressezeugnissen, vor allem der Konservativen, auf. In dem anderen Dokument war das Memorandum deutlich weniger brisant und keine Rede davon, die Scharia einzuführen. Hätte es die Dokumente nur im Komplettpaket mit Wasserzeichen und Erläuterung gegeben, hätten wir verhindern können, dass Medien unsere Dokumente zweckentfremdeten, um die öffentliche Meinung zu manipulieren.

Ende Dezember 2008 waren Julian und ich erneut beim *Chaos Communication Congress* zu Gast. Unser Vortrag stand im Gegensatz zum letzten Jahr in der offiziellen

Programmankündigung, und er war sehr gut besucht. Wir waren von unserem kleinen Kellerraum aufgestiegen. Diesmal saßen Julian und ich zusammen auf der Bühne des Hauptsaals. Anstatt der zwanzig, die uns vor einem Jahr zugehört hatten, kamen diesmal fast neunhundert Zuhörer. Mehrmals ertönte aus den Saal-Lautsprechern eine knacksige Stimme, die verzweifelt darum bat, die Fluchtwiege doch bitte freizuhalten. Ein ziemlich vergebliches Unterfangen.

Die Leute stapelten sich auf den Treppen und in den Gängen vor dem Konferenzraum. Wir sorgten für einige Lacher, als wir aus einer wenige Tage alten Beschwerde-Mail des Bundesnachrichtendienstes vorlasen – Ernst Uhrlau, der damalige BND-Chef, hatte sich persönlich bei uns gemeldet. Und zwar mit einer auf Deutsch verfassten Mail:

»An: wikileaks@jabber.se
Von: leitungsstab IVBB-BND-BIZ/BIZDOM
Datum: 12/16/2008 01:15PM
Thema: VS-eingestufter Bericht des
Bundesnachrichtendienstes

Sehr geehrte Damen und Herren,
auf Ihrer Homepage ermöglichen Sie den Download
eines VS-eingestuften Berichts des
Bundesnachrichtendienstes. Ich fordere Sie hiermit
auf, diese Möglichkeit unverzüglich zu sperren.
Ich habe bereits die Prüfung strafrechtlicher
Konsequenzen veranlasst.
Mit freundlichen Grüßen

Ernst Uhrlau

Praesident des Bundesnachrichtendienstes»

»From: Sunshine Press Legal Office <wl-legal@sunshinepress.|org>
To: leitungsstab@bnd.bund.|de
Cc: wl-office@sunshinepress.|org, wl-press@sunshinepress.|org, wl-germany@sunshinepress.|org
Date: Thu, 18 Dec 2008 09:35:54
Subject: Re: WG: Classified report of the Bundesnachrichtendienst

Dear Mr. Uhrlau,

We have several BND-related reports. Could you be more precise?

Thank you.

Jay Lim.«⁵

»To: Sunshine Press Legal Office <wl-legal@sunshinepress.|org>
Date: Thu, 19 Dec 2008 17:59:21
Subject: Antwort: Re: WG: Classified report of the Bundesnachrichtendienst

Dear Mr. Lim,

As of up today you still provide the option of downloading a classified report of the BND under the following address:

[http://www.wikileaks.com/wiki/BND_Kosovo_intelligence-report,_22_Feb_2005](http://www.wikileaks.com/wiki/BND_Kosovo_intelligence_report,_22_Feb_2005).

We kindly ask you again to remove the file immediately and all other files or reports related to the BND as well. Otherwise we will press for immediate criminal prosecution.

Yours sincerely,

Ernst Uhrlau

President of the Bundesnachrichtendienst⁶

Für uns war eine solche Rückmeldung immer die beste Möglichkeit, die Echtheit eines Dokuments zu beweisen. Ging bei uns die Drohung ein, man möge doch ein Dokument schnellstmöglich von den Seiten entfernen, fragten wir – selbstverständlich immer freundlich um Klärung bemüht –, ob der Kläger uns belegen könne, dass er überhaupt das Copyright an besagtem Papier besäße. Den Schriftverkehr veröffentlichten wir dann ebenfalls, insgeheim dankbar, dass uns die Gegenseite so willig die Arbeit abnahm.

In dem Leak ging es um die Verwicklungen des BND in die Kriminalitätsbekämpfung im Kosovo. Jemand hatte uns zudem ein internes Papier der Deutschen Telekom zugespielt, das zwei Dutzend geheime IP-Adressbereiche enthielt, die der BND zum Surfen im Netz benutzte. Wir erlaubten uns damit eine kleine Spielerei: Mit dem Wiki-Scanner ließ sich nachverfolgen, auf welchen Seiten der Online-Enzyklopädie Wikipedia von einem dieser IP-Adressbereiche Änderungen an Einträgen vorgenommen worden waren. Unter anderem hatte man sich an

Einträgen zu Militärflugzeugen und Kernwaffen zu schaffen gemacht, aber auch an dem Eintrag zum BND selbst.

Noch viel lustiger waren die Korrekturen zum Stichwort Goethe-Institut. In dem Artikel fand sich früher ein Satz, dass viele dieser Institute weltweit inoffiziell auch als Anlaufstellen des BND genutzt wurden. Dies hatte man in den exakt gegenteiligen Satz umgewandelt: »Auslandsniederlassungen des Goethe-Instituts dienen jedoch nicht als inoffizielle Residenturen des BND.« Inzwischen ist der Hinweis ganz von der Seite verschwunden.

Außerdem gab es über die IP-Adressen Kontakt mit einem Berliner Escort-Service. Weil man immer noch mit den Methoden der Venusfalle arbeitete – wie zu Hochzeiten des Kalten Krieges? Oder weil man sich dort selbst mit Frauen versorgte?

Zwar kam es im Laufe des Vortrags beim CCC zu ein paar Pannen – sobald Julian das Mikrofon in die Hand nahm, zog er mehrfach die Videoverbindung aus dem Computer, so dass das Bild ausfiel. Dafür bedachte das Publikum die beiden sympathisch-verpeilten Redner am Ende nur mit noch größerem Wohlwollen.

Ich zog mich nach Vorträgen am liebsten auf ein Sofa in die Lounge zurück, entspannte mich und beobachtete die Menschen, die an mir vorbeiströmten. Julian streifte unermüdlich weiter durch die Räume, immer bereit, entdeckt und angesprochen zu werden.

Julian zu Besuch

Nach dem Kongress Ende 2008 kam Julian mit nach Wiesbaden und wohnte zwei Monate lang bei mir. Er machte das immer so: Er hatte keinen festen, dauerhaften Wohnsitz, sondern schlüpfte bei anderen Leuten unter. Sein Gepäck bestand im Wesentlichen aus einem Rucksack, darin seine beiden Notebooks und jede Menge Handykabel (wobei sich das passende selten fand, wenn er es mal brauchte). Am Körper trug er mehrere Schichten von Klamotten. Auch wenn er sich in geschlossenen Räumen aufhielt – ich habe nie verstanden warum –, trug er zwei Hosen und sogar mehrere Paar Socken übereinander.

In Berlin hatten wir uns die »Kongressseuche« eingefangen. So nennen die Club-Leute die Grippewelle, die sich traditionell zu dieser Jahreszeit in Menschenansammlungen verbreitet, zumal wenn sie Tastaturen und Kongressluft miteinander teilten. Grau im Gesicht, verschnupft und schweigend ließen wir uns am 1. Januar 2009 von einem überfüllten ICE zurück nach Wiesbaden rollen. Kaum in meiner Wohnung angekommen, zwang uns die Grippe auf die Matratzen – das heißtt, weil ich noch ein bisschen besser beieinander war, gab ich Julian mein Bett und zog mich selbst aufs Matratzenlager daneben zurück.

Julian zog sich alle Klamotten an, die er finden konnte, und fischte noch eine Skilatzhose aus seinem Rucksack. So legte er sich in die Federn, umwickelte sich mit zwei weiteren Wolldecken und schwitzte schlafend das Fieber aus. Als er nach zwei Tagen wieder aufstand, war er gesund. Das war effizient gelöst.

Meine Wohnung lag im Wiesbadener Westend. Das ist ein Viertel, in dem man das Fahrrad im Hof besser mit einem extra dicken Schloss festmacht. Die Gegend hatte den Vorteil, dass es mehr Handyshops als Supermärkte gab und man sich leicht mit Billig-Handys und SIM-Karten versorgen konnte.

Die Wohnung lag nach vorne heraus im Souterrain, etwa einen halben Meter unter Bürgersteig-Niveau. Dass die Leute von dort in mein Wohnzimmer gucken konnten, machte Julian anfangs ziemlich nervös. Wir zogen das Rollo herunter, es war ein durchscheinendes, gelbes Papierrollo, an das ich eine tibetische Flagge gepinnt hatte. Die einfallende Sonne sorgte für ein schummrig-warmes Licht, Sonnenlicht aus zweiter Hand sozusagen. Ich mochte das.

Auf die überstandene Grippe folgten friedliche, arbeitsame Tage. Wir saßen in meinem Wohnzimmer und tippten auf unseren Laptops: Ich am Schreibtisch in der Ecke vor dem Fenster, Julian neben mir auf der Couch, den Rechner auf dem Schoß. Er trug meistens seine olivfarbene Daunenjacke und hatte sogar die Kapuze aufgezogen oder sich eine Decke um die Beine gewickelt.

Ich sorgte mich ein wenig um mein Sofa. Er hatte die schöne braune Rolf-Benz-Couch aus Velour, die ich bei meinen Eltern vor dem Sperrmüll gerettet hatte, zu seinem Stammpunkt auserkoren. Julian aß fast alles mit den Händen, sogar Leberkäse. Die Finger wischte er sich gerne mal an der Hose ab. Die Couch hatte mehr als dreißig Jahre überlebt, sie war älter als ich selbst. Ich fürchtete, Julian würde sie innerhalb weniger Wochen ruinieren.

Julian hatte den Anspruch an sich, seinen Rechner blind zu bedienen. Das war eine nahezu meditative Arbeit. Wenn er zum Beispiel Mails beantwortete, tippte er sich rasend schnell durch die Textfelder, ohne dabei auf den Bildschirm zu gucken. Er füllte die einzelnen Felder vor seinem inneren Auge und hangelte sich mit Tastenkürzeln von Eingabemaske zu Eingabemaske.

Da auch unsere Kommunikation nach außen durch mehrere Mechanismen anonymisiert und gesichert war und die Mails nicht von unseren eigenen Laptops, sondern von einer Remote-Maschine abgingen, waren die Verbindungen nervenaufreibend langsam. Wenn man etwas tippte, erschienen die Worte erst mit großer Zeitverzögerung auf dem Bildschirm. Julian hatte trotzdem den Willen, seine Aufgaben blitzschnell zu erledigen, eben im Blindflug. »Ohne optisches Feedback zu arbeiten ist eine Form von Perfektion, der Sieg über die Zeit«, erklärte er mir. Er war lange vor seinem Computer fertig mit dem, was er zu erledigen hatte.

Wir bekamen bereits ein paar Spenden auf unser

PayPal-Konto und hatten uns angewöhnt, in regelmäßigen Abständen Dankesmails zu verschicken. Darin zeigten wir uns erkenntlich und schrieben unseren Unterstützern, wie wichtig ihre Spende sei und dass sie damit in die Freiheit der Informationen investierten. Diese Aufgabe übernahmen wir abwechselnd, und jetzt war es an Julian, die Sammelmail zu schreiben und die Adressen unserer aktuellen Spender einzufügen.

So saß er also auf meinem Sofa, in gelbes Licht und zwei Wolldecken gehüllt, und schrieb seine Mails. Es klackte und tippte und klapperte rhythmisch neben mir, bis die Arie abrupt auf einem leisen »God damn!« endete. Julian hatte einen Fehler gemacht. Da wir Mails an mehrere Empfänger verschickten, musste man das »to« in ein »bcc« verwandeln, damit der einzelne Empfänger nicht auch die Namen der anderen Spender zu sehen bekam. Genau an dieser Stelle hatte Julian sich nun vertan. Allerdings hatte er die Mail bereits abgeschickt.

Das Malheur bescherte uns im Februar 2009 unseren ersten und einzigen Leak in eigener Sache. Denn die Reaktion auf diese Dankesmail ließ nicht lange auf sich warten.

»Bitte benutzen Sie Blind Carbon Copy (BCC), um Mails wie diese zu verschicken ...« oder: »Es sei denn, Sie wollten 106 Email-Adressen Ihrer Unterstützer leaken, würde ich denken, BCC wäre besser.« Einer bot an: »Wenn Sie den Unterschied nicht kennen, zögern Sie nicht, mich zu kontaktieren, ich geleite Sie gerne durch

den Prozess.«

Julian schrieb eine Entschuldigung. Julian? Nein, Jay Lim, unser Rechtsexperte aus der Abteilung *WikiLeaks Donor Relations*, dem Spenden-Referat.

Der Zufall treibt gerne seine Spielchen, so auch mit uns. Unter den Spendern, bei denen wir uns dieses Mal bedankt hatten, befand sich ein gewisser Adrian Lamo. Das war ein semiprominenter Ex-Hacker, der später für die Verhaftung unserer vermeintlichen Quelle Bradley Manning verantwortlich sein sollte.

»Guck dir das an, so ein Penner«, sagte Julian, als er die Einreichung entdeckte.

Ich klickte mich in unseren Briefkasten. Da lag tatsächlich ein neues »Geheimdokument«: Jemand hatte uns unsere eigene Spender-Liste als offiziellen Leak eingereicht, mit einer relativ unfreundlichen Notiz dazu. Normalerweise kennen wir unsere Quellen nicht. Aber Lamo sollte später bekennen, dass er es gewesen war, der unseren Patzer eingesandt hatte. Wohl oder übel mussten wir das jetzt exponieren.

Das war interessant. Weil wir schon oft darüber philosophiert hatten, was passierte, wenn wir etwas über unsere eigene Organisation veröffentlichen müssten. Wir waren uns einig, dass wir auch negative Nachrichten preisgeben mussten. In der Presse sorgte dieser Leak dann für ein positives Echo. Wenigstens waren wir konsequent. Von den Spendern beschwerte sich niemand.

Julian benahm sich oft wie ein Mensch, der nicht von anderen Menschen, sondern von Wölfen großgezogen worden war. Wenn ich gekocht hatte, dann wurde das Essen nicht etwa geteilt. Es ging schlicht darum, wer schneller war. Gab es vier Scheiben Leberkäse, aß er drei und ließ mir nur eine, wenn ich zu langsam war. So eine Einstellung kannte ich bis dahin nicht. Ich fragte mich, ob ich spießig war, wenn mir manchmal Sätze meiner Mutter in den Sinn kamen. »Man kann doch wenigstens mal fragen«, oder so ähnlich.

Wir aßen beide am liebsten rotes Fleisch, gerne auch rohes Hack mit Zwiebeln. Dass ich für meinen Leberkäse länger brauchte, lag daran, dass ich ihn mit Vollkornbrot und Butter aß, während Julian Lebensmittel am liebsten pur und ohne alles verspeiste: Entweder er aß Fleisch oder Käse oder Schokolade oder Brot. Wenn er der Meinung war, dass er Zitrusfrüchte brauchte, lutschte er reihenweise Zitronen aus. Und das fiel ihm mitunter mitten in der Nacht ein, nach einem Tag ohne einen einzigen Bissen.

Es war umgekehrt nicht so, dass ihn in seinem Leben noch niemand über Höflichkeitsregeln informiert hätte. Julian konnte sehr höflich sein, wenn er wollte. Er begleitete zum Beispiel meine Besucher, selbst wenn er sie gar nicht kannte, bis auf den Bürgersteig hinaus.

Julian war zudem sehr paranoid. Er hielt es für ausgemacht, dass jemand das Haus beobachtete. Deshalb bestand er darauf, dass man uns nie zusammen aus dem Haus gehen oder gemeinsam heimkehren sehen durfte.

Ich habe mich immer gefragt, was das für einen Unterschied gemacht hätte. Wenn sich schon jemand die Mühe gemacht hätte, meine Wohnung zu beobachten, hätte er wohl herausgefunden, dass wir zusammenwohnten.

Wenn wir gemeinsam in der Stadt waren, mussten sich unsere Wege auf dem Heimweg trennen, darauf bestand Julian. Er ging links herum und ich rechts, was dazu führte, dass ich oft zu Hause auf ihn warten musste, weil er sich verlaufen hatte. Ich habe noch nie einen Menschen mit einem derart schlechten Orientierungssinn getroffen. Julian konnte in eine Telefonzelle gehen und beim Heraustreten nicht mehr wissen, aus welcher Richtung er gekommen war. Er schaffte es regelmäßig, meine Haustür zu verfehlten. Auffälliger würde man sich kaum verhalten können als Julian, der nach rechts und links guckend die Straßen auf und ab lief, um meinen Hauseingang zu finden, bis ich irgendwann kam und ihn einsammelte.

Immer auf der Suche nach einem neuen Look und der perfekten Tarnung hatte er sich von mir eine blaue DDR-Trainingsjacke und eine Formel-1-Sonnenbrille ausgeliehen und dazu eine braune Baseballcap aufgesetzt. Ich lächelte insgeheim über seinen kindlichen Spieltrieb. Unauffälliger sah er dadurch nicht aus, eher verkleidet. Als ich ihn das nächste Mal suchen ging, kam er in diesem Style um die Ecke gebogen, eine hölzerne Euro-Palette auf die rechte Schulter gestemmt. Mir erschien das nicht gerade wie eine besonders professionelle

Verschleierungstaktik. Manchmal glaube ich, er hat sich zu sehr von irgendwelchen Büchern inspirieren lassen, die dann zusammengemengt mit seiner Phantasie ein eigenes Set an Julian-Assange-Verhaltensregeln ergab.

Julian hatte auch ein sehr ungezwungenes Verhältnis zur Wahrheit. Ich habe manchmal den Eindruck gehabt, dass er testete, wie weit er gehen konnte. Er hat mir zum Beispiel eine Geschichte aufgetischt, wie er zu seinen weißen Haaren gekommen wäre. Mit 14 Jahren hätte er zu Hause im Keller einen Reaktor zusammengebaut und falsch herum gepolt. Von diesem Tag an seien seine Haare durch die Gammastrahlung weiß nachgewachsen. Alles klar. Vielleicht wollte er gucken, was er behaupten und herbeiflunkern konnte, bis ich widersprach: »Stopp! Das glaube ich dir nicht!« Meistens sagte ich gar nichts dazu. Ich fand, das war keine Art, mit anderen Menschen umzugehen.

Julian verlief sich nicht nur ständig, er stieg auch gerne in den falschen Zug oder fuhr in die entgegengesetzte Richtung. Und wenn er von A nach B flog, Boot oder Bahn fuhr, gingen dabei nicht gerade selten ein paar Quittungen oder Bescheinigungen verloren. Ständig wartete er »total dringend« auf einen Brief, der ihn aus der nächsten Patsche befreien sollte: eine Unterschrift für ein Konto, eine neue Kreditkarte, eine Lizenz für eine Vertragskonstruktion. Es war klar, dass dieser Brief »spätestens morgen« eintreffen musste. Ich habe ihn nie sagen hören: »Das habe ich nicht geschafft/vergessen/verbaselt«, wenn er nach einer

zugesagten Leistung gefragt wurde, sondern: »Ich warte nur noch auf eine Antwort von Meyermüllerschulz.« Die Redewendung: »Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen«, war für Julian erfunden worden. Und jetzt kommt die große Überraschung: Er war selten schuld, wenn etwas vergessen worden war. Sondern Banken, Flughafenpersonal, Stadtplaner und im Zweifel sogar das *State Department*, das amerikanische Außenministerium. Vermutlich schmiss das *State Departement* sogar die Tassen runter, die während seines Besuchs in meiner Wiesbadener Küche zu Bruch gingen.

Dafür konnte Julian eine Konzentration an den Tag legen, die ich bei niemandem sonst erlebt habe. Er konnte tagelang mit seinem Computerbildschirm zu einer unbeweglichen Einheit verschmelzen. Wenn ich spät ins Bett ging, dann saß er noch wie ein schmaler Buddha auf der Couch. Wenn ich am nächsten Tag aufwachte: Julian in Kapuzenjacke vor dem Rechner, in exakt der gleichen Pose. Wenn ich am nächsten Abend wieder schlafen ging – Julian saß immer noch da.

Er war bei der Arbeit kaum ansprechbar, meditativ versunken programmierte er, schrieb, las, ich weiß nicht was. Er sprang höchstens einmal kurz auf, unvermittelt, um seltsame Kung-Fu-Übungen zu machen. Einige Medien stellten das so dar, als wäre Julian mindestens im Besitz eines Äquivalents zum schwarzen Gürtel aller international bekannten Kampfsportkünste. Tatsächlich dauerte sein improvisiertes Schattenboxen vielleicht zwanzig Sekunden und sollte wohl der Streckung seiner

Sehnen und Gelenke dienen.

Julian konnte tagelang am Stück konzentriert arbeiten und dann ganz plötzlich einschlafen. Er legte sich in voller Montur, mit Hosen, Strümpfen und Kapuze ins Bett, zog die Decke über sich – und weg war er. Wenn er aufwachte, war er genauso schlagartig zurück in der Welt. Er sprang sofort auf, was in der Regel dazu führte, dass er in irgendetwas hineinrannte. Ich hatte eine Hantelbank in dem Zimmer stehen. Ich habe gar nicht mitgezählt, wie oft er von der Matratze, auf der er schlief, direkt in die Eisenstangen gesprungen ist. Das gab einen riesigen Krach, und ich wusste: Schön, Julian ist wieder wach!

Er hatte noch eine sehr witzige Eigenart. Er wollte gerne die Kleidung tragen, die seinen jeweiligen Zustand widerspiegelte. Oder umgekehrt: Er konnte sich nur durch die richtige Kleidung in die gewünschte Stimmung versetzen.

»Daniel, ich brauche ein Jackett. Hast du eins?«

»Willst du ausgehen?«

»Ich muss heute ein sehr wichtiges Statement schreiben.«

»Was?«

Auch wenn er sonst in Trainingsjacke und Cappie bei mir am Küchentisch saß – ich musste ihm schnellstmöglich ein Jackett leihen, damit er sich darin an einen Text für eine Pressemitteilung machen könnte. Das Jackett zog er dann den ganzen Tag nicht mehr aus, setzte ein ernstes Gesicht auf und formulierte. Danach

ging er schlafen – mit Jackett.

In den zwei Monaten, die er bei mir wohnte, lernte ich eine Person kennen, die ganz anders war als die Typen, mit denen ich sonst meine Zeit verbrachte. Und ich war starke Charaktere gewöhnt. Ich fand Julian auf der einen Seite unerträglich und auf der anderen Seite unglaublich liebenswert.

Ich hatte das Gefühl, bei Julian musste im Leben irgendetwas sehr Grundlegendes falsch gelaufen sein. Er hätte ein verdammt toller Mensch werden können, und ich war stolz, einen Freund zu haben, in dem dieses Feuer brannte, für den Ideen und Prinzipien und die Veränderung der Welt zum Besseren alles waren. Der einfach aufsprang und handelte und dabei wenig darauf gab, was andere sagten. In gewissen Punkten versuchte ich sogar, mir diese Haltung von ihm abzugucken. Aber er hatte eben auch diese andere Seite, und die gewann in den folgenden Monaten immer mehr die Oberhand.

Manche Freunde haben mich gefragt, wie ich es so lange mit Julian ausgehalten habe. Ich denke, jeder Mensch hat seine Eigenarten, einfach ist es mit niemandem. Gerade in der Hacker-Szene sind ein paar extreme Persönlichkeiten unterwegs, einige sogar mit leicht autistischen Zügen. Ich bin aus Gewohnheit wohl überdurchschnittlich tolerant, was die Macken anderer Menschen betrifft. Deshalb habe ich es so lange mit Julian ausgehalten, wohl länger als die meisten.

Am 17. Februar 2009 war ich Guest in der Podcast-Sendung *Küchenradio*. Julian schrieb damals folgende Mail an unsere Unterstützer:

»Daniel Schmitt on Berlin's Keutchenradio: A two hour video and audio interview session with our German correspondent, Daniel Schmitt, will be broadcast on Berlin's well-regarded Kuechenradio at 21:00 tonite«.⁷

Wenn ich das heute lese, muss ich ein bisschen schlucken. Manchmal vergesse ich, wie gut die Zeit auch war, die wir zusammen hatten. »Well-regarded«, hatte er geschrieben – das Küchenradio ist nur ein Podcast für ein paar Technikfreaks, und Julian war trotzdem so stolz auf uns. Ganz klar gibt es auch heute immer wieder Momente, in denen ich mich frage, ob all das wirklich kaputtgehen musste. Und ob wir heute nicht noch immer Freunde wären, wenn WL nicht diesen erstaunlichen Erfolg gehabt hätte, wenn das Geld und die Aufmerksamkeit und der internationale Druck nicht gekommen wären.

»Keutchenradio« – das war auch typisch Julian. Worte in einer anderen als der englischen Sprache konnte er sich einfach nicht gut merken. Er nannte den *Spiegel* auch immer »*Speigel*«, selbst in Zeiten, als das deutsche Nachrichtenmagazin schon seit Monaten einer unserer engsten Medienpartner war.

Im Taxi auf dem Weg nach Berlin-Neukölln zu dem Journalisten Philip Banse bekam ich einen Anruf von meiner Mutter. Meine Oma war gestorben, wir hatten

jeden Tag damit gerechnet. Ich war nicht noch einmal in den Rheingau gefahren, um sie noch einmal zu sehen. Ich weiß, dass meine Oma stolz auf mich und meinen Kampf für eine gerechtere Welt war. Ich schämte mich trotzdem, dass ich nicht bereit gewesen war, auf die Radiosendung zu verzichten, um mich anständig von ihr zu verabschieden. Außer mir hatte die ganze Familie die Woche über an ihrem Bett gesessen. Aber ich hatte ja diesen Termin in Berlin, und der war wichtig.

Zu diesem Zeitpunkt hatten wir das Gefühl, wir müssten jede Gelegenheit nutzen, um WL prominenter zu machen. Wir brauchten dringend Spenden, wir freuten uns, wenn neue Dokumente bei uns hochgeladen wurden. Der Rest kam erst weiter hinten auf unserer Prioritätenliste. Viel weiter hinten.

Das erste Mal, dass mir ein Satz von Julian wirklich übel aufstieß, war Anfang 2009, als wir darüber nachdachten, zum Weltsozialforum nach Brasilien zu fliegen. Ein Freund hatte mich angesprochen: Er würde sehr gerne mitfliegen. Ich erzählte Julian davon, obwohl ich eigentlich dagegen war. Der Kumpel hatte mit dem Projekt nichts zu tun, und wir wollten keinen Urlaub dort machen, sondern Kontakte knüpfen und arbeiten. Julian indes fand die Idee ganz ausgezeichnet und meinte: »Lass ihn doch mitkommen.« Er hätte gerne jemanden dabei, der für ihn das Gepäck schulterte. Da habe ich mich das erste Mal gefragt, wer eigentlich im Moment gerade den Kofferträger für ihn spielte. Und entdeckte da

niemanden – außer mir.

Erst später habe ich verstanden, dass Julian mein Verhalten häufig als Unterordnung aufgefasst haben muss. Dabei wollte ich einfach nur freundlich und rücksichtsvoll sein. Er hielt mich offenbar für viel schwächer, als ich in Wirklichkeit war.

Das lag vielleicht daran, dass ich ein optimistischer Mensch bin, der weniger Zeit auf Kritik und mehr Zeit für konkrete Taten verwendet. In dem Moment, in dem Julian den Eindruck haben konnte, dass ich mich ihm nicht mehr unterordnete, begann unsere Freundschaft zu bröckeln. Als ich konkrete Probleme ansprach – schlicht weil es diese Probleme gab und nicht, weil ich unser Verhältnis anders bewertete –, fing er an, mich als jemanden zu bezeichnen, den man »containen« musste – also in Schach halten, eindämmen.

Anfang 2010 änderte sich sein Ton mir gegenüber deutlich. Bis hin zu der Äußerung, er würde mich »jagen und töten«, wenn mir ein Fehler unterlief. So was hatte noch nie jemand zu mir gesagt. Selbst wenn er noch so große Angst hatte, dass etwas schiefgehen könnte – so eine Drohung war durch nichts zu entschuldigen. Ich fragte nur, ob er noch ganz dicht sei, lachte und ließ es damit auf sich beruhen. Was sollte man dazu auch sagen?

Mir fallen keine schlimmen Patzer von mir ein. Nur einmal vergaß ich, ein Backup von dem zentralen Server zu machen. Als dieser dann kaputtging, behauptete Julian: »WL ist nur noch am Leben, weil ich dir nicht

getraut habe.«

Er hatte eine Sicherungskopie, von der wir alles problemlos neu starten konnten. Er dürfte die Kopie nicht nur aus Sorgfalt, sondern auch aus Misstrauen, auch mir gegenüber, erstellt haben. Es ging nämlich um den Server, auf dem auch unsere Mails deponiert waren.

Das Absurde war, dass er eigentlich derjenige war, der ständig etwas verlor oder vergaß. Genau das warf er nun mir vor. Für Julians eigene Missgeschicke gab es meist eine ausgefeilte Erklärung. Wenn möglich gar eine heroische. Als er im Juni 2009 den Medienpreis von Amnesty International entgegennehmen sollte, kam er drei Stunden zu spät in London an. Es ging in dem prämierten Leak um heimliche Auftragsmorde durch die kenianische Polizei, von der über 1700 Menschen getötet und knapp 6500 Menschen verschleppt worden waren. Zwei kenianische Menschenrechtler von der *Oscar Foundation* hatten das aufgedeckt und einen Bericht darüber verfasst.

Julian verpasste die Preisverleihung. Im Auditorium hätten ihm viele Menschen zugehört, die wir damals auf anderem Wege niemals erreicht hätten. Der Verweis auf diesen Preis sollte uns viele Türen öffnen, weil er bei vielen Kritikern wie eine Bürgschaft wirkte: Was Amnesty einen Preis wert gewesen war, konnte so unmoralisch nicht sein.

Zwei Monate vor der Preisübergabe waren Kamau Kingara, der Leiter der *Oscar Foundation*, und sein Programmleiter John Paul Oula in Nairobi in ihrem Auto

aus nächster Nähe erschossen worden. Die beiden waren gerade auf dem Weg zur kenianischen Menschenrechtskommission, mit der zusammen sie diesen Bericht erstellt hatten. Wir hatten ihn lediglich auf unsere Website gestellt, und damit einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Eigentlich wären wir es Kingara und Oula schuldig gewesen, den Preis auch in ihrem Namen persönlich entgegenzunehmen. Julian verfasste daraufhin eine sehr feierliche Presseerklärung, in der er ihr Engagement noch einmal ausdrücklich hervorhob.

Die Ausrede von Julian, warum er zu der Preisübergabe zu spät gekommen war, hätte derweil mehrere Seiten in einem Agenten-Thriller füllen können: Ich erinnere mich nur noch an zwei Polizisten, die ihn angeblich verfolgt hätten.

Einmal erklärte er mir, den Anschlussflug verpasst zu haben, weil er eine extrem anspruchsvolle Matheaufgabe gelöst hätte. Obwohl ich so viel Zeit mit ihm verbracht habe, konnte ich nie sicher sagen, wann er flunkerte und wann er die Wahrheit sprach.

Ich kenne auch mindestens drei verschiedene Geschichten zu seiner eigenen Vergangenheit und der Herkunft seines Nachnamens. Es gab Geschichten zu mindestens zehn Vorfahren aus diversen Teilen der Erde, von irgendwelchen Iren bis zu Südseepiraten. Eine Zeitlang ließ er sich sogar als »Julien d'Assange« Visitenkarten drucken. Er hat ein regelrechtes Mysterium um seine eigene Person gestrickt, seine Vergangenheit

mit immer neuen Details ausgekleidet und sich dann gefreut, wenn ein Journalist das so aufschrieb. Mein erster Gedanke, nachdem ich gehört habe, dass er seine Autobiographie schreibt: Die gehört im Buchladen in die Belletristik-, nicht in die Sachbuchabteilung.

Julian kreierte sich jeden Tag neu, wie eine Festplatte, die immer wieder neu formatiert wurde. Zurücksetzen, neustarten. Vielleicht lag das daran, dass er selbst nicht wusste, wer er war und woher er kam. Vielleicht hatte er gelernt, dass er sich immer wieder lossagen musste, von Frauen, von Freunden. Da war es einfacher, wenn er eine Persönlichkeitsrevision machen und die Reset-Taste drücken konnte.

Julian befand sich in einem ständigen Kampf um Dominanz, sogar mit meinem Kater Herr Schmitt. Dieses grau-weiße Pelztier war zeit seines Lebens ein liebes, trüges Wesen, ein bisschen übervorsichtig, aber gutmütig bis in die Schnurrbartspitzen. Seit Julian bei mir in Wiesbaden gewohnt hat, leidet er unter einer Psychose.

Julian setzte dem Tier mit permanenten Angriffen zu. Er spreizte seine Finger wie eine Gabel und stürzte sich so auf den Hals des Katers. Es war ein Kampf. Es ging darum, wer schneller war: Entweder gelang es Julian, den Kater mit den Fingern zu umschließen und in diesem Griff auf dem Boden festzutackern. Oder der Kater war schneller, und er vertrieb Julian mit einem schnellen Tatzenhieb. Für den Kater muss das ein Alptraum gewesen sein. Kaum wollte sich Herr Schmitt schnurrend zur Ruhe kringeln, stürzte sich dieser verrückte Australier

auf ihn. Julian suchte sich für die Attacken mit Vorliebe Momente aus, in denen Herr Schmitt sehr müde war.

»Es geht darum, seine Wachsamkeit zu trainieren«, erklärte er mir. Der Kater müsse dominieren. »Der Mann darf nie vergessen, dass er der Herr der Lage ist«, sagte Julian. Ich weiß nicht, wer in meiner Wohnung und auf dem Hinterhof die männliche Identität von Kater Schmitt in Frage stellte. Ohnehin war Schmitt kastriert. Aber ich konnte Julian nicht von seinem Spielchen abbringen.

Als wir im April 2009 auf dem Rückweg von der *International Journalism Conference* in Perugia in Italien waren, gab es einen Streit mit einem Schaffner, der uns fast unser Flugticket zurück nach Deutschland gekostet hätte.

Wir standen an diesem Tag sehr unter Zeitdruck, weil wir diesen Anschlussflug in Rom erreichen mussten. Ein Zug hatte Verspätung, eine Oberleitung war ausgefallen. Wir mussten umbuchen und dafür ein neues Ticket und einen Zuschlag lösen. Ich hatte mich um alles gekümmert, quälende Minuten am Schalter angestanden, während Julian sich auf eine Bank gesetzt und das Gepäck gehütet hatte. Wir hetzten schließlich über den Bahnsteig und erwischten unseren Ersatzzug nur noch im Endspurt und weil ich dem Zugpersonal schon von der Treppe aus »Nicht abfahren, wait please!« entgegenbrüllte.

Mit rasendem Puls und nassgeschwitzt landeten wir also in dem Zug, den man uns am Bahnhof als letzte

Möglichkeit ans Herz gelegt hatte. Es war tatsächlich allerletzte Eisenbahn. Wir steuerten zwei Fensterplätze an, packten unsere Rucksäcke auf die freien Sitze daneben und streckten seufzend die Beine aus.

Das Ungemach kam in Form eines schlecht rasierten, leicht untersetzten Mannes, der sich langsam von Sitzreihe zu Sitzreihe bis zu unseren Plätzen vorarbeitete, und war ein italienischer Fahrkartenkontrolleur. Mit zusammengezogenen Augenbrauen begutachtete er unsere Tickets, und als er diese patzig zurückgab, platzte Julian der Kragen.

In schlechtem Englisch sagte der Italiener, es tue ihm zwar sehr leid, dass wir offensichtlich die falschen Tickets gekauft hätten. Aber – tadah! – er böte uns an, gegen einen geringen weiteren Aufpreis eine Lösung für unser Problem bereitzuhalten. Ich hätte klein beigegeben, aber bei Julian brannte eine Sicherung durch. Er weigerte sich, die weiteren zehn oder fünfzehn Euro Aufschlag zu bezahlen, und guckte den Schaffner verächtlich an.

Der Kontrolleur war ein überrauniger Mittfünfziger, alles andere als zuvorkommend, der möglichst schnell in sein Abteil zurückkehren wollte, zu einer Runde Skat mit den Kollegen oder was auch immer ihn erwartete. Wir hätten ewig mit dem Italiener darüber diskutieren können, warum wir gerade ohne eigenes Verschulden erneut zur Kasse gebeten wurden und was wir generell von seinem Heimatland und dessen mafiosen Strukturen hielten. Aber wir mussten schnellstmöglich nach Rom und diesen Billigflug bekommen, den ich bereits bezahlt hatte. Dafür

hätte ich diesen lächerlichen Aufpreis gerne übernommen und mich entspannt. Julian jedoch brach einen derartigen Ärger vom Zaun, dass der Schaffner an der nächsten Station die Carabinieri hinzurief. Mir war das peinlich, zumal neben uns jemand saß, der ebenfalls auf der Konferenz in Perugia gewesen war. Julian störte sich überhaupt nicht an dem Publikum, er hatte eher Spaß daran.

Nun waren wir also von dem Schaffner und zwei jungen Polizisten umringt. »Ihre Papiere bitte«, sagte die höchstens 20-jährige Polizistin, die mindestens genauso muffig guckte wie ihre Kollegen.

Ich kramte in meinen Taschen. Julian protestierte scharf: »Wir zeigen hier niemandem unsere Papiere.«

Ich reichte der Frau meinen Ausweis. Julian verschränkte die Arme und schnaufte verächtlich.

Die drei Italiener schauten sich unentschlossen an. Sie hätten Julian gerne aus dem Zug geworfen, aber keiner mochte den ersten Schritt tun. Man hätte den Australier, der sich immer noch lässig auf seinem Sitz ausgestreckt hielt, am Arm greifen und aus dem Sitz ziehen müssen. Dazu mochte sich keiner der drei durchringen.

Julian war der Meinung, man müsse diesem Schaffner unbedingt eine Lektion erteilen. Uniformierte Autorität müsse grundsätzlich in Frage gestellt werden. Und dass es nicht ginge, dass man ihn respektlos behandelte. Respekt, Respekt, Respekt, er redete ständig davon. In diesem Fall war es besonders sinnlos, weil die Italiener die Vokabeln der Lektion vermutlich nicht einmal richtig

verstanden.

Ich fand das lästig, ich wollte das Problem lösen, ich wollte keine 700 Euro für zwei neue Flugtickets bezahlen. Ich nutzte die Patt-Situation, die für einen Moment zwischen uns fünf entstanden war. Ich gab dem Schaffner den offenen Betrag und ertrug den Rest der Fahrt Julians schlechte Laune und seine Belehrungen. Mein Wille, WikiLeaks zum unerschütterlichen Bestandteil meines Lebens zu machen, war größer als meine Sorge darum, mir zu viel gefallen zu lassen.

Als ich 2009 das Video-Interview mit *Zeit Online* machte, in dem es auch um die persönlichen Motive für mein Engagement bei WL ging, warf er mir vor, ich sei eine Medienhure. »Too much personality«, lautete der Vorwurf. Wir hätten so viel Arbeit, da wäre für große Interviews keine Zeit. Ich habe nach diesem Porträt versucht, mich weiter zurückzunehmen, aber das war nicht so einfach.

Auf der Journalistenkonferenz in Perugia hatte ich eine Geschichte mit dem amerikanischen Technik-Magazin *Wired* gemacht, mit einer jungen, freien Journalistin, Annabel Symington, die an der Londoner City University studierte. Sie sollte uns in Perugia auch mit Seymour Hersh bekanntmachen, dem amerikanischen Journalisten, der unter anderem die Vorfälle von My Lai in Vietnam aufgedeckt hatte. Wir gingen mit den beiden zusammen Pizza essen, und Hersh erzählte spannende Geschichten von seiner Zeit als Kriegsreporter. Hersh war im

Gegensatz zu vielen vermeintlichen Starjournalisten uneitel und ein sehr amüsanter Gesprächspartner.

Während meines Interviews mit Annabel jedenfalls warf mir Julian die ganze Zeit über böse Blicke zu. Er meinte herausgehört zu haben, dass ich mich ihr gegenüber als einen der »Gründer« von WL bezeichnet hatte. Es war ihm immens wichtig zu betonen, dass er der einzige Gründer ist.

Ich ließ daran nie den geringsten Zweifel.

Julian sollte mir später vorwerfen, ich betriebe ein Machtspiel. Er irrte. Ich habe kein Interesse an Macht und kein Problem, Macht abzugeben, wenn es der Sache nützt. Ganz im Gegenteil. Warum sollte ich mir unermesslich viel Verantwortung auf die Schultern laden, wenn es gemeinsam viel besser ging? Ich bin ein Teamplayer, kein einsamer Wolf wie Julian. Ich kann anerkennen, wenn andere Leute bestimmte Sachen besser können als ich. Davon gibt es nämlich verdammt viele.

WikiLeaks und das Geld

Erfolgreiche Leaks, über die ausgiebig in den Medien berichtet worden war, machten sich direkt auf unseren Konten bemerkbar. Schon 2008 gab es drei verschiedene PayPal-Konten, über die uns Spender Geld zukommen lassen konnten. Auf das wichtigste gingen etwa nach dem Leak zu Julius Bär am 1. März 2008 1900 Euro ein, am 3. März waren es bereits 3700 Euro und bis zum 11. März hatten sich 5000 Euro angesammelt. Im Juni 2009 wurde das damals einzige aktive PayPal-Konto eingefroren: Es konnten zwar noch Gelder eingezahlt werden, wir konnten indes nichts mehr abheben.

Wir hatten uns monatelang nicht mehr um dieses Konto gekümmert. Erst die Nachricht von PayPal über die Sperrung veranlasste uns, einen Blick auf die Eingänge zu werfen.

»Halt dich fest«, schrieb ich Julian im August 2009.
»Da liegen fast 35 000 Dollar drauf.«

Ich wollte das Geld unbedingt loseisen. Für Julian hatte das keine Priorität. Er sah nicht ein, warum wir uns jetzt damit herumärgern sollten.

PayPal verlangte ein Dokument von uns. Wir hatten uns dort als Non-Profit-Unternehmen angemeldet, diesen Status aber offiziell nie beantragt. »501c3« hieß das im amerikanischen Behördenjargon.

Als ich diesen Begriff bei Google eingab, stellte sich heraus, dass wir nicht die erste gemeinnützige Einrichtung waren, die dieses Problem hatte. PayPal hatte seinen Kunden schon wiederholt Ärger deswegen gemacht. Wir ließen uns daraufhin als Unternehmen registrieren. Das kostete zwar Gebühren, ersparte uns aber den lästigen Verwaltungsaufwand. Mit PayPal nur ein winziges Komma im Vertrag zu ändern kostete einfach zu viel Lebenszeit.

Ich führte sicherlich an die dreißig Telefonate mit der Hotline, schickte Mails hin und her und kam zu dem Ergebnis: PayPal war kein Unternehmen mit lebenden Mitarbeitern, sondern eine Maschine. Zwar bekam ich, wenn ich nur lange genug in der Hotline wartete, auch irgendwann einen echten Menschen zu sprechen. Aber die indischen Subunternehmer oder wer auch immer diesen Job für PayPal übernommen hatte, konnten einem am Ende auch nicht viel mehr sagen, als dass man doch bitte das Online-Hilfssystem benutzen solle.

Ich glaube, die PayPal-Mitarbeiter waren ihrer eigenen Software genauso ausgeliefert wie ihre Kunden. Die Kunst, dabei die richtigen Felder des Systems auszufüllen, blieb für mich unzugängliches Geheimwissen.

Nachdem wir das Konto auf ein Profit-Konto umgeschrieben und in die Zahlung der Gebühren eingewilligt hatten, belohnte uns das System kurzfristig mit einer Freischaltung. Sie währte ungefähr einen Tag. Dann ging der ganze Wahnsinn von vorne los: Wieder fehlte eine Angabe, wieder war für mich nicht zu

erkennen, wo man diese nachzureichen hatte, wieder kämpfte ich mit dem Online-Hilfssystem.

Es gab noch ein weiteres Problem bei diesen Streitigkeiten, denn nicht nur wir waren von dem Ärger betroffen. Zu diesem Zeitpunkt wurden alle unsere Konten in unserem Auftrag von freiwilligen Unterstützern unterhalten. Das gesperrte PayPal-Konto etwa hatte ein amerikanischer Journalist für uns angemeldet. Dieser Kontaktmann war ein Endfünfziger aus dem Mittleren Westen – ein bodenständiger Typ, der als Reporter bei einer Lokalzeitung angestellt war. Vor Monaten hatte er uns gefragt, ob er etwas für uns tun könne. Und weil er nicht von sich aus angeboten hatte, sich um das Geld zu kümmern, gaben wir ihm eben genau diesen Job. Unsere Logik war damals, wer sich nicht für Konten interessierte, war bestens geeignet, sie für uns zu verwalten. Wer sich nicht für seinen Einfluss auf die öffentliche Meinung interessierte, managte bei uns den Chat – und so weiter. Unser Freiwilliger war völlig überfordert und hatte keine Ahnung, was er tun sollte und wo das Problem genau lag.

Im September 2009 hat Julian dann die Nanny eingeschaltet. Die Nanny kam immer dann ins Spiel, wenn es einen Job zu erledigen galt, um den Julian sich nicht selbst kümmern wollte oder konnte. Sie reiste auch gelegentlich kurz vor Konferenzen an, um seine Reden zu schreiben. Sie sollte es auch sein, die später, nach dem Austritt von mir und anderen WikiLeaks-Leuten, in aller Welt herumreiste, um zwischen uns und Julian zu

vermitteln und zu bitten, das Projekt nicht durch öffentliche Kritik zu beschädigen.

Die Nanny ist eine alte Bekanntes von Julian, eine freundliche, sehr energische Person um die Vierzig. Sie hatte für Julian einen wichtigen Vorteil: Sie würde öffentlich nie über ihren Kontakt zu WL reden wollen.

Die Nanny jedenfalls hat die Nerven unseres amerikanischen Unterstützers dann vollständig ruiniert, zumal die Zeitzonen dieser beiden auf eine Weise inkompatibel zueinander waren, dass Gespräche für den einen jeweils nur in der Tiefschlafphase des anderen möglich waren. Außerdem war der arme Mann nicht willens, die ganze Problematik noch einmal von vorne zu erläutern.

Letztlich geholfen hat uns dann eine Journalistin, die ich von der *New York Times* kannte. In der vorletzten Septemberwoche fragte sie auf dem direkten Dienstweg bei PayPal nach, wieso denn ein von der *New York Times* unterstütztes Projekt gesperrt sei. Simsalabim! Kurz darauf war das Konto frei.

Jetzt ging der Streit erst richtig los. Mit einem Schlag war viel Geld da. Julian und ich hatten sehr unterschiedliche Vorstellungen davon, was wir damit anfangen sollten.

Ich wollte vor allem Hardware anschaffen, nicht nur, weil das mein Spezialgebiet war, sondern weil unsere Infrastruktur das dringend nötig hatte. Wir riskierten Ausfälle und Sicherheitsrisiken und machten es unseren

Gegnern eigentlich viel zu leicht. Solange alles auf einem einzigen Server lief, hätte man sehr leicht in das Wiki einbrechen können. Das war vielleicht nicht weiter schlimm, doch auf dem gleichen Server lagen auch die Dokumente.

Julian hatte andere Pläne. Er sprach davon, eigens Firmen zu gründen, um damit unsere Spendengelder besser gegen Zugriffe von außen abzusichern. Er behauptete, auf uns kämen allein für die Registrierung in den USA Anwaltskosten von 15 000 Dollar zu.

Julian hatte auch Kontakt zu einigen Organisationen, die als *fiscal sponsors* auftreten wollten. Das waren gemeinnützige Organisationen, an die amerikanische Spender Geld hätten überweisen können, um Steuern zu sparen. Ich weiß nicht, mit welchen Leuten Julian sich damals austauschte, welche Filme er guckte – oder noch wahrscheinlicher: welche Dokumente er auf unseren Seiten zu intensiv gelesen hatte –, jedenfalls war von *front companies, international law* und *offshore* die Rede. Ich sah ihn schon vor mir, am abhörsicheren Cryptophone, die Hände lässig in die Hüfte gestützt, den damals noch langen weißen Pony mit Gel nach hinten gekämmt.

»Hallo, Tokio, New York, Honolulu? Ja, transferieren Sie bitte drei Millionen auf die Virgin Islands. Ja, danke, sehr freundlich. Und bitte nicht vergessen, die Verträge nach Abschluss der Transaktion zu vernichten. Verbrennen bitte. Und die Asche fegen Sie zusammen und schlucken Sie herunter, ja? Sie wissen ja, ich kann

Krümel nicht ausstehen ...»

In welchen Phantasien Julian womöglich unterwegs war – das entsprach eben seinem Traum von der unangreifbaren Organisation, von einem internationalen Geflecht aus Firmen und dem Nimbus des Unantastbaren, der weltweit mit Finanzen und Firmen jonglierte und von niemandem mehr zu stoppen war. Doch so unsexy das auch klang, wir hätten erst einmal ein paar ganz einfache, praktische Dinge gebraucht.

Meine damalige Freundin hat für uns Cryptophone besorgt. Sie hat uns damals auf einen Schlag sehr viel Geld vorgestreckt, und ich habe noch heute ein schlechtes Gewissen, wenn ich daran denke, wie ich sie in unserer Beziehung damals so langsam habe aushungern lassen.

Als wir Monate später in Island waren, habe ich ganz zufällig mitbekommen, dass Julian versuchte, eines dieser sehr teuren Telefone an eine unserer Bekannten zu verkaufen – für 1200 Euro. Zum einen gehörten ihm die Telefone gar nicht, und dann wollte er sie auch noch für einen viel zu hohen Preis an jemanden weiterverkaufen, der dafür überhaupt kein Geld hatte. Daraufhin hat Julian das Telefon an einen 17-Jährigen verschenkt, den er damals immer mehr bei WL einbinden wollte. Julian konnte in einem Augenblick großzügig sein und in der nächsten Sekunde wieder sehr geizig.

Bereits im April 2008 hatten wir ein Konto bei Moneybookers eröffnet, über das vor allem Spender aus den USA ihr Geld online an uns überweisen konnten. Wie

viel Geld bei Moneybookers einging und was damit passierte, hat nie jemand erfahren. Julian hat mir und anderen den Einblick verweigert.

Julian eröffnete zusätzlich ein Konto auf seinen Namen bei Moneybookers. Zu diesem Konto führte ein direkter Link von unserer Spendenseite. Wofür er es verwendete, wollte er mir nicht sagen. Das Konto wurde im Herbst 2010 gesperrt. Später beklagte sich Julian, man habe WikiLeaks nun das Geld weggenommen. Es gibt eine E-Mail vom 13. August 2010 von Moneybookers an WikiLeaks, die vom *Guardian* zitiert wurde. Nach einer Überprüfung durch die Sicherheitsabteilung von Moneybookers sei das Konto geschlossen worden, »um sich weiteren Ermittlungen durch Regierungsbehörden zu fügen«. Das Konto ist tatsächlich gesperrt worden. Aber es wurde vorher leer geräumt.

Dabei war Julian Geld an sich gleichgültig. Er hatte auch nie welches, ließ meist andere bezahlen. Das begründete er dann beispielsweise damit, dass er nicht wolle, dass jemand anhand seiner Besuche am Geldautomaten nachvollziehen könne, wo er sich gerade aufhielt. Seine Helfer hätten diese Erklärungen womöglich selbst dann akzeptiert, wenn er zuvor eine Pressekonferenz gegeben hätte, die von seinem Standort aus in die ganze Welt ausgestrahlt wurde. Vor allem Frauen halfen Julian gerne aus. Ich weiß nicht, was sie alles für ihn gekauft haben: Klamotten, Ladegeräte, Handys, Kaffee, Flüge, Schokolade, neue Reisetaschen, Wollsocken.

Julian legte keinen Wert auf Statussymbole. Vielleicht ist das heute anders, aber als wir zusammen herumreisten, besaß er keine Uhr, kein Auto, keine Markenkledung – all das war ihm egal. Sogar sein Rechner war ein Uralt-Mac, noch eines von diesen weißen iBooks, fast schon ein Museumsstück. Höchstens kaufte er sich mal einen neuen USB-Stick.

Wir dachten dennoch häufig darüber nach, wie wir für WL an Geld kommen könnten. Eine Idee war, uns direkt für die Dokumente bezahlen zu lassen, indem wir den exklusiven Zugang zu dem Material versteigerten. Ebay für WikiLeaks sozusagen. Im September 2008 starteten wir einen Testballon. Wir kündigten auf unserer Website und in Pressemitteilungen an, die E-Mails von Freddy Balzan meistbietend zu versteigern. Balzan war der Redenschreiber des venezolanischen Präsidenten Hugo Chávez.

Die Ankündigung löste in Südamerika ein breites Medienecho aus. Nicht aber, weil sich jetzt tatsächlich viele Medien mit ihren Geboten übertrafen, vielmehr entbrannte sofort die kritische Debatte. Man warf uns vor, die Arbeit unserer Quellen zu Geld machen zu wollen und beklagte, dass dadurch zuerst die Medien, die es sich leisten konnten, das Material bekämen. Damals hätten wir allerdings sowieso nicht die technischen Möglichkeiten gehabt, so eine Auktion in die Tat umzusetzen.

Ich versuchte uns mit einem Antrag bei der *Knight Foundation* Geld zu besorgen. Die *John S. and James L.*

Knight Foundation fördert herausragende journalistische Projekte, allein im Jahr 2009 verteilte die Stiftung über 105 Millionen Dollar an verschiedene Medienorganisationen. Ich reichte Ende 2008 das erste Mal einen Förderantrag für zwei Millionen Dollar ein, der allerdings schon nach der dritten oder vierten Runde des mehrstufigen Bewerbungsverfahrens scheiterte. Schon nach der Einladung zur zweiten Runde hatte Julian den Adressaten unserer Mailingliste verkündet, wir hätten die Förderung von 2 Millionen Dollar praktisch in der Tasche.

2009 versuchte ich es erneut, diesmal beantragte ich eine halbe Million Dollar. So ein Antrag bedeutete viel Arbeit, und Julian half mir nicht dabei. Eine Unterstützerin und ich saßen zwei Wochen lang an dem Papier. Es galt, acht Fragen zur Motivation und zur inneren Struktur des Projekts zu beantworten. Einen Tag vor Abgabe meldete sich Julian doch, im Schlepptau die Nanny. Am Vortag des Einsendedatums sollte sie nun also das Papier für die *Knight Foundation* schreiben – wir waren zu dem Zeitpunkt damit schon lange fertig. Julian beschloss, wir sollten einfach zwei Anträge abschicken. Mit einem kämen wir dann garantiert durch. Dabei erklärten mir Julian und die Nanny noch, warum ihr Papier das Rennen machen würde. Mein Antrag kam weiter, erst eine Runde, dann zwei, dann standen wir auf einmal in der letzten Runde. Der Antrag von Julian und der Nanny scheiterte schon in der ersten Runde.

Später warf Julian mir vor, ich hätte versucht, meinen Namen in den Antrag zu schmuggeln. Eigentlich war das

Problem ein anderes: Ich hatte schon 2008 am letzten Tag mit den ausgefüllten Anträgen an meinem Schreibtisch gesessen und nicht gewusst, ob ich den Antrag selbst unterschreiben und meine Adresse inklusive des richtigen Namens angeben sollte. Wir hatten kein Büro, dessen Adresse ich hätte angeben können. Und Julian hatte sowieso keinen festen Wohnsitz.

Weil die Zeit drängte, dachte ich mir, vergiss die USA, ist doch egal, wenn da jetzt dein wahrer Name steht. Ich unterschrieb den Antrag und sandte ihn ab.

Ich träumte in den folgenden Tagen in der Tat von der halben Million Dollar für WL und was wir damit alles hätten anschaffen können. Vorm Einschlafen dachte ich darüber nach, wie wir uns die ausgefeilteste Sicherheitstechnik aufstellen könnten, alles nur vom Feinsten, ein halbes Rack in einem ordentlich gekühlten Rechenzentrum, mit redundantem Strom und Netz sowie einem Terminalserver für den Zugriff auf die anderen Server, wenn es mal ein Problem gäbe. Und es wären Server der letzten Generation, nicht der vorvorletzten.

Wenn ich schon einmal dabei war, träumte ich gleich weiter: Dass wir uns ein Büro mieten und Leute mit konkreten Aufgaben betrauen würden. Dass wir uns Gehälter zahlen könnten. Ich wollte am liebsten nie wieder in die Firma zurück, zu den Excel Sheets und Dienstagsmeetings und meinen heimlichen Telefonkonferenzen im Lagerraum des 8. Stockwerks.

Das Bewerbungsverfahren zog sich über Wochen hin. Die *Knight Foundation* forderte weitere Unterlagen und

wollte uns dann tatsächlich zur letzten Runde nach Boston ans MIT laden. Die *Foundation* wollte uns persönlich kennenlernen und auch die Leute von unserem Board befragen.

Das *Advisory Board* war noch so eine phantastische Konstruktion, vor meiner Zeit eingerichtet. Von den acht Leuten, die wir als unseren Beirat bezeichneten, bekannte sich eine einzige Person öffentlich zu uns, und das war CJ Hinke, ein Netzaktivist aus Thailand. Journalisten trieben im Laufe der Zeit jedes Einzelne der vermeintlichen Board-Mitglieder auf. Die Chinesen stritten sofort ab, dazugehören, was Julian mit den Worten abtat: »Ist ja klar, dass sie sich nicht öffentlich dazu bekennen dürfen.«

Ben Laurie hat mehrfach abgestritten, uns je beraten zu haben. Philip Adams sagte immerhin, dass er irgendwann zugestimmt hätte, aber aus gesundheitlichen Gründen nichts hätte beitragen können.

Die *Foundation* hätte es sicherlich nützlich gefunden, wenigstens die Kerntruppe von WikiLeaks ein einziges Mal sprechen zu dürfen. Aber es war unmöglich, einen Termin für eine gemeinsame Telefonkonferenz zu finden. Die Mails gingen ewig hin und her, die *Foundation* muss uns entweder für total arrogant oder extrem unorganisiert gehalten haben – was ja beides stimmte. Ich versicherte ihnen: Welchen Termin auch immer sie vorschlagen, ich wenigstens wäre auf jeden Fall für sie da. Ich wollte unseren Ansprechpartnern das Gefühl geben, dass wir uns kümmerten. Julian schrieb mir

daraufhin eine böse Mail, dass ich nicht der Antragsteller sei: »You're not the applicant.«

Später hat er den anderen gesagt, ich hätte versucht, mich in den Antrag hineinzudrängen. Mein Gott! Wir hätten unsere Energien besser darauf verwendet, gemeinsam eine überzeugende Präsentation vorzulegen. Wir sollten dann in der letzten Runde scheitern.

Mir war klar, dass wir uns eines Tages von WL ein Gehalt auszahlen wollten. Das Ziel sollte sein, dass keiner mehr anschaffen gehen müsste. Denn das war ja immer das Problem: Wir brauchten eigentlich viel mehr Leute. Und wir brauchten viel mehr Zeit. Beides war nicht vorhanden, weil wir fast alle neben WL noch Geld verdienen mussten.

In meinen Augen war es eine Art von Prostitution, nicht die Arbeit machen zu können, von der man wusste, dass sie sehr viel sinnvoller wäre. Wobei ich natürlich auch weiß, dass ich nicht der Einzige bin, der nicht tun kann, was er am liebsten tun möchte.

Es gab nur eine Person, die für ihre Dienste bei WL damals Geld bekommen hat, das war der eine Techniker, der noch immer bei WL ist. Vielleicht ist er sogar deshalb bis heute geblieben, aus dem Gefühl heraus, WL dadurch verpflichtet zu sein. Einmal gaben wir auch einer Journalistin rund 600 Euro dafür, dass sie uns eine aufwendige Analyse zu den Banken-Leaks schrieb. Wir dachten damals, wir müssten jemanden gezielt darauf ansetzen, tiefergehende Recherchen anzustellen. 2009

waren 600 Euro noch viel Geld für uns.

Mir ging meine Arbeit jedenfalls zunehmend auf die Nerven. Meine Energien für die Kunden aufzuwenden führte ja zu nichts – welchen Sinn sollte es haben, wenn bei Opel noch mehr Wagen vom Band rollten oder irgendein anderer meiner Kunden seine Absatzzahlen in die Höhe schraubte? Dadurch wurde die Welt nicht besser. Ich hatte immer das Gefühl, dass jemand mit bestimmten Qualifikationen auch die Verantwortung hatte, sie im Sinne der Gesellschaft einzusetzen. Jede Minute im Büro kam mir verschwendet vor. Ich konzentrierte mich einzig darauf, die Arbeit so effizient wie möglich zu gestalten. Das ist in einem großen Unternehmen, in dem die Projektphasen ohnehin sehr großzügig bemessen waren, problemlos möglich – zumal ich ohnehin schneller arbeitete als die meisten anderen.

Ich beschäftigte mich nachts mit WikiLeaks und tagsüber mit den Anliegen meiner Kunden, und das immer häufiger von zu Hause aus. Manchmal weckte mich um elf Uhr das Telefon, ein wichtiger Kunde war in der Leitung – Telefonkonferenz, total vergessen. In Unterhose strauchelte ich, aus dem Tiefschlaf gerissen, über einen Packen geheimer Militärdokumente, der auf dem Boden ausgebreitet lag, und ließ mich in meinen Sitzsack nieder. Und dann erläuterte ich den Topmanagern von Weltkonzernen, während ich auf das Loch in meiner rechten Socke guckte, wie großartig wir ihre Rechenzentren optimieren würden. Danach widmete ich mich wieder den Dokumenten, den

Geheimdienstpapieren und Korruptionsfällen, die als Nächstes auf die Seite sollten. Die Qualität meiner Arbeit blieb einwandfrei. Meine Eltern hatten mich zu einem pflichtbewussten Menschen erzogen – und das vergisst sich nicht so schnell.

Mitte 2008 war ich für meinen Arbeitgeber vier Wochen lang in Moskau. Ich sollte dort den Aufbau eines Rechenzentrums in einem Bürogebäude durchführen. Vor Ort stellte sich dann heraus, dass das ganze Unterfangen aus dem Ruder gelaufen war.

Ich wohnte ein bisschen außerhalb in einem Holiday Inn am Sokolniki-Park im Nordosten von Moskau und musste jeden Tag 45 Minuten mit der U-Bahn bis zu meinem Einsatzort fahren. Weil ich der einzige Nicht-Russe vor Ort war, also nur mir vertraut wurde, war ich bald Mädchen für alles. Der Kunde rief täglich bei mir an. Ich schuftete rund um die Uhr. Außerdem galt es Hardware im Wert von einer knappen Million Dollar gegen Dreck und Staub zu schützen. Entweder ein Arbeiter schmirgelte die Wände vor dem Serverraum oder die Klimaanlage leckte aus der Decke.

Die Baustelle war ein Alptraum: Schutt und Müll versteckten die schlecht bezahlten Arbeiter einfach im Zwischenboden. Noch bevor sie fertig waren, gab es schon die ersten Lecks in den Heizungsrohren, weil alle achtlos darauf herumliefen. Weil ich von früh bis spät auf den Beinen war, hatten sich an meinen Füßen sogar Blutblasen gebildet. Ein Paar Doc Martens war nach

Moskau komplett durchgelaufen. Die Stadt zerrte an meinen Nerven.

Einmal gönnte ich mir ein Kontrastprogramm und besuchte meinen Austauschpartner, bei dem ich gewohnt hatte, als ich in der zwölften Klasse schon einmal in Russland gewesen bin. Wladimir* hatte Jura studiert. Wenn ich ihn fragte, was genau heute seine Aufgabe sei, sagte er: »Gefallen tun.« Er hatte vier Freundinnen, jeder hatte er ein Auto und eine Eigentumswohnung geschenkt. Und was mich am meisten beeindruckte: In seinem Auto lag ein Schreiben vom Polizeichef, in dem sinngemäß stand: »Diesen Mann bitte in Ruhe lassen.«

Ich bin wirklich kein ängstlicher Beifahrer, aber wenn Wladimir* mit hundert Sachen auf eine Rechtsabbiegerspur zuraste oder gleich eine neue Spur für sich aufmachte, in der festen Überzeugung, dass alle anderen ihm Platz machen müssten und er vorm Verkehrsgericht ohnehin Recht bekäme, hielt ich mich doch an diesem Griff fest, der über dem Fenster angebracht ist.

Aus meinem Bürofenster sah ich derweil auf mehrere Riesenbaustellen. Dort bauten moldawische Arbeiter gerade an neuen Rekorden. Links am höchsten Gebäude Europas und rechts am zweithöchsten Turm der Welt, wenn ich mich richtig erinnere. Die Arbeiter wohnten in kleinen Containerstädten, so etwas wie russische Townships, um die Stacheldraht gezogen war. Mehr als fünfzig Arbeiter waren seit Beginn der Bauarbeiten durch Unfälle gestorben.

Es ist wirklich eine Schande, dass wir uns den Zuständen in diesem Land mit keinem Dokument zugewandt hatten, all die Jahre. Es traf einfach wenig Material aus Russland bei uns ein. Und wir konnten ja die Sprache nicht. Man konnte über unseren Lieblingsfeind USA sagen, was man wollte, aber hier in Moskau brannte es auch an jeder Ecke. Ich hätte in diesen Wochen auch gerne wieder mehr Zeit für WikiLeaks gehabt. Immerhin schaffte ich es, mich in Moskau mit *Transparency International* zu treffen und ein Interview im Auslandsstudio der *ARD* zu geben.

Zu diesem Zeitpunkt gab es eine erste Kündigungswelle bei uns am Standort, und der Betriebsrat schickte eine Mail herum mit dem Angebot an alle Mitarbeiter, sich diesbezüglich beraten zu lassen. Wenig später kam eine Mail von der Geschäftsführung: Man dürfe die Viertelstunde, die ein Mitarbeiter beim Betriebsrat zubrächte, nicht als reguläre Arbeitszeit anrechnen. Blockwartallüren und pädagogischer Bullshit dieser Art kamen ständig – sei es nun die Mahnung, nicht zu vergessen, dass der 24. Dezember ein halber Arbeitstag sei, oder der Hinweis, dass Kugelschreiber und Radiergummis Firmeneigentum seien.

Ich arbeitete 16, 18 Stunden am Tag, und dann wurde einem unterstellt, man wolle seine Firma um eine Viertelstunde bezahlte Arbeitszeit bescheißen. Also verfasste ich eine Antwortmail, die ich an alle deutschen Mitarbeiter des Konzerns verschickte. Ich gab als Absender die Adresse der Geschäftsführung an, mit der

gesamten Chefriege in Kopie. In der Mail bat ich den Geschäftsführer, er solle doch mal bitte von seiner eigenen Arbeitsmoral nicht auf die von allen anderen schließen. Und dass es auch schön sei, wenn der Betriebsrat mal ein bisschen mehr Rückgrat zeige. Die Mail ließ ich über einen Netzwerk-Drucker abgehen. Ich kannte die IP-Adresse, weil es sich um den Drucker auf dem Flur meines Rüsselsheimer Büros handelte.

Es dauerte nicht lange, und ein Chatfenster auf meinem Rechner ging auf – eine Kollegin, die zum engeren Kreis der Geschäftsleitung gehörte. Man hätte da ein Problem, und ich kenne mich doch gut aus mit Sicherheit und so, ob ich ihnen helfen könne.

Ich tat erstaunt: »Na so was!«

Ich prüfte den Fall gewissenhaft und erinnerte daran, dass ich schon mehrfach auf das Sicherheitsproblem bei Netzwerkdruckern hingewiesen hatte.

»Kann man den Absender der Mail nicht ermitteln?«

»Leider nein«, bedauerte ich. »Ich habe hier auch sehr viel zu tun, sorry, J.«

Ich verabschiedete mich freundlich und widmete mich wieder meiner russischen Baustelle.

Einige meiner Kollegen daheim entwickelten bald einen regelrechten Hass auf denjenigen, der die Mail verschickt hatte. Sie fürchteten, dass sie als Verfasser der Mail verdächtigt werden könnten und jetzt erst recht ihren Job verlieren. Vor allem diejenigen, die sonst nie eine Gelegenheit ausließen, auf die Geschäftsleitung zu schimpfen, hatten plötzlich die Hosen voll.

Ich beobachtete amüsiert, dass die Geschäftsleitung sogar die Polizei einschaltete und wie stümperhaft diese vorging. Sie versiegelten den Raum mit großem Aufwand und nahmen Fingerabdrücke an allen Druck- und Kopiergeräten. Sie bauten auch die Speicher der Geräte aus und brachten sie in die Forensik. Natürlich kam nie etwas dabei heraus.

Anfang 2009 war klar, dass ich meinen Job kündigen würde. Normalerweise wäre ich niemals entlassen worden. Weil ich mich aber freiwillig meldete, jung und alleinstehend war, konnte die Firma mein Angebot nicht ausschlagen. Ich habe dann ein Jahresgehalt als Abfindung ausgehandelt und bin zum 31. Januar 2009 ausgeschieden. Als Erstes kaufte ich von dem Geld für WL sechs neue Laptops und ein paar Telefone.

Meine Eltern verstanden anfangs nicht, warum ich gekündigt hatte: Ein sicherer Job, die Rente – darauf zu verzichten, klang in ihren Ohren gefährlich. Grundsätzlich haben sie mich jedoch immer unterstützt. Vor allem meine Mutter hatte längst verstanden, dass ich etwas tun wollte, was ich auch gesellschaftlich für sinnvoll hielt, und ihr war klar, dass alle Versuche, mich umzustimmen, nur ins Gegenteil umschlagen konnten.

Ich ging damals davon aus, dass wir es innerhalb von einem Jahr schaffen würden, das Projekt so aufzustellen, dass wir uns auch ein kleines Gehalt zahlen könnten. Mir kam mein Schritt also gar nicht so abenteuerlich vor. Es fühlte sich alles gut und richtig an.



Der Kampf gegen Internetzensur

Im Jahr 2008 fingen wir an, die Filterlisten von unterschiedlichen Systemen zu veröffentlichen, die in der ganzen Welt zum Einsatz kommen, um den Zugang zu bestimmten Websites zu blockieren.

Die erste Liste kam aus Thailand. Der politische Missbrauch war in diesem Fall offensichtlich: Das Regime nutzte die Filter zentral, um Kritik am Königshaus zu unterbinden. Auch Seiten mit pornographischem Inhalt wurden herausgefischt.

Bald kamen auch Filterlisten aus demokratischen Staaten bei uns an, aus Norwegen, Finnland, Dänemark, aus Italien und Australien. In diesen Ländern sollten sie vorgeblich dazu dienen, die Verbreitung von Kinderpornographie einzudämmen. Einige dieser Systeme sind nur für den freiwilligen Einsatz gedacht, das heißt, Eltern können die Filter etwa auf ihren eigenen Rechnern und auf denen ihrer Kinder installieren. Das ist sicherlich ein guter Ansatz. Zu einer bedenklichen Zensurmaßnahme wird das, wenn der Gesetzgeber versucht, diese Filter verpflichtend für alle Internetnutzer einzuführen.

Das Argument der Befürworter ist, man könne nur auf diese Weise wirkungsvoll gegen Kinderpornographie im Netz vorgehen. Das ist ein Scheinargument. Es wurde in

der Folge auf vielfache Weise widerlegt.

So stellte sich anhand unserer Leaks heraus, dass selbst die beste Filterliste noch nicht einmal mit jeder dritten als gefährlich identifizierten Seite richtig lag. Einige Listen hatten sogar Fehlerquoten von bis zu 90 Prozent. Besonders schlecht war die finnische Liste: Nur ein paar Prozent der identifizierten Seiten waren tatsächlich kinderpornographischen Inhalts. Diese Informationen lösten eine breite politische Protestbewegung aus.

Die Systeme waren nicht nur schlecht, sie ließen sich auch leicht politisch missbrauchen, und zwar nicht nur in Diktaturen und Unrechtsstaaten wie China oder Thailand. In Finnland etwa traf die Zensur Matti Nikki, einen bekannten Blogger. Nachdem er die finnische Sperrliste veröffentlicht hatte, landete seine eigene IP-Adresse ebenfalls darauf.

In den australischen Listen fanden sich Seiten eines Zahnarztes, von Abtreibungsgegnern sowie Netzauftritte von Homosexuellen und religiösen Minderheiten.

Unser Leak zu der australischen Liste fiel in die Zeit des dortigen Wahlkampfes. In Australien ging es der Regierung genau wie in Deutschland darum, die Netzfilter für alle Nutzer verbindlich einzuführen. Die Regierung bestritt, dass es sich bei der geleakten Liste um das Dokument handeln könnte, das auch ihren Gesetzesplänen zugrunde lag. Ironischerweise bekamen wir bald eine neue Liste zugespielt, die der alten sehr ähnlich sah. Jedoch hatten die Verantwortlichen sie an

den öffentlich besonders kritisierten Punkten nachgebessert.

Ende April 2009 hat in Deutschland die damalige Familienministerin Ursula von der Leyen ihren ersten Entwurf für das sogenannte Zugangsschwerungsgesetz vorgelegt. Selbst der Wissenschaftliche Dienst des Bundestages meldete damals verfassungsrechtliche Bedenken an. Ich glaube, dass man den Entwurf einfach trotzdem durchgewinkt hätte, wenn es uns nicht gelungen wäre, das Thema in den öffentlichen Fokus zu bringen.

Aber wie so oft zu diesem Zeitpunkt war es nicht primär der Name WikiLeaks, der in die öffentliche Aufmerksamkeit vordrang. Es brauchte eine weitere Person, die das Thema aufnahm und zu ihrer Sache erklärte. In diesem Fall, und zu unserem großen Glück, war das Franziska Heine.

Die junge Berlinerin entdeckte das Thema in einem Blog und setzte kurzentschlossen eine Online-Petition auf, die zur erfolgreichsten Online-Petition der Bundesrepublik werden sollte. Dadurch wurde Franziska innerhalb weniger Tage prominent, zumindest in den Kreisen, die sich politisch und journalistisch mit der Zensurfrage auseinandersetzen. Wichtige Zeitungen und Fernsehsendungen wollten ein Interview mit ihr. Wenn ich mit ihr unterwegs war, klingelte ständig ihr Telefon, jede Mittagspause wurde von ihr für Pressetermine genutzt.

Kennengelernt habe ich Franziska per Mail. Nachdem sie die Petition in die Welt gesetzt hatte, habe ich sie angeschrieben und gefragt, ob wir uns nicht zusammentun wollten. Ihre Antwort klang begeistert. Am Ende schrieb sie: »Wir sollten uns mal treffen.«

Ein paar Tage später saß ich schon im Zug nach Berlin. Franziska ist ein sehr offener Mensch. Gleich bei unserem ersten Treffen sind wir gemeinsam stundenlang an der Spree entlanggeschlendert und haben geredet. Sie hat diesen sehr freundlichen, leicht schelmisch-verschlafenen Blick und es machte Spaß, mit ihr zu plaudern. Ich hätte mir höchstens gewünscht, nicht diese schwere Schultertasche dabeigehabt zu haben. Aus Sicherheitsgründen hatte ich mir angewöhnt, meine beiden Laptops und die Handys nie unbewacht allein zu Hause zu lassen.

Danach begleitete ich sie in den »Club der Visionäre«. Wir setzten uns auf den Steg am Flutgraben, hörten elektronische Musik und guckten aufs Wasser. Später kamen noch andere Blogger und Netzaktivisten dazu. Franziska brannte wirklich für das Thema, mindestens so sehr wie ich.

Ich weiß nicht, ob ihr der Rummel um ihre Person gefallen hat. Sie absolvierte all das neben ihrem normalen Vollzeitjob als Projektmanagerin bei einem Telekommunikationsunternehmen, das war sicher anstrengend. Aus meiner Sicht war sie die richtige Besetzung für diese Rolle, weil sie vorher noch nicht mit Netzaktivitäten von sich reden gemacht hatte und keine

eigene politische Agenda verfolgte oder Ambitionen hegte, das Thema für die eigene Karriere zu missbrauchen. Und da sie sich selbst in vielen technischen Fragen nicht bis ins Letzte auskannte, bat sie mich, sie zu Pressegesprächen zu begleiten. Ich half gerne, nicht nur als Stichwortgeber und wandelndes technisches Nachschlagewerk, sondern auch, weil ich dadurch Kontakt bekam zu den politischen Entscheidern.

2009 klebten Franziska und ich auch gemeinsam Plakate für die große Anti-Überwachungs-Demo »Freiheit statt Angst« in Berlin und trafen uns auf der HAR, der großen Hackerkonferenz in den Niederlanden, wieder. Mittlerweile ist der Kontakt ein wenig eingeschlafen. Sie war, glaube ich, ganz froh, sich irgendwann wieder intensiver ihrem Beruf und vor allem ihrem Privatleben widmen zu können. Es gab damals schon viele Leute, die sich mit Zensurfragen beschäftigten. Und es war erstaunlich schwierig, sie zur Zusammenarbeit zu bewegen. Da sie das Thema schon viel früher entdeckt hatten, führten sie sich mitunter auf, als hätten sie es gepachtet. Es ging in den Gesprächen dann häufig nicht mehr um die Sache, sondern nur darum, wessen Name auf welchen Papieren stünde.

Franziska war damals eingeladen zu einem Streitgespräch mit der damaligen Familienministerin Ursula von der Leyen. Moderiert werden sollte es von dem *Zeit-Online*-Journalisten Kai Biermann und dem *Zeit*-Redakteur Heinrich Wefing. Franziska bat mich, sie zu

begleiten. Obwohl die Journalisten einverstanden waren, dass ich mitkam, bestanden sie darauf, dass alle meine Antworten Franziska zugeschlagen würden.

Ich schien den beiden Interviewern ein wenig lästig zu sein. Mir hatte man zwar auch einen Stuhl und Kaffee angeboten, aber wenn Franziska etwas sagte, nickten ihr die beiden Männer freundlich zu. Sie wollten wissen, wie Franziska denn darauf gekommen sei, eine solche Petition aufzulegen. Sobald ich ein technisches Detail erklären wollte, hieß es meist: »Zu viel Detail, zu viel Technik.«

Ich fragte mich, wie man die ganze Sache überhaupt verstehen konnte, wenn man nicht bereit war, sich mit den technischen Details zu befassen. Aber den Journalisten ging es mehr um die persönliche Geschichte von Franziska.

Normalerweise interessiert mich das Autorisieren von Zitaten nicht. Wefing gegenüber erwähnte ich, dass ich das für ein Krebsgeschwür des deutschen Journalismus hielte, eine Aussage, für die mich andere Journalisten am liebsten spontan geherzt hätten. Wefing allerdings erklärte mir, dass es sich im Gegenteil um eine deutsche Tugend handele und niemand den Journalisten Interviews gäbe, wenn man es nicht so handhabte.

Im Nachhinein haben wir mit unserer anstandslosen Freigabe des Interviews bei der *Zeit* tatsächlich einen Fehler gemacht. Denn während wir einen ausgewogenen Eindruck von der uns vorgelegten Abschrift hatten, schickte man den gleichen Text erst danach an die

Gegenseite. Und der Pressesprecher von Ursula von der Leyen hielt sich mit Nachbesserungen weniger zurück. Das Endergebnis, das wir dann in der Zeitung abgedruckt fanden, verzerrte die Debatte zu unseren Ungunsten, was uns sehr geärgert hat.

Es gab dann noch einen zweiten Termin mit der Ministerin. Das Büro von Ursula von der Leyen ist in einem grauen Betonklotz am Alexanderplatz. Das Besprechungszimmer im obersten Stock war etwa halb so groß wie ein Klassenzimmer, in der Mitte stand eine Tischgruppe mit Stühlen rundherum. Dort warteten außer der Ministerin noch ein paar weitere Personen auf uns: Annette Niederfranke, die Ministerialdirektorin und Leiterin der »Abteilung 6: Kinder und Jugendhilfe« mit einer ihrer Mitarbeiterinnen sowie dem Pressesprecher Jens Flosdorff, den wir schon vom *Zeit*-Interview kannten. Und dann war da noch eine weitere Person. Mit ihrem Auftauchen hatten wir nicht gerechnet: Lisa*. Einen Meter zwanzig groß. Ein ungefähr acht Jahre altes Kind.

Wir sollten an einem Ende des Tischkreises Platz nehmen, während das braungelockte Mädchen uns gegenüber saß. Sie kritzerte mit einem Wachsmalstift auf weißen Blättern herum, halbwegs vertieft in ihre Aufgabe.

Man erklärte uns, das sei die Lisa*, die Tochter der Mitarbeiterin von Annette Niederfranke, und der Papa von der Lisa*, der sei heute auf Geschäftsreise und deshalb hätte die Lisa* nach der Schule zu ihrer Mama

ins Büro gehen müssen. Und weil keiner sonst im Ministerium sich um die Lisa* kümmern könne, müsse sie bei diesem Gespräch über Kinderpornographie mit am Tisch sitzen.

»Das sollte doch kein Problem sein, oder?«, sagte von der Leyen und lächelte. Die Lisa*, als hätten wir diesbezüglich Sorgen geäußert, sei ja ganz friedlich und male nur lustige, bunte Bilder. Und, weil sie ja nun einmal dabeisitze, sollten wir bloß ja nicht das »K-Wort« verwenden. Man muss dieses »schreckliche Wort« ja nicht verwenden, sagte die Ministerin und wiederholte gleich noch einmal: »dieses schreckliche, schreckliche Wort«. Dabei guckte sie sehr betrübt. »Wir wissen ja alle, worum es hier geht.« Sie nickte noch einmal bedeutungsvoll in die Runde und das Gespräch konnte beginnen.

Wir blieben etwa zwei Stunden. Und die ganze Zeit über redete Ursula von der Leyen konsequent vom »K-Wort«, während die junge Mitarbeiterin der Abteilungsleiterin ganz unverblümmt das Wort »Kinderpornographie« in den Mund nahm. War ja auch nur Lisas* Mutter. Das Ganze hätte Loriot kaum besser in Szene setzen können. Schließlich hieß es, es sei ja nun schon spät und die Lisa* müsse ins Bett. Deshalb sei der Termin jetzt beendet.

»Danke, hat uns gefreut, finden Sie alleine raus?«

Der Ton war während des ganzen Gesprächs sehr ruhig und gefasst. Von der Leyen demonstrierte mit jedem Wort und jeder Geste, wie gut gelaunt und nett sie

war. Und wir hatten ja »die Lisa*« nicht verschrecken wollen. Es konnte niemand mal auf den Tisch hauen und sagen: »Sorry, aber gegen diese ganzen Pädophilen bringt doch dieser Bullshit, den ihr da vorhabt, überhaupt nichts!«

Welche kluge Pressestrategie das auch immer gewesen sein sollte – wir fühlten uns moralisch erpresst und ärgerten uns im Nachhinein, dass wir das Gespräch nicht sofort abgebrochen hatten. Zumindest verstanden wir danach ein bisschen besser, was Ursula von der Leyen antrieb. Sie erklärte uns, wie schlimm es für sie sei, wenn sie auf internationalen Konferenzen danach gefragt werde, warum Deutschland denn nicht ausreichend gegen Kinderpornographie vorgeinge.

Das war ihr Punkt. Okay. Mir kam es so vor, als wolle sie etwas machen, um zu demonstrieren, *dass* sie etwas machte. Was genau das war, schien dabei zweitrangig.

Nichtsdestotrotz war der Widerstand gegen das Netz sperren-Gesetz eine der politisch erfolgreichsten Aktionen meiner WL-Zeit. Es zeigte sich, wie schnell politischer Druck aufgebaut werden konnte. Wir hatten die Fakten, Franziska war die Aktivistin, vier Wochen später saßen wir mit der zuständigen Ministerin Ursula von der Leyen am Tisch.

Von den zwei möglichen Arten des politischen Engagements war mir dieser Weg der liebste: Man kann im Nachhinein kritisieren, wie bei Toll Collect oder dem deutschen Pharmaunternehmen, dass etwas schiefgelaufen war. Oder man kann den laufenden

Prozess beeinflussen. Wir haben dabei gelernt, dass man eine gewisse Wahrnehmungsschwelle in den Medien überwinden musste, um etwas zu bewegen. Und das funktionierte leider am besten, wenn man ein Problem personalisierte, ihm ein Gesicht und eine individuelle Note gab.

Auf der HAR 2009 versuchten wir dann, den politischen Schwung, den wir in Deutschland verspürt hatten, auf ein größeres Forum zu übertragen. Unser Ziel war, eine politische Bewegung ins Leben zu rufen, die sich gemeinsam gegen Internet-Zensurmaßnahmen in der ganzen Welt zur Wehr setzt.

HAR ist die Abkürzung für *Hacking at Random* und so etwas wie das Woodstock für Hacker – ein riesiges Camp, das alle vier Jahre an unterschiedlichen Orten in den Niederlanden stattfindet. Die HAR ist ein guter Ort, um mit Leuten in Kontakt zu kommen und neue Themen anzustossen. Für Julian und mich waren hier drei Vorträge eingeplant, unter anderem ein Panel zum Thema Zensur.

Meine Freundin, einer unserer beiden Techniker und ich fuhren schon eine knappe Woche, bevor das Camp am 13. August losgehen sollte, in einem großen, weißen Mercedes-Sprinter nach Vierhouten. Wir hatten ein riesiges Zeltlager im Gepäck. Mein größter Stolz war die hellblaue Flagge mit dem WL-Logo, die ich bei einem Textilservice im Internet bestellt hatte: An einem sechs Meter hohen Mast wehte eine fast zwei Meter lange Fahne. Wir hatten außerdem zwei Partyzelte, meine

mobile Solaranlage, einen Haufen Lichter und eine Discokugel dabei. Dazu kamen ein Kühlschrank, Hängematten, ein aufblasbarer Sessel und eine Matratze.

Das Camp wurde auf einem riesigen Gelände mit Wiesen und Wälchen aufgebaut, das zu normalen Zeiten ein Campingplatz für Familienurlauber ist. Wir halfen Stromverteiler zu errichten, das Datennetz und Vortragszelte aufzubauen, kilometerweise Kabel und Glasfaser zu verlegen und die Leitungen oben durch die Bäume zu spannen, damit keiner darüber stolperte. Für die fünf Konferenztage wurde eine komplette Zeltstadt aufgebaut, mit allem, was man brauchte – inklusive einer 10-Gigabit-Anbindung ans Internet, die große Teile des europäischen Netztraffic für die folgenden Tage Richtung Vierhouten verlagern sollte.

Die Vorbereitungen machen mir bei solchen Camps fast am meisten Spaß. Ich fand es großartig, mich mal wieder an der frischen Luft zu bewegen und mit echten Menschen zu tun zu haben.

Das Wetter war der Hammer. Nur in einer Nacht gab es ein kleines Unwetter, und das Regenwasser lief in die Batterien, an der die Solaranlage hing. Es gab einen Kurzschluss, und der Aufbau wäre um ein Haar abgebrannt. Das haben wir allerdings erst am nächsten Morgen bemerkt.

Julian kam zwei Tage vor dem Vortrag an. Er baute sein Zelt in der hintersten Ecke auf, dann stromerte er über das Gelände. Uns zu helfen lag ihm nicht so.

Auf der HAR lief alle Welt mit Dect-Telefonen herum,

die über ein eigenes Netz miteinander verbunden waren. So konnte jeder mit jedem auf dem Gelände Kontakt aufnehmen oder Freunde anklingeln, wenn man sich im Gedrängel mal wieder verloren hatte. Und natürlich ließ sich damit auch in alle Welt telefonieren.

Für die DECT-Telefone konnte man sich einen vierstelligen Code reservieren. Ich suchte mir den Code »LEAK« aus. Für Julian hatte ich »6639«, also »MNDX« für »Mendax« besorgt, seinen alten Hacker-Namen. Ich glaube, er war wirklich happy damit. Ich erinnerte mich an einen Vortrag, den wir 2008 in Berlin gehalten haben. Jemand aus dem Publikum hatte Julian auf der Bühne erkannt und laut »Hey Mendax!« gerufen. Es war an Julians Gesicht abzulesen, wie sehr ihn das gefreut hat. Auf dem Congress im Dezember 2007, als wir uns das erste Mal in Berlin sahen, war er wahrscheinlich mit Abstand der größte Hacker von allen dort, und so stolzierte er auch herum. Ich glaube, er war ein bisschen enttäuscht, dass ihn kaum jemand erkannte.

Ich hörte sein Telefon auf der HAR auch kein einziges Mal klingeln. Aber er lud es auch nie auf und kümmerte sich nicht darum.

Neben den vielen Veranstaltungen wurde auf der HAR immer irgendwo gefeiert. Bei uns im Zelt gab es eine Discokugel und Musik, und abends wurde zusammen gekocht. An die zwanzig Leute saßen hier zusammen, allein schon deshalb, weil wir so gut ausgestattet waren. Meine Freundin entspannte sich auf der HAR, sie war froh, mich mal mehrere Tage in ihrer Nähe zu haben. Sie

schaukelte in der Hängematte oder lackierte ihre Fußnägel in Regenbogenfarben. Außerdem sammelte sie Geld für die Einkäufe ein und half beim Kochen. Alle mochten sie.

Noch glücklicher habe ich unseren Techniker mit diesem Ausflug gemacht. Er fühlte sich in der freien Natur sehr wohl, schloss neue Freundschaften und ließ Gott einen guten Mann sein. Ich habe damals gedacht, dass wir alle viel öfter etwas gemeinsam unternehmen sollten. Und wie gut es war, den Blick mal auf ein paar Bäume und nicht immer nur auf Bildschirme zu richten.

Marvin Minsky, ein Experte für Künstliche Intelligenz, der als einer der Ersten die These vertrat, dass wir die Computer eines Tages per Kabel direkt mit unseren Gehirnen verbinden werden, wurde von einem Journalisten einmal gefragt, wann wir uns denn endgültig in die virtuelle Welt verabschieden werden. Er soll sinngemäß gesagt haben: Solange wir nach zwei Stunden mit den tollsten 3-D-Darstellungen am Computer immer noch nach draußen gucken, einen Baum sehen und uns erstaunt fragen, was für ein detailreiches, wunderbares Ding das doch ist – so lange würde das ganz sicher nicht passieren.

Julian hatte dann die Idee, dass er eine neue Rede halten wollte. Er mochte sie aber nicht mit mir abstimmen, obwohl wir unsere Vorträge immer gemeinsam hielten. Stattdessen fuhr er in ein Hotel. Er könne sich dort besser vorbereiten und wolle mit einer Bekannten die Rede noch

einmal minutiös durchgehen, sagte er mir.

Auf der einen Seite war ich froh, dass er immerhin schon zwei Tage und nicht erst zwei Minuten vor Beginn des Vortrags angereist war, wie so oft. Ich hätte mich dennoch gerne mit ihm abgesprochen. Diese Harakiri-Spontan-Improvisationsnummern auf der Bühne zerrten an meinen Nerven. Heute gehe ich ganz oft unvorbereitet zu Terminen. Die Themen kenne ich mittlerweile ohnehin im Schlaf. Ich bin viel spontaner geworden. Danach sagen mir die Leute oft, wie gut sie mir zuhören konnten, weil ich so frei und frisch vorgetragen hätte. Das verdanke ich wohl Julian. Seit der Zeit unserer gemeinsamen Vorträge mache ich mir keine Sorgen, dass etwas schiefgehen könnte, dass der Beamer Feuer fangen oder die Bühne einstürzen könnte.

Manchmal kaperten wir auch einfach die Bühne. Wenn die Veranstalter für uns keinen eigenen Auftritt vorgesehen hatten, wir aber der Meinung waren, dass wir unbedingt ins Programm gehörten, sprangen wir einfach ungefragt aufs Podium. So zum Beispiel im Juni 2008, als Julian und ich auf dem *Global Voices Summit* in Budapest waren. *Global Voices* ist ein weltumspannendes Netzwerk von Bloggern, die Bürgerjournalismus und Blogs in alle Sprachen übersetzen, weiterverbreiten und gegen Zensur verteidigen. Wir versprachen uns von der Konferenz neue Kontakte, die uns dabei hätten unterstützen können, unsere Leaks weiter in die Welt zu tragen. Wir schufen uns dafür einfach unseren eigenen Programmpunkt, verteilten im Vorfeld Flyer und hüpften

dann im Anschluss an einen offiziellen Vortrag auf die Bühne.

Nach der Konferenz sprach Julian ein Mitarbeiter des *Open Society Institute (OSI)* von George Soros an. Er fragte ihn, woher wir eigentlich das Geld für WL nahmen. Er deutete an, dass das *OSI* Projekte wie unseres gerne unterstützen würde. Julian zufolge hätte er nach unserer Wunschliste gefragt, und wir hätten dabei »nicht kleckern« sollen. Soweit ich weiß, wurde aber nie etwas daraus.

Wir haben auf der HAR drei Vorträge gehalten. Beim Thema Internetzensur wollten wir die neue internationale Bewegung ausrufen. Ich moderierte eine Podiumsdiskussion dazu. Mit mir auf der Bühne saßen Julian und Rop Gonggrijp, ein niederländischer Netzaktivist, der uns später auch bei der Veröffentlichung von *Collateral Murder* unterstützte, außerdem Franziska und padeluun vom Bielefelder Datenschutzverein *Foebud* sowie eine Ex-MI6-Whistleblowerin aus Großbritannien.

Alle waren sich in der Theorie einig: Überall auf der Welt bastelte die Politik an Zensur-Gesetzen, überall auf der Welt versuchten Menschen, dagegen vorzugehen. Es wäre sinnvoll gewesen, sich international aufzustellen und den Widerstand zentral zu steuern. Nach der Veranstaltung kamen viele Zuhörer zu uns und wollten sich engagieren. Wir riefen eine Mailingliste ins Leben, sie sollte den Grundstein legen für eine globale Bewegung.

Und dabei blieb es dann. Was der Bewegung

womöglich gefehlt hat, war ein Leitwolf, eine Persönlichkeit, die sich das Ganze auf die Fahnen schreiben und die Leute mitreißen würde. Dass es immer erst eines Idealisten bedurfte, der sich an die Spitze setzte – wer hätte das besser wissen können als ich.

Neben der Gründung einer globalen Anti-Zensur-Bewegung hatte ich mir auf der HAR noch einen weiteren, den vielleicht härtesten Job meines Lebens ausgesucht. Ich hatte T-Shirts mit dem WL-Logo bedrucken lassen. Ich bestellte weiße T-Shirts, weil ich dachte, dass unser Logo darauf am besten zur Geltung käme und weil wir ein paar Cent pro Exemplar sparten. Das war idiotisch. Wer kaufte schon weiße T-Shirts. Vor allem in einer Szene, in der das schwarze T-Shirt fast so etwas wie ein Dresscode ist. Ich selbst hätte nie im Leben ein weißes Shirt angezogen.

Ich hatte 250 Stück davon drucken lassen, das waren fast vier Umzugskisten voll, ausgepackt und gestapelt erreichten sie eine Höhe von drei Metern. Diesen Monsterstapel versuchte ich nun abzutragen. Heute würden sie als Fan-Artikel bestimmt für das Zehnfache weggehen, aber damals wollte sie niemand haben.

Ich musste die Leute regelrecht festhalten, wenn sie an unserem Stand vorbeikamen, um ihnen fünf Euro für ein T-Shirt aus dem Portemonnaie zu quatschen. Meine Mitstreiter stellten sich leider auch nicht besser an. Hätten wir auf Einzelhandel umsteigen müssen, wir wären verhungert. Meine Freundin war viel zu ehrlich, um jemandem so ein hässliches T-Shirt mit gutem Gewissen

aufs Auge zu drücken. Und Julian begann mit den Kaufinteressenten lieber tiefsschürfende Gespräche über den Zustand der Welt. So stand er dann da und quatschte und quatschte oder brach einen Streit vom Zaun. An die T-Shirts dachte niemand mehr.

Ich entging nur knapp einem Verlustgeschäft. Das WL-Merchandising würde uns ganz sicher nicht aus der Finanznot retten.

Wenig später bekamen wir dann noch einen Preis verliehen, einen Kunstpreis. Stifter war die *Ars Electronica*, die jedes Jahr in Linz stattfindet. Aus meiner Sicht war das der komplette Schwachsinn. Es fing auch schon sehr lustig an.

Eigentlich muss man sich um eine Auszeichnung bei diesem Medienfestival bewerben. Das tun jedes Jahr wohl mehrere Tausend Künstler. Wir hatten da ganz sicher noch nie darüber nachgedacht.

Wir bekamen Post von den Organisatoren. Zunächst mailten sie nur ein paar Infos zu dem Preis. Wir löschten die Nachrichten. Kunst interessierte uns nicht die Bohne. Was wollten diese Leute? Die Mails jedoch häuften sich. Wir wurden schließlich gefragt, ob wir uns nicht auch bewerben wollten. Wollten die uns etwa einen Preis verleihen? Das Procedere kam uns doch etwas seltsam vor. Auf der anderen Seite trauten wir dieser intellektuellen Hightech-Kunstszenen alles zu. Wir hatten uns die Beschreibungen zu den prämierten Arbeiten des

vergangenen Jahres durchgelesen. Und wunderten uns noch mehr. Das hörte sich eher nach Helge-Schneider-Zitaten oder *Titanic*-Artikeln an, war aber offensichtlich ernst gemeint. Gesellschaftlich relevant war wenig davon. Wie passte WL da hinein?

Doch weil die Kuratoren der *Ars Electronica* uns so beharrlich umworben hatten, schickte ich ein paar Blätter mit allgemeinen Informationen über WL nach Linz. Und – Überraschung! – wir bekamen eine Einladung nach Österreich zur Preisverleihung am 4. September 2009.

Weil sie uns nur ein Hotelzimmer bezahlten, mussten Julian und ich in einem Doppelbett schlafen. Verglichen mit den Kaschemmen, in denen wir sonst so nächtigten, kam uns das »Hotel Wolfinger« vor wie das »Ritz«. Österreichisch-charmant und schick dazu. Ich wollte spontan meine Schuhe ausziehen, sobald ich das edle Holzparkett des Zimmers betrat. Oder, noch schlimmer, verspürte sogar den Drang, ein bisschen aufzuräumen, bevor ich es wieder verließ. Immerhin sah es überall, wo Julian und ich uns länger als fünf Minuten aufhielten, bald aus, als wäre ein Koffer voller Klamotten explodiert und jemand hätte dann noch Kabel und Telefone dazwischen dekoriert. Aber dann tröstete ich mich mit dem Gedanken, dass die anderen Künstler vermutlich auch nicht viel ordentlicher waren als wir.

Wir waren in der Hoffnung angereist, ein paar reiche Kunstfuzzis zu treffen, mit denen wir netzwerken wollten, um bei ihnen Geld einzutreiben. Wir lebten ziemlich sparsam. Den Akku meines Laptops hatte ich mit dickem

Tape umwickelt, weil er sich bereits aus der Halterung löste. Aus Julian hätten schon ein paar neue Schuhe einen neuen Menschen gemacht. Dennoch hatten wir unser Bestes gegeben, uns für die Kunstszenen etwas aufzupolieren. Ich hatte ordentliche schwarze Lederschuhe an. Julian trug einen taillierten Mantel aus schwarzem Tuch, der höchstens eine Spur zu klein und vermutlich für Frauen geschnitten war. Er sah darin zwar aus wie Phantomias kurz vorm Abheben, aber irgendwie auch recht mondän.

Julian verlor ich dann schon vor der eigentlichen Preisverleihung, die im Brucknerhaus stattfand, aus den Augen. Vielleicht war er draußen am Fluss spazieren oder ins Hotel zurückgekehrt, weil ihm die Szene nicht gefiel.

Er verpasste nichts. In meinen Augen wurden komplett sinnlose Projekte ausgezeichnet, und am Ende nannte uns der Moderator als Zweitplatzierte schon nicht mal mehr mit Namen. Zwar war der riesige Saal, in dem die Gala stattfand, voller hoher Herren in Anzügen und Damen in Abendkleidern, und in einer der vorderen Stuhlreihen saßen auch an die zwanzig Sponsoren aufgereiht, dazwischen die Künstler in ihren zwanghaft expressiven Garderoben. Nur war der ganze Auftritt für uns nutzlos, weil niemand erfahren sollte, wer wir eigentlich waren. Also gab es keine dicken Scheine, zugesteckt von den reichen Kunstfuzzis. Auch die Ausstellung kam mir komplett überdreht vor. Immerhin habe ich mir eine Uhr gekauft, die sich mit der Bioenergie einer Pflanze betreiben ließ. Das war das einzige Projekt,

das mir gefiel. Ansonsten sah und hörte ich nur selbstverliebte Menschen, die von ihren banalen Projekten redeten und sich selbst beweihräucherten.

Unten im Keller gab es eine Präsentation mit ein paar Fotos und Aufstellern von uns. Ich konfigurierte heimlich die herumstehenden Internetterminals so um, dass der Browser nur noch den Zugriff auf die WikiLeaks-Seite erlaubte. Selbst das bemerkte niemand.

Am nächsten Tag flog ich frühzeitig ab, weil mir die ganze Show so auf die Nerven ging. Julian blieb bis Montag. Da sollten die Zweitplatzierten noch einmal die Gelegenheit bekommen, ihre Projekte zu präsentieren und mit den anderen ins Gespräch zu kommen.

Gegen Mittag gab es eine Pressekonferenz, im gleichen Saal, diesmal aber mit deutlich dünnerer Besetzung. Für jeden der Ausgezeichneten war eine Redezeit von fünf Minuten eingeplant. Die Veranstalter begingen den Fehler, Julian den Anfang machen zu lassen.

»Sind denn auch Vertreter von den Medien im Raum?«, fragte er.

Etwa die Hälfte der Anwesenden meldete sich.

»Na ein Glück«, sagte Julian. »Ich habe schon befürchtet, ich wäre hier wieder nur mit so Kunstwichsern eingesperrt.«

Die Hälfte des Publikums lachte, zufällig ziemlich genau die gleiche Hälfte, die sich zuvor gemeldet hatte. Julian legte los, erklärte den erheiterten Journalisten und den beleidigten Künstlern, wie WikiLeaks und die Welt funktionierten und hörte erst 45 Minuten später auf zu

reden.

Die Idee vom Medienfreihafen

Im Sommer 2009 war die weltweite Bankenkrise noch immer in vollem Gange. Es hatte uns jemand Material zur Kaupthing Bank zugespielt, das war damals die größte Bank Islands. Wir veröffentlichten das Dokument, und zwar am 1. August 2009.

Es zeigte, wie Geschäftspartner und dem Bankhaus Nahestehende Kredite zu extrem günstigen Konditionen bekommen hatten, und zwar kurz bevor die Bank in die Insolvenz gegangen war. Die Medien sprachen von einer »Plünderung der Bank durch die Eigner«. Die Begünstigten hatten keine oder kaum Sicherheiten hinterlegt und dafür im Einzelfall Beträge im hohen Millionenbereich erhalten. Das hatte die isländische Bevölkerung zu massenhaften Protesten auf die Straße getrieben. Auch in England und in den Niederlanden, wo viele der Schuldner saßen, war die Empörung groß. Die Isländer begriffen, dass ihre Ausbeutung System gehabt hatte: Sie müssten den Bankrott ihres Staats und der Sozialkassen über Generationen abbezahlen, während sich Banker die Taschen gefüllt hatten.

Wenig später nahm eine Gruppe von Isländern Kontakt mit uns auf. Einer von ihnen war Herbert Snorasson, ein isländischer Student. Er plante mit seiner Uni-Gruppe *Félag um stafrænt frelsi á Íslandi* (FSFÍ), die sich für ein

offenes Internet einsetzt, eine Konferenz zum Thema »Digitale Freiheiten« und fragte an, ob wir dazukämen. Ich sagte sofort zu. Julian zögerte.

Er sagte oft erst in letzter Sekunde zu. Ich hatte dann bereits alles ausgemacht und organisiert. Vielleicht überzeugte ihn diesmal meine Bemerkung, auf Island gebe es statistisch betrachtet die schönsten Frauen der Welt. Hatte ich irgendwo gelesen.

Ich freute mich, mit ihm auf diese Konferenz zu fahren. Wann immer wir uns trafen, hatten wir Spaß zusammen. Was mich langsam ein bisschen nervte, war sein Auftreten. Er musste sich immer als Chef aufspielen. Zum Beispiel gab er Leuten, die wir zusammen trafen, immer als Erster die Hand.

»Ich bin Julian Assange, und das ist mein Kollege.«

Ich hätte es umgekehrt nie so gesagt, mir wäre nicht in den Sinn gekommen, Julian als »und das ist mein Kollege« vorzustellen.

Im November flogen wir nach Island. Ich nahm das Flugzeug von Berlin aus, Julian reiste von irgendwo nach. Ich hatte uns eine Pension besorgt. Das »Baldursbra« war ein gemütliches, ganz und gar unstylistisches Gästehaus in der Innenstadt, das von einer Französin betrieben wurde. Julian und ich teilten uns ein Eckzimmer im zweiten Stock.

Nach meiner Ankunft ging ich gleich in die Stadt und suchte mir ein Restaurant. Dort traf ich mich mit Herbert, der seinen Kommilitonen Smari mitbrachte. An den

Namen des Restaurants erinnere ich mich nicht mehr, aber ich aß dort eine ausgezeichnete Fischsuppe. Außerdem gab es in Island überall Malzbier, und zwar ausgesprochen gutes Malzbier. Das Land war mir sofort sympathisch.

Ich kannte Herbert bereits aus dem Chat. Dort war er kurz nach dem Kaupthing-Leak aufgetaucht und hatte bald den Job übernommen, Fragen von Neuankömmlingen zu beantworten. Herbert ist ein sehr bedachter, angenehmer Typ mit einem ganz feinen Humor. Er ist Mitte 20, trägt einen Backenbart, der eine leichte Tendenz zum Wuchern aufweist, und studiert Geschichte und Russisch an der Universität in Reykjavik. Eines seiner Lieblingszitate ist »Property is theft!« – Eigentum ist Diebstahl – von Pierre-Joseph Proudhon, einem französischen Ökonomen und Anarchisten aus dem 19. Jahrhundert. Außerdem sagt er über sich, den deutschen Anarchosyndikalisten Rudolf Rocker zitierend: »I am an Anarchist not because I believe Anarchism is the final goal, but because there is no such thing as a final goal.⁸

Er kannte die anarchistischen Klassiker, die auch auf meiner inoffiziellen Lieblingsliste der Weltliteratur standen, und ich war begeistert, so weit weg von zu Hause auf einen Gleichgesinnten zu treffen. »Was ist das Eigentum« von Pierre-Joseph Proudhon halte ich für das bedeutendste Buch, das je geschrieben wurde. Ich hatte mir eine neue Proudhon-Ausgabe nach Island

mitgebracht, in der auch bis dahin noch unbekannte Briefe veröffentlicht worden waren. Seit Weihnachten stapelten sich bei mir außerdem noch »Blackwater« von Jeremy Scahill, »Corporate Warriors« von P. W. Singer und »Die Revolution« von Gustav Landauer. In Island wollte ich den Stapel ein wenig abarbeiten. Mit Herbert konnte ich stundenlang philosophieren. Als Historiker wusste er vieles, von dem ich als Informatiker keine Ahnung hatte, und im Gegenzug war er begeistert, als ich ihm die neuen Proudhon-Briefe zeigte.

Smari lernte ich erst vor Ort kennen. Er gehörte zu dem Informatikstudiengang der Universität und organisierte mit Herbert die Konferenz. Er ist leider ein bisschen fahrig und unzuverlässig, dafür aber sehr gebildet und engagiert sich in vielen sozialen Projekten. Der Halb-Ire mit seinen blonden Strubbelhaaren hatte einen außergewöhnlich klangvollen Namen: Smari McCarthy. Smari heißt Kleeblatt auf Isländisch – seine Eltern hatten sich wohl einen kleinen Scherz mit ihm erlaubt. Er trug es mit Humor, wie eigentlich alles andere auch.

Wir redeten, bis die Besitzer des Restaurants an unseren Tisch traten und sagten, sie würden jetzt gerne schließen. Julian kam mit dem letzten Flieger und stieß in der Pension zu uns. An diesem Abend diskutierten wir auch über die Idee, Island zu einem Medienfreihafen zu machen.

Eigentlich waren wir wegen der Konferenz da, aber unsere Ankunft hatte sich in dem kleinen Land

herumgesprochen. Wir waren dort fast so etwas wie Volkshelden, nachdem wir die Machenschaften der Kaupthing Bank geleakt hatten. Der isländische Fernsehsender *RUV* hatte am 1. August in den 20-Uhr-Nachrichten darüber berichten wollen – doch fünf Minuten vor der Sendung traf eine einstweilige Verfügung ein und der Beitrag durfte nicht ausgestrahlt werden. Die Redaktion ließ sich nicht den Mund verbieten und blendete stattdessen unsere Webadresse ein. Viele schauten sich daraufhin die Original-Dokumente auf unserer Website an.

Am nächsten Tag erreichte uns die Einladung des wohl berühmtesten Talkmasters von Island, Egill Helgason. Er wollte, dass wir in seine sonntägliche Nachmittagstalkshow kämen. Tags darauf traf er sich mit uns zu einem Vorgespräch in der Stadt. Wir erzählten ihm von unserer Idee, Island zu einem Staat mit der fortschrittlichsten Mediengesetzgebung der Welt zu machen und dies in seiner Sendung zu lancieren.

Ehrlich gesagt ist die Idee weder neu noch stammt sie von uns, sondern eher aus der Science-Fiction-Literatur. Eine weitere Quelle für die Idee, die auch wir intensiv studiert hatten, war das Buch »Cryptonomicon«, von Neal Stephenson. In diesem historischen Roman aus dem Jahr 1999 geht es unter anderem um das geknackte Verschlüsselungssystem der Wehrmacht, Nazi-Gold und geheime Militäroperationen. Überdies spielt der Bau eines Datenhafens eine zentrale Rolle: Die fiktive asiatische

Insel Kinakuta soll in einen Ort verwandelt werden, an dem die Kommunikationswege von keiner Instanz der Welt mehr kontrolliert werden können.

Das Buch gehörte neben denen Solschenizyns zu Julians Schlüssel-Lektüre. Er hat sogar Formulierungen daraus übernommen, wie zum Beispiel das »Honen«, ein aus der Ingenieurwissenschaft entlehnter Begriff. Damit wird ein Prozess bezeichnet, in dem eine vermeintlich objektive Feststellung immer weiter bearbeitet und fein abgestimmt wird, bis sie dem gewünschten Ergebnis näherkommt. Wenn Julian eine Formulierung noch nachbessern wollte, dann sprach er davon, sie müsse noch »gehont« werden, also zurechtgeschmiedet wie ein Stück Metall.

Außerdem tauschte er seinen alten Hacker-Nickname »Mendax« gegen »Proff« aus, vielleicht in Anlehnung an den »Prof« aus diesem Buch. Der Prof in »Cryptonomicon« ist einer realen Gestalt nachempfunden, nämlich dem britischen Mathematiker Alan Turing. In Computerkreisen gilt Turing als einer der großen Denker des 20. Jahrhunderts. Er hat die Software für eine der ersten Rechenmaschinen geschrieben und den Code der Nazis geknackt.

Unsere Idee des Medienfreihauses sah vor, analog zu den Offshore-Inseln, auf denen für Banken besonders geschäftsfördernde Finanzgesetze galten, Island in eine Offshore-Insel für freie Informationen zu verwandeln – mit Gesetzen, die für Medienunternehmen und

Informationsdienstleister besonders günstig wären. In vielen Ländern der Welt gibt es keine wirkliche Pressefreiheit. Selbst in demokratischen Ländern werden immer wieder Redaktionen abgemahnt, strafrechtlich verfolgt oder gar gezwungen, ihre Quellen offenzulegen. Medien und Provider würden ihren Firmensitz nach Island verlagern können, im Zweifel sogar einfach nur virtuell, und fortan den Schutz einer besonders fortschrittlichen Mediengesetzgebung genießen.

Island war ohnehin gerade dabei, seine Rechenzentren im großen Stil auszubauen und seine Datenföhler mit Hilfe dicker Seekabel in alle Welt auszustrecken. Grüne Energie aus den vielen Thermalkraftwerken gab es auch. Weil in unserer Vergangenheit so vieles wahr geworden war, was man im Vorfeld vielleicht für Romanstoff hätte halten können, dachten wir uns: Warum sollten wir mit unserem Plan vom Medienfreihafen nicht genauso durchkommen?

Egill Helgason jedenfalls stoppte die Tasse Kaffee auf halbem Wege zum Mund, als Julian ihm die Idee präsentierte. Ich sah es in seinen Augen blitzen. Damit war klar, dass wir den Vorschlag am Sonntag in seiner Talkshow lancieren würden.

Auf dem Rückweg in unser kleines Erkerzimmer mit der Blümchengardine, dem beigefarbenen Plastikmüllheimer und dem Klo auf dem Gang wechselten wir noch ein paar Worte über unseren Scoop. Wir waren voller Selbstgewissheit: Nun würden wir uns ein bisschen in die isländische Politik einmischen. Wäre doch gelacht,

wenn wir dieses sympathische Inselchen nicht mal eben aus der Krise führten. Das nächste Abenteuer konnte beginnen, die Mannschaft stand schon bereit.

An jenem Sonntag wurden wir morgens von einem Fahrer in der Pension abgeholt und zum Sender gebracht. Er liegt außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe, wir kurvten langsam darauf zu. Ich blickte aus dem Fenster. Die Landschaft lag unter Schnee, es ging ein scharfer Wind. Durch die weißen Flocken, die von vorne auf die Autoscheibe zurasten, sah es so aus, als kämen wir gar nicht von der Stelle. Reykjavik war ein eigenartiger Ort, märchenhaft und unwirtlich zugleich. Ich hätte ewig in dem Auto sitzen bleiben mögen. Es war vermutlich nicht kälter als in Deutschland, aber die Welt vor dem Autofenster kam mir vor wie die Antarktis. Die Sonne schleppte sich nur einmal kurz über den Horizont, strahlte ein paar klägliche Stunden und sackte dann erschöpft wieder aus dem Sichtfeld. Ich war seltsam matt, schon morgens nach dem Aufstehen wieder müde, und wurde den ganzen Tag über nicht richtig wach. So schnell ich Island auch ins Herz geschlossen habe, ich hätte damals ahnen können, dass mir das Land nicht ausschließlich Gutes bringen würde. Vielleicht hätte ich sogar voraussehen können, dass es Ärger mit Julian geben würde, sollten wir noch einmal länger hierher zurückkehren.

Ich hatte eine Veränderung zwischen uns bemerkt, über die ich immer häufiger nachdachte. Julian reagierte

übertrieben gereizt auf das meiste, was ich sagte. Manchmal antwortete er gar nicht mehr auf meine Fragen, behandelte mich wie Luft. Oder er korrigierte meine Formulierung mit einer pädagogischen Pedanterie, die mich böse machte – geschenkt! Er war englischer Muttersprachler, natürlich drückte er sich gekonnter aus als ich. Immerhin musste ich die ganze Zeit in einer fremden Sprache sprechen und sogar Interviews geben. Das war aber auch gar nicht das Problem, wir stritten um Vordergründiges, um den eigentlichen Konflikt nicht aussprechen zu müssen.

Auch mit meinen Augen stimmte etwas nicht. Die Lider waren viel zu schwer. Ich versuchte an den Blicken der anderen abzulesen, ob irgendwas an mir nicht richtig war. So stapfte ich fast jeden Tag durch die Schneewehen zum Supermarkt, um mir frischen Orangensaft zu kaufen. Das sollte gegen den Sonnenmangel helfen. Auf der Orangensaftflasche war eine freundliche, orange strahlende Kugel abgebildet. Und die sah der vermissten Sonne ein wenig ähnlich. Wenn ich sie schon nicht sehen konnte, dann trank ich sie eben.

Die Talkshow wurde trotzdem ein voller Erfolg. Der blondgelockte Helgason stellte genau die richtigen Fragen, und im Anschluss an das Gespräch über WL und die *Kaupthing Bank* platzierten wir unseren Vorschlag mit dem Pressefreihafen. Nach diesem Auftritt kannte uns die ganze Insel.

Wir wurden auf der Straße begrüßt, im Supermarkt

umarmt und in der Kneipe zum Schnaps eingeladen. Es war verrückt, wir waren Stars. Das war mir so angenehm, dass ich mich fast schämte. Einmal ein bisschen Held sein – das tat ehrlich gut, es wäre gelogen, wenn ich abstrottete, das so empfunden zu haben. In den Anfangszeiten hatten wir so lange verzweifelt versucht, WL bekannt zu machen. Journalisten hatten mich oft wochenlang nicht zurückgerufen. Wir hielten Vorträge, zu denen nur eine Handvoll Leute erschienen. Wir waren oft genug als Denunzianten, Spinner oder Verbrecher bezeichnet worden. Das erste Mal wurden wir für unsere Arbeit anerkannt, und ich mochte das. An Julian bemerkte ich keine Veränderung. Er schien es für selbstverständlich zu halten, hofiert zu werden, und achtete höchstens peinlich genau darauf, dass er derjenige war, auf den bei Lobgesängen ein paar Hymnen mehr abfielen.

So ein WL-Trip ließ sich nicht mit einem normalen »Ich fahr mal mit ein paar Freunden in den Urlaub« vergleichen. Wir kochten eigentlich nie zusammen, guckten nicht mal abends gemeinsam einen Film zusammen. Wenn wir das Frühstück nicht gleich ganz ausließen, dann saßen wir schon morgens mit den Laptops am Tisch, bissen in unsere Brötchen, tippten und keiner sagte ein Wort. Es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte Julian über den Chat gefragt, ob er mir mal die Kaffeekanne rüberreichen könnte. Einmal immerhin gingen wir abends zusammen aus in Reykjavik, in einen Club in der Innenstadt. Auch da wollte uns jeder

Getränke ausgeben, mit uns feiern oder tanzen.

Julian und ich waren eigentlich überhaupt keine großen Clubgänger. In unserer gemeinsamen Zeit waren wir insgesamt vielleicht ein Dutzend Mal zusammen weg gewesen. Ich erinnere mich an einen Abend in Wiesbaden, im »Schlachthof«. Die anderen Gäste hatten Julian einen Spitznamen gegeben für seinen auffälligen Tanzstil: »Disco-King«. Julian tanzte sehr raumgreifend. Es sah fast aus wie ein ritueller Tanz, er streckte dabei die Arme auseinander und machte weite Schritte durch den Raum. Es wirkte zwar nicht wirklich rhythmisch und gekonnt, oder als hätte er ein irrsinniges Musikgefühl. Aber es hatte Coolness. Ihm war egal, was andere über ihn dachten. Er hat mir mal erklärt, es brauche Raum, wenn das Ego fließen solle. Diese Erklärung passte sehr gut zu seinem Tanzstil.

Tagsüber hingen wir meistens im »Café Rot« auf den Sofas herum. Das war ein selbstorganisiertes Mini-Restaurant in einem alten Abrisshaus, supergemütlich. Sonntags wurde dort Swing getanzt, und man konnte sich für einen Euro einen Kaffee kaufen und den ganzen Tag nachfüllen und arbeiten.

Drei Tage später war dann die Konferenz, auf der wir auch Birgitta kennenlernten. Sie kam als Parlamentarierin, um sich über unsere Idee vom Datenhafen zu informieren. Birgitta war Teil des *Movement*, einer neuen Partei, die im Zuge der Finanzkrise und der Bürgerproteste ins Parlament gewählt worden war. Birgitta kam aus der Bürgerrechtsbewegung,

war überdies Tibet-Fan und hatte die ganze Welt bereist. Sie war auch Lyrikerin und überhaupt keine typische Politikerin.

Nach dem Vortrag kam sie zu uns, und wir gingen zusammen essen. Als Parlamentarierin weckte sie sofort Julians Interesse. Wenn er der Meinung war, eine wichtige Person vor sich zu haben, konnte sich Julian sehr höflich geben. Dabei folgte die Begrüßung stets dem gleichen Muster: Er gab der Person die Hand, verstand auch in Birgittas Fall den Namen nicht richtig, beugte sich noch einmal vor, um nachzufragen, und probierte dann, das Verstandene richtig auszusprechen. Die isländischen Namen waren für jemanden wie Julian, der sich mit ausländischen Begriffen ohnehin schwertat, ein Problem. So wurde aus Birgitta Brigitta. Und das blieb auch so – obwohl sie uns die nächsten Monate über begleiten und bald zu einer engen Vertrauten werden sollte.

Ich habe mich in Island auch tätowieren lassen. Ich finde Tätowierungen toll, allerdings suche ich dabei immer nach Motiven mit einem besonderen, persönlichen Bezug. Ich nehme neue Tätowierungen gerne als Erinnerung an besondere Orte mit nach Hause. Island war so ein besonderer Ort.

Ich überlegte lange hin und her. Die Idee, mir die Sanduhr von WL auf den Rücken tätowieren zu lassen, kam mir spontan, ich hatte vor längerer Zeit schon einmal daran gedacht, den Gedanken aber wieder verworfen. Ich weiß noch, dass ich Julian davon erzählte

und er die Idee gut fand. Später hat er sich immer wieder darüber lustig gemacht, wie armselig er das gefunden hätte.

Leute aus dem »Karamba«, einem Café, in dem ich nachmittags oft Americanos trank und an meinem Rechner arbeitete, empfahlen mir die »Icelandic Tattoo Corp« in der Hjallabrekku 1.

Das Tätowierstudio lag hinter einer Milchglasscheibe an der Hauptstraße, und als ich die bimmelnde Tür aufschubste, begrüßte mich im Laden ein junger Mann, der sogar Deutsch sprach. Er schüttelte den Kopf, als ich nach Terminen fragte. Keine Chance, nicht mal in den nächsten Monaten. Er lachte, als hätte ich gefragt, ob er an den Weihnachtsmann glaube. Ich wollte mich schon zum Gehen wenden, als ein zweiter Tätowierer aus einem der hinteren Räume guckte und mich erkannte.

»Hey! I've seen you on TV and I like what you do!«

Er kam lächelnd auf mich zu, gab mir die Hand und sagte, sein Name sei Fjölnir. Ich zeigte ihm das Motiv. Er gab mir sofort einen Termin.

Leider ist die Tätowierung nur zur Hälfte fertig geworden, weil der Tätowierer und ich nach mehr als vier Stunden erschöpft aufgaben. Ich musste zwei Paracetamol mit viel Wasser herunterspülen und fragte Fjölnir ständig, auf welchem Kontinent des Logos er denn gerade sei.

»Now doing iceland.«

Ich seufzte.

»Morocco.«

Oh, mein Gott!

Bei Cape of Good Hope war meine Hoffnung am Ende.

Wir beschlossen, uns zu vertagen.

Und so laufe ich noch heute mit einem halben WL-Logo durch die Welt. Und das wird wohl auch so bleiben. Ich finde, es passt gut.

An einem der letzten Tage in Reykjavik, wir saßen wieder einmal im »Café Rot«, schnappte ich mir Julian und wir gingen ein bisschen spazieren. Ich wollte mit ihm reden. Wir marschierten zusammen Richtung Hafen und ließen uns dabei den Schnee auf die Mütze rieseln.

Ich hätte gerne herausgefunden, was eigentlich gerade mit uns los war. Ich konnte nur vermuten, was ihn störte. Zum Beispiel war Julian in letzter Zeit peinlich darauf bedacht, dass er mindestens 52 Prozent der Aufmerksamkeit bekäme und ich nur 48. Vielleicht sah er in mir jemanden, mit dem er etwas teilen müsste. Jemanden, der sich mit seinen Federn schmückte, der auch gelobt werden wollte für das tolle Projekt und der eigenständige Gedanken entwickelte, wie es mit WL am besten weiterginge. Den Misserfolg zu teilen war einfach gewesen. Aber jetzt auch den Erfolg uns beiden zuzuschreiben, war nicht ganz so einfach. Ich versuchte, seine negativen Gefühle zu verstehen und sie so gut wie möglich zu zerstreuen. Für mich war klar, dass er der Gründer von WL war und ihm niemand seine Schöpfung streitig machen wollte. Ich hatte indes auch meinen

Anteil am Erfolg. Ich leistete gute Arbeit, und es gab keinen Grund, warum ich das nicht sagen sollte.

Ich kehrte damals in die Pension zurück mit dem Gefühl, dass uns das Gespräch gut getan hatte. Während ich im Eingang meine verschneiten Klamotten abklopfte, dachte ich, dass wir in den vergangenen Wochen vielleicht ein bisschen unter Stress gestanden hatten. Jetzt wäre alles wieder beim Alten.

Die Zwangspause

Auch wenn WL nach außen ausschließlich von Julian und mir repräsentiert wurde – unsere Mär von dem starken Team im Hintergrund war nicht komplett gelogen. Neben vielen Gelegenheits-Unterstützern gab es bereits zwei besonders ausdauernde, aber stille Helfer. Wir nannten sie den »Techniker« und den »Architekten«.

Dass wir die beiden nicht öffentlich bekannt machten, hatte vor allem zwei Gründe: Sie waren nicht sonderlich erpicht darauf, als Mitstreiter von WL ins Rampenlicht zu treten, sie waren eher zurückhaltende Charaktere. Und zweitens war es fast noch wichtiger, die beiden zu schützen als Julian und mich. Nach und nach wanderte die gesamte Verantwortung für die Technik in ihre Hände. Um WL nachhaltig zu schaden, hätten Gegner einen der beiden aufgreifen müssen und nicht einen von uns.

Ihr auffälligstes Merkmal war, dass sie so unauffällig waren. Sie so gut zu beschreiben, dass sie in einer Gruppe von zwanzig Leuten einwandfrei zu identifizieren gewesen wären – keine leichte Aufgabe.

Techie Nummer eins kam schon 2008 zu uns. Weil er der Erste war, nannten wir ihn einfach den »Techniker«. Wann genau er bei WL anfing, ist schwer zu sagen. Weil wir neue Mitstreiter so kritisch beobachteten – Julian war

regelrecht paranoid –, vollzog sich der Einstieg eher Schritt für Schritt. Das hatte nichts damit zu tun, dass der Techniker noch relativ jung war. Wir merkten bald, dass er verlässlich arbeitete. Er lernte schnell, und was man ihm zu tun gab, erledigte er ordentlich. Aus internen Angelegenheiten hielt er sich heraus, es war ihm geradezu unangenehm, Zeuge eines Streits zu werden.

Der Techniker kleidet sich eher in Outdoorjacken und festes Schuhwerk als in bunte Szeneklamotten. Er ist recht hager, oft ein bisschen blässlich und spricht eher leise. Über sein Privatleben weiß ich nicht sehr viel. Ob er eine Freundin hat? Ich habe keine Ahnung. Auf der HAR klingelte hin und wieder sein Telefon. Er ist nie rangegangen. Er schaute aufs Display und legte es weg.

Die Hackerkonferenz in Vierhouten war großes Kino für ihn, auch wenn er eine Weile brauchte, um mit anderen Menschen warm zu werden. Nachdem er das Treiben zwei Tage lang von einem Sessel aus beobachtet hatte, fing er an, Leute kennenzulernen, und betrieb bald einen regen Tauschhandel mit Actionfilmen.

Skurrilerweise ernährt der Techniker sich ausschließlich von Joghurt. Sonst isst er nichts. Ich hatte mich während der HAR einmal im Supermarkt durchs gesamte Milchspeisensortiment gekauft, um ihm mit einer Auswahl eine Freude zu bereiten. Aber er ließ die Mehrzahl der Joghurts stehen – er wollte nur die von Danone. Ich hoffe für ihn, dass ihm ein langes Leben beschert ist.

Der »Architekt«, wie wir den zweiten Techniker nannten, kam Anfang 2009 über einen entfernten Kontakt von mir zu WL. Auch er hatte sich schon länger angeboten, bis wir ihm die erste konkrete Aufgabe gaben. Er schrieb uns in wenigen Stunden eine dringend nötige Modifikation und lieferte eine perfekte, elegante Lösung. Ich bin selbst kein besonders begnadeter Programmierer, aber ich erkenne, wenn einer seinen Job gut macht. Und der Architekt war ein Genie. Extrem schnell, smart, immer auf der Suche nach der perfekten Lösung, vorher gab er sich nicht zufrieden. In meinen Augen ist er einer der besten Programmierer der Welt und außerdem ein guter Designer.

Doch Julian sollte den Architekten noch weitere Wochen vor der Tür stehen lassen und seine fertige Lösung ignorieren – was wirklich eine harte Prüfung darstellt für einen derart guten Programmierer. Jeder Firmenboss hätte ihm sofort einen festen Job mit Spitzengehalt zugesagt. Dass der Architekt trotzdem blieb, war ein Wunder und lag nicht zuletzt an meinem Zureden. Julian wand sich regelrecht bei der Vorstellung, einer weiteren Person Zugriff auf den Server zu geben. Auch unserem anderen Techniker hatte er den Zugriff nie wirklich ermöglicht, was die Arbeit für ihn unnötig erschwert hatte.

Als der Architekt dann endlich einen Blick auf das System werfen durfte, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen. Bei allen Drohungen und Skandälchen, die sich später um WL rankten – in den Augen des

Architekten lag der eigentliche Skandal hier: in den wild wuchernden Programmzeilen und der schwach aufgestellten, schrottreifen Infrastruktur. Kurz gesagt, was er sah, war Chaos, zu wenig Ressourcen, viel zu angreifbar, stümperhaft zusammengebasteltes Zeug, von definierten Prozessen und anständigen Workflows keine Rede.

Der Architekt machte sich ans Werk. In den folgenden Monaten etablierte er eine saubere Rollenteilung. Die Techniker standardisierten die Formate und leiteten das Material aufbereitet an uns weiter. Sie kümmerten sich also um die Technik, Julian und ich um die Inhalte. Als alles aufgeräumt war, verschickten wir Server in die ganze Welt, und zwar per Post. Freiwillige Helfer nahmen sie dort entgegen und kümmerten sich auch um das Hosting. Das war ihre Spende an uns. Wir verteilten unsere Ressourcen also endlich tatsächlich auf verschiedene Jurisdiktionen. Und wir versteckten das Netzwerk, das die unterschiedlichen Server weltweit miteinander verband.

In einem Unternehmen hätte man für diesen Umbau wohl ein ganzes Team ein halbes Jahr lang beschäftigen können, und zwar Vollzeit. Der Architekt übertraf uns an Arbeitseifer noch um ein Vielfaches.

Aber worum ging es ihm, was trieb ihn an, warum zog es ihn zu WL? Ich glaube, ihn reizte die Aufgabe an sich. Woran wir da bauten, das war schließlich weltweit einzigartig, auch aus technischer Sicht. Das war echte Pionierarbeit, Neuland, ihm bot sich die Chance, so etwas

wie der Kolumbus der Whistleblower-Plattformen zu werden, oder zumindest der Daniel Düsentrieb der *Submission*-Architektur.

Das Projekt war aus einem ganzen Bündel an Gründen anspruchsvoll, sowohl was die Architektur an sich als auch was die strukturellen Überlegungen dahinter betraf. Hinzu kamen der Sicherheitsaspekt und die ganzen juristischen Konstruktionen.

Der Architekt hatte zwar genauso wenig Ambitionen, sich persönlich zu profilieren, wie der junge Techniker. Aber im Gegensatz zu ihm hatte er eine klare Meinung, und die sagte er auch. Sein Ton war für Leute, die ihn nicht kannten, manchmal etwas gewöhnungsbedürftig. Er legte keinen Wert auf höfliche Nebensätze oder Floskeln der Freundlichkeit. Das machte seine Sätze immer recht kurz. Er ließ sich auch nie mit Halbwahrheiten abspeisen oder mit gut gemeinten Beteuerungen. Eine Antwort wie »Vertrau mir mal« ließ ihn böse werden. »Das heißt entweder, jemand hat keine Ahnung, oder er will mich bescheißen«, sagte er. Er bestand auf gute Argumente und nicht auf gute Rhetorik.

Als es später zu größeren Streitigkeiten im Team kam, als die Emotionen hochkochten und die gegenseitigen Beschuldigungen ins Irrationale abglitten, blieb der Architekt immer sachlich. Ich glaube, er fühlte sich keiner Person gegenüber zu Loyalität verpflichtet, weder Julian noch mir gegenüber, höchstens der Idee. Er war völlig unabhängig, treu ergeben einzig der Qualität seiner Arbeit. Da er aber an seine eigene Haltung hohe

Maßstäbe anlegte, war man bei ihm immer auf der sicheren Seite. Auch wenn ich mich oft mit ihm gestritten habe – man konnte sich darauf verlassen, dass er nie hysterisch reagierte, nie mit gezinkten Karten spielte, keine geheime Agenda verfolgte und dass er frei war von Neid, Missgunst und Feigheit. Ich weiß nicht, über wie viele Leute man so etwas sagen kann.

Die beiden Techniker, Julian und ich hatten in den zurückliegenden Monaten unser Möglichstes geleistet. Aber elf Monate nach meiner Kündigung bei EDS, Ende 2009, sah es in unserer Kasse so mau aus wie nie zuvor. Die Veröffentlichung der Pager-Nachrichten rund um den 11. September 2001 hatte unsere Mittel erschöpft. Wir hatten mit den 500 000 SMS- und Funkbotschaften einen ersten kleinen Medienhype ausgelöst. Unsere Website brach unter dem Ansturm der Abfragen fast zusammen. Es hatte viel Arbeit gekostet, die Textnachrichten so aufzubereiten, dass sie sich gut lesen ließen.

Wir hatten entschieden, die Meldungen nicht alle auf einen Schlag freizugeben, sondern versuchten die zeitlichen Abläufe der Terroranschläge nachzuempfinden. Dadurch wollten wir den realistischen Verlauf abbilden und vermeiden, die Leser mit der Masse an Informationen zu erschlagen. Außerdem versprachen wir uns davon, die Abrufe auf unserer Seite ein wenig besser steuern zu können.

Wikileaks.org lag immer noch auf einer einzigen Maschine. Für die Pager-Meldungen hatten wir indes eine

eigene Website geschaffen, die auf mehrere Server verteilt war. Dass wir das so handhaben konnten, verdankten wir vor allem Freiwilligen, die uns Kapazitäten und Server zur Verfügung gestellt hatten. Dennoch ächzte unsere Infrastruktur aus jeder Platine. Seit einem Jahr waren wir ununterbrochen als Reparaturdienst in eigener Sache unterwegs. Sobald wir eine Stelle fixten, brach eine andere. Die Platte lief permanent voll mit neuen Dokumenten, Hardware musste ausgetauscht werden, wir hatten Probleme mit dem Betriebssystem, das eigentlich dringend ein Update benötigte, ohne dass wir gewusst hätten, an welcher Stelle wir hätten anfangen sollen. Der Architekt steckte mitten in einer Grundüberholung und arbeitete von früh bis spät. Das System war über die Jahre gewachsen, der Programmcode war zu dadaistischen Formationen gewuchert, und niemand blickte mehr durch. Am wenigsten Julian, der sich schon lange nicht mehr wirklich um die Technik kümmerte.

Die Entscheidung, offline zu gehen, fiel einhellig. Wir wollten der Welt damit signalisieren: Wenn ihr wollt, dass wir weitermachen, dann müsst ihr uns jetzt ein wenig unterstützen. So eine Art Streik. Es gab gar keine Diskussion darüber.

Am 23. Dezember 2009 stellten wir die Seite ab. Und wir hatten alle nach langer Zeit das erste Mal Ruhe. Es tat gut, sich endlich einmal einzugestehen, dass es so nicht weitergehen konnte.

Die ganzen Monate über hatte mich eine unsichtbare Kraft

an den Rechner gezogen, in den Chat, ins Internet. Jeden Tag war ein neues Problem aufgetaucht, und es hatte überhaupt gar keine Zeit gegeben, wenigstens mal einen Tag lang seinen Blick abzuwenden. Und als mich WL kurz vor Weihnachten das erste Mal seit zwei Jahren aus seinen Fängen ließ, war das ein unfassbares Gefühl. Ich konnte wieder auf andere Dinge blicken. Es war sehr entspannend. Aber auch etwas ungewohnt. Es fehlte etwas, definitiv.

Ich fuhr über die Feiertage zu meiner Familie. Ich legte die Füße hoch und tat gar nichts außer zu essen und Geschenke auszupacken. Ich verbrachte mal wieder Zeit mit meiner Freundin.

Wenn wir uns in den Monaten zuvor gesehen hatten, was nicht mehr allzu häufig vorgekommen war, hatte das geheißen, dass ich zwar den Raum mit ihr teilte, viel mehr aber auch nicht. Wenn ich arbeitete, saß sie hinter mir auf dem Bett, die Beine gekreuzt, und guckte nachdenklich auf meinen Rücken. Irgendwann sagte sie: »Ich gehe bald schlafen.«

Ich sagte: »Mach!« und arbeitete weiter.

Sie wartete eine weitere halbe Stunde. Dann erhob sie sich zögernd, kam zu mir an den Schreibtisch, drückte mir von hinten einen Kuss auf die Wange und legte sich ins Bett. Ich reagierte kaum, ließ auch das Schreibtischlicht brennen, drehte nur die Lampe ein wenig mehr Richtung Boden.

Ich legte mich spät in der Nacht dazu und war Sekunden später schon im Tiefschlaf. Ich hatte nicht das

Bedürfnis, mit ihr zusammen einzuschlafen. Mir fehlt eigentlich auch nichts. Mich plagte nur ein schlechtes Gewissen, und das wurde langsam schlimmer. Es war ein schleichender Prozess, aber sie muss sich irgendwann kaltgestellt gefühlt haben.

Wenn ich sage, dass ich heute wohl alles noch einmal ganz genauso machen würde, mit allen Fehlern, dann würde ich unsere Beziehung davon unbedingt ausnehmen. Sie hat wirklich einen hohen Preis für mein WL-Engagement gezahlt. Ich weiß, dass es ihr nicht gut ging, nachdem ich mich wenig später von ihr getrennt habe. Auch sie wollte ihre Zeit immer sinnvoller einsetzen als in einem Büro, und ihr lag ebenso viel an einer besseren Welt wie mir.

Ich habe ihr in meiner Begeisterung damals suggeriert, dass sie später einmal Teil des Projekts werden würde. Wir sprachen oft darüber, dass, sobald wir auf sicheren Füßen stünden, Gehälter zahlen und Büroräume mieten könnten, sie in unseren Augen diejenige wäre, die das Ganze perfekt organisieren könnte. Ich glaubte in dem Moment alles, was ich sagte, ich hoffte darauf – doch für sie muss es wie ein Versprechen geklungen haben.

Sie war ein zurückhaltender Mensch, der sich sehr auf unsere Beziehung konzentrierte und wenig Zeit mit anderen Freunden verbrachte. Sie ließ mir viele Freiheiten. Man ist verpflichtet, die Erwartungen, die man in anderen Menschen weckt, auch zu erfüllen. Bei ihr habe ich in diesem Punkt versagt. Es tut mir noch heute unendlich leid.

Dann kam der »26C3«, also der 26. Congress des Chaos Computer Clubs. Das war für mich das Highlight des Jahres, und diesmal mehr als je zuvor. So musste es sich anfühlen, wenn einem jemand eine Ladung Endorphine direkt mit der Spritze ins Gehirn jagt.

Wir hatten sozusagen die Keynote, den größten Vortrag, den Hauptevent zur besten Uhrzeit am Tag. Um alle Zuhörer unterzubringen, hätte man einen zweiten Boden in den Vortragssaal einziehen müssen.

Wir hatten vorher an das Publikum Zettel mit Nummern ausgeteilt. Ich erzählte dann, dass wir in Island angesprochen worden wären von der »Weihnachtsgang«, die uns einen Leak übermittelt hätte: eine Liste mit allen Leuten, die nächstes Jahr vermutlich keine Weihnachtsgeschenke bekämen, weil sie ihren Pflichten der Gesellschaft gegenüber nicht genügend nachgekommen seien. Jeder mit einer Nummer hätte jetzt ein Jahr lang Zeit, seine Schuld abzuarbeiten. Wir würden dann für alle ein gutes Wort beim Weihnachtsmann einlegen.

Im Laufe des Jahres gingen dann tatsächlich immer wieder Spenden oder Hilfsangebote bei uns ein, die mit einer dieser Nummern verbunden waren. Auch in den Verwendungszweck der Überweisungsträger an die Wau Holland Stiftung (WHS), die für uns ein deutsches Konto führte, trugen einige ihre Nummern ein.

Als Nächstes berichteten wir unseren Zuhörern von Island und von der Idee, dort einen Freihafen für die Presse einzurichten, und wie wir diesen Vorschlag in der

isländischen Talkshow gemacht hatten. Und dann fragten wir in die Runde, ob das Publikum hier im Berliner Congress Center nicht vielleicht in der Lage wäre, ganz gut zu verstehen, warum die Freiheit des Internets so wichtig sei.

Das war der großartigste Moment in meinem Leben. Wir hatten kein Popkonzert gegeben und versprachen auch keine Freigetränke. Wir hatten lediglich einen Vortrag über internationale Mediengesetzgebung gehalten. Die Leute applaudierten wie verrückt. Erst erhob sich einer, dann zwei, drei, irgendwann waren alle aufgesprungen. Sie klatschten uns zu. Sie machten richtig Krach dabei. Ich spürte eine dicke Wolke der Begeisterung, die uns von der Menge da unten entgegenflog. Das fühlte sich verdammt geil an.

Und dann kam langsam das Geld.

Wir hatten nach außen kommuniziert, wir bräuchten 200000 Dollar für die Betriebskosten, und idealerweise weitere 400 000 Dollar für Gehälter. Die ersten 200 000 Dollar hatten wir schon im Februar oder März 2010 zusammen, und dabei ist allein das Konto der WHS gemeint, das wir im Oktober 2009 eingerichtet hatten.

Auf die Stiftung kam ich durch den Chaos Computer Club. Wau Holland war einer der Gründungsväter des Hacker-Clubs gewesen, und die Stiftung kümmerte sich um seinen Nachlass und die Förderung von Projekten zur Informationsfreiheit. Das Gute an dieser Stiftung war, dass sie dafür sorgte, dass die Geldeingänge in offizielle Bahnen gelenkt wurden. Wer uns in Deutschland eine

Spende überwies, konnte den Betrag von der Steuer absetzen. Ich hatte den Kontakt zur Stiftung organisiert und übernahm den Papierkram. Der größte Anteil unserer Spenden kam auch aus Deutschland.

Das *Collateral-Murder*-Video, mit dem wir im April 2010 unsere Zwangspause beendeten, lockte innerhalb von nur zwei Wochen noch einmal 100 000 Dollar an Spenden an. Im Sommer 2010 lagen auf dem Konto dann schon 600 000 Dollar, und mein letzter Stand ist, dass sich bei der Stiftung zu besten Zeiten mehr als eine Million Dollar angesammelt hatte. Bis September, also dem Zeitpunkt, als ich WL verließ, hatten wir 75000 davon ausgegeben, investiert in Hardware und Reisekosten. In den folgenden zwei Monaten wurde ein Mehrfaches davon abgerechnet – vermutlich auch, weil endlich ein Weg gefunden worden war, Gehälter zu zahlen.

Mit dem *Submission*-System gingen wir dann im Januar schon wieder online, so dass neue Dokumente bei uns hochgeladen werden konnten. Das System dahinter war zu diesem Zeitpunkt technisch bereits deutlich weiter entwickelt als vor unserer Pause. Das Wiki, also die Benutzeroberfläche mit der Startseite, den Erläuterungen zu den Leaks und den Links zu den Dokumenten, blieb ganze sechs Monate offline. Ein halbes Jahr lang konnten wir also nur neues Material entgegennehmen und waren ansonsten im Internet nicht mehr zu erreichen. Die Reparaturmaßnahmen waren komplizierter, als wir uns

das anfangs vorgestellt hatten.

Plötzlich war jedoch Geld da, und im Gegensatz zu Julian war ich dafür, es auch auszugeben. Von März bis Mai nahmen wir etwa 17 neue Server in Betrieb. Ende August rüsteten wir noch einmal auf. Wenig später sollte das Team auseinanderbrechen. Als ich WL im September 2010 verließ, war das Projekt technisch in einem Zustand, von dem ich immer geträumt hatte. Wir hatten Cryptophone, Satellitenpager und haufenweise neue Server. Wir waren breit aufgestellt, und unser System hatte eine Bilderbucharchitektur.

Meiner Meinung nach hätten wir auch ein Büro und festangestellte Mitarbeiter gebraucht. Davon war lange die Rede gewesen. Unser Headquarter sollte in Berlin oder in den Alpen sein – Julian mochte die Natur und die Berge genauso gerne wie ich. Kurz hatten wir sogar mit der Idee gespielt, einen Bunker zu kaufen. Ich hatte mich schon bei der Liegenschaftsverwaltung der Bundeswehr erkundigt. Für einige zehntausend Euro hätte es vielleicht einen schönen Betonklotz für uns gegeben, mit genug Platz für ein Rechenzentrum. Vielleicht hätten wir auch befreundete Projekte dort untergebracht und eine große WL-Flagge gehisst, um unseren Ruf als uneinnehmbare Trutzburg zu demonstrieren.

Bis zu diesem Zeitpunkt war unsere erklärte Lösung: Wir wollten »die aggressivste Presseorganisation der Welt« werden. Doch plötzlich, als das viele Geld da war, änderte Julian seine Meinung. Er meinte, wir sollten eine »Insurgent Operation« sein – also eine Organisation von

Aufständischen. Aufständische haben keine Büros, sie agieren im Untergrund. Damit stellte er in meinen Augen die Grundlage dessen in Frage, worauf wir all die Jahre hingearbeitet hatten.

Er sprach auch immer häufiger davon, dass man uns verfolgte und wir »untouchable« werden müssten, unantastbar. Er war überzeugt, dass wir auf offener Straße nicht mehr sicher wären, dass unsere Post und Koffer durchleuchtet würden, dass wir abtauchen und im Untergrund leben müssten. Er fing an, von internationalen Geheimdiensten zu reden, die uns auf den Fersen wären, und von schuss sicheren Westen, die uns schützen sollten.

Ich habe zwar an unserem deutschen Staat auch jede Menge auszusetzen, aber er ist immerhin ein Rechtsstaat. Auch auf unseren Reisen nach Island, Italien oder Ungarn mussten wir meines Erachtens nicht befürchten, verschleppt oder auf offener Straße erschossen zu werden. Und bevor wir uns beschweren wollten, dass jemand unser Büro durchsuchte, wäre es doch gut gewesen, wenigstens mal eines zu besitzen.

Das Geld war leider auch das erste Thema, über das wir uns offen stritten. Ich habe Julian erklärt, dass er nicht als Einziger über das Geld der Wau Holland Stiftung verfügen könne. Es ging mir überhaupt nicht darum, irgendetwas davon an mich selbst auszahlen zu wollen. Ich wollte Entscheidungen treffen können und an das Geld herankommen, wenn wir es dringend brauchten und Julian mal wieder tagelang nicht erreichbar war.

Auch die beiden Techniker waren dieser Meinung. Sie haben sogar vorgeschlagen, das Geld zu halbieren, damit nicht ein Einzelner alles vermasseln könnte. Selbst wenn einer von uns eine falsche Entscheidung getroffen hätte, wäre nicht das ganze Budget weg gewesen.

Die Abrechnungen mit der WHS waren relativ einfach: Die Stiftung streckte mir Geld vor, und dann kaufte ich davon Sachen und reichte die Quittungen ein. Ich bekam einmal 10 000 und später noch einmal 20000 Euro, die draufgingen für den Kauf von Hardware, den Transport und Reisekosten.

Wir arbeiteten alle Vollzeit für WL. Schon länger hatten wir über Gehälter nachgedacht. Mir wären 2500 Euro im Monat genug gewesen. Brutto. Ich brauchte ja nicht viel. Mit der Wau Holland Stiftung hatten wir bereits gesprochen. Die Stiftung hätte uns sehr gerne Gehälter gezahlt, und sie drangen sogar darauf, dass sie nicht zu niedrig ausfallen dürften, weil es sonst Probleme wegen des Verdachts auf Scheinselbständigkeit geben könnte. Das wäre mir auch recht gewesen. Wir haben damals überlegt, uns einfach an anderen gemeinnützigen Organisationen wie *Greenpeace* oder *World Watch* zu orientieren.

Es war Julian, der alles blockierte. Dabei war so viel Geld da wie nie zuvor. Und ausgerechnet jetzt kämpften wir um jeden Cent. Diese Geldstreitigkeiten waren unwürdig. Die Frage dahinter war eine viel größere. Mir wurde langsam klar, dass wir auf ein Problem zusteuerten. Ein ziemlich grässliches Problem. Wir stritten

uns um die zukünftige Ausrichtung von WikiLeaks.

Ein Gesetz für Island

Nach unserem grandiosen Auftritt beim 26C3 Ende 2009 flogen Julian und ich Anfang Januar 2010 zurück nach Reykjavik, um uns um IMMI zu kümmern. Die *Icelandic Modern Media Initiative* sollte die Insel zu dem Land mit den stärksten Schutzrechten für Medien auf der ganzen Welt machen. Verkündet hatten wir die Idee bereits, jetzt wollten wir helfen, sie umzusetzen. Wir hatten für diese Aufgabe gut zwei Wochen eingeplant, drei vielleicht.

In Deutschland hatten wir gerade dazu beigetragen, das »Zugangsschwerungsgesetz« aus dem Familienministerium zu verhindern; der damalige Bundespräsident Horst Köhler hatte Ende November seine Unterschrift unter das Gesetz verweigert. Jetzt galt es, in Island ein eigenes Gesetz ins Parlament zu hieven. Wir rechneten mit Schwierigkeiten, aber keinen, die wir nicht bewältigen könnten. Tatsächlich sollte es noch sechs Monate dauern, bis die Parlamentarier überhaupt über einen ersten Beschlussantrag im Parlament abstimmten.

Wir mieteten uns ein Apartment im Fosshotel, keine schlechte Hotelkette und eigentlich viel zu teuer für uns, aber über verschlungene Kanäle schloss Julian einen guten Deal für uns ab. Letztlich zahlten wir eine eher symbolische Summe für einen ganzen Monat, Julian übernahm die gesamte Rechnung – und konnte sich

damit als Gastgeber präsentieren.

Julian weihte den unscheinbaren Typen, der fast jede Nacht hinter dem Tresen an der Rezeption saß, in unser Treiben ein und eröffnete ihm, mit welch exklusivem Club er es gerade zu tun hätte. Und wie immens gefährlich das alles sei. Der war dann gleich drin in dem Film. Wenn wir spät abends von unseren Gesprächen und Arbeitstreffen nach Hause kamen, warf er uns einen verschwörerischen Blick zu. Vermutlich hielt er die ganze Nacht den Hotelparkplatz vor der Glastür im Blick und wartete auf die schwarze Limousine des amerikanischen Geheimdienstes.

Wir bezogen ein etwas karg eingerichtetes Apartment für vier Personen im zweiten Stock des Hotels, mit Küchenzeile, lila Stoffgardinen und Holzbodenimitat. Das Hotel, von außen ein hässlicher grauer Klotz, lag in einer ruhigen Seitenstraße fast direkt an der Uferpromenade. In dem Zimmer, das ich mit Julian teilte, gab es nur ein sehr kleines, auf Bauchnabelhöhe angebrachtes Fenster. Dafür war der Blick über die Faxaflói-Bucht umso großartiger. Ich lag oft da und schaute auf die klaren Linien des gegenüberliegenden Bergpanoramas, wenn mir Enge und Unordnung unserer Behausung mal wieder zu viel wurden.

Im Bad gab es kein Fenster, und wenn morgens drei Jungs hintereinander geduscht hatten, biss die Luft von dem schwefeligen Wasserdampf in der Lunge. Außer Julian und mir wohnten in dem Zimmer noch weitere Hacker und Netzaktivisten, die alle nach Island

gekommen waren, um IMMI auf den Weg zu bringen. Darunter Rop aus den Niederlanden, Jake Appelbaum aus den USA sowie Folkert, ein guter Freund von mir aus Hongkong. Sie alle brachten Erfahrungen und Spezialwissen mit, das uns half, die Details der Idee auszuarbeiten.

Birgitta, die isländische Abgeordnete, die wir schon bei unserem letzten Besuch kennengelernt hatten, sowie Herbert und Smari trafen wir fast täglich. Die drei wohnten ja in Reykjavik. Außerdem kam noch Harald Schumann, ein Journalist vom Berliner *Tagesspiegel*, der eine Geschichte über uns schreiben wollte.

Birgitta war bald viel mehr als unser guter Draht ins isländische Parlament. Wir merkten schnell, dass sie wenig von einer typischen Politikerin hatte – wenn ich an Ursula von der Leyen dachte, hätte der Kontrast größer kaum sein können. Sie war immer sehr leger gekleidet. Sie trug zum Beispiel einen langen, schwarzen Mantel, Stahlkappenstiefel und dazu sehr mädchenhafte Details wie Silberkette, Bluse oder eine blumenverzierte Haarspange.

Birgitta wurde zur treibenden Kraft bei IMMI. Sie hatte einen anderen Blick auf die Dinge und konnte uns bei WL mit einer Einschätzung von außen oft sehr weiterhelfen. Und eine coole, liebenswerte Person ist sie obendrein.

Birgitta besorgte Anwälte, und die waren von der Idee des Medienfreihafens ebenfalls begeistert. Damit hätte ich gar nicht gerechnet. Die Juristen haben dann angefangen, an der rechtlichen Konstruktion von IMMI zu

feilen.

Wir mieteten uns einen Platz im *Ministry of Ideas*, einem Komplex von alten Lagerräumen in Reykjavik, in dem viele soziale Projekte und politische Gruppen untergebracht sind. Man konnte dort für wenig Geld Räume zum Arbeiten mieten. Das *Ministry* war groß und hallig, der Boden aus grauem Beton. Die Einrichtung, Tische und Stühle, erinnerte an Klassenzimmer. Hinten gab es eine kleine Kaffeebar, und wir besetzten eine Couch daneben. Dort hielten wir Rat und versuchten, IMMI voranzubringen.

Wenn ich nicht am Rechner saß, traf ich potentielle Businesspartner. Es ging darum, den Service-Providern und der Regulierungsbehörde, den Rechenzentren und den Firmen, denen die Überseeleitungen gehörten, die Unterstützung unserer Initiative schmackhaft zu machen.

Island konnte bereits mit grüner Energie und einem kühlen Klima punkten. Das war gut für einen Serverstandort, keine Frage. Das Ziel, den Datenverkehr künftig um ganze 30 000 Prozent zu steigern, konnte man damit allein jedoch noch nicht erreichen. Denn so viele Kapazitäten lagen noch ungenutzt in den frisch verlegten Überseekabeln. Noch viel, viel wichtiger für Provider und ihre Kunden ist die Frage nach der Rechtssicherheit. Zu wissen, dass sie keine Abmahnungen mehr zu erwarten hätten, dass keine unkalkulierbaren Prozesskosten mehr auf sie zukämen, das war ein Standortvorteil, der mit hundert großartigen Ökostrom-Zertifikaten nicht aufzuwiegen gewesen wäre,

und das würde ein paar Arbeitsplätze schaffen und Geld in das bankrote Land bringen.

Die isländische Regulierungsbehörde hatte Einwände, man könne sich dadurch wettbewerbsrechtlichen und anderen juristischen Ärger mit dem Ausland einhandeln. Womöglich zöge ein solches Internet-Eldorado vor allem Tauschbörsen und die Pornoindustrie an. Die Sorge war allerdings unbegründet. IMMI richtete sich vor allem an die Medien. Und IMMI bestand zudem aus nichts anderem als einer Sammlung von existierenden Gesetzen, aus allen Teilen der Welt, nur eben jeweils den besten Regelungen von allen.

Als Nächstes galt es, einen Termin zu finden, an dem wir das Vorhaben dem Parlament präsentieren könnten. Im Vorfeld sollte es eine Anhörung geben. Wir hatten mit viel Mühe einen Vortrag dafür ausgearbeitet. Dazu muss man sagen, dass ich, auch aus dem Tiefschlaf gerissen, jederzeit spontan einen akzeptablen Vortrag über WL gehalten hätte. IMMI jedoch war auch für uns neu. Die rechtlichen und politischen Implikationen mussten wir uns genauso erarbeiten wie alle anderen, davon abgesehen, dass wir mit dem politischen System in Island wenig vertraut waren.

Es gab dann einen ziemlich unglücklichen Auftritt im Parlament in Reykjavík. Unser Vortrag war für einen Dienstagnachmittag vorgesehen. Wir malten uns aus, mindestens die Hälfte aller Abgeordneten durch unsere Performance so mitzureißen, dass sie danach zu

flammenden Unterstützern von IMMI würden. Bislang waren ja nur Birgitta und zwei, drei andere Politiker im Boot. Birgitta hatte die Idee schon lange adoptiert und im Parlament ordentlich die Werbetrommel gerührt. Sie arbeitete bereits daran, parteiübergreifend Abgeordnete für die Initiative zu begeistern. Doch wie viele das tatsächlich waren – wir wussten es nicht.

Schon auf dem Weg in den Sitzungsraum wunderte ich mich über die Ruhe auf den Parlamentsfluren. Ich war aus dem Deutschen Bundestag deutlich mehr Geschäftigkeit gewohnt. Es war ein Schlag ins Gesicht, als wir in den Präsentationsraum kamen. In den zehn Stuhlreihen saßen lediglich zwei Abgeordnete. Sonst nur leere Stühle und ein Windhauch, der durchs geöffnete Fenster zog und ein paar Papiere zum Rascheln brachte. Die meisten Politiker, sollten wir später erfahren, waren in den Urlaub oder in ihre lokalen Wahlkreise abgereist.

Wir begannen mit dem Vortrag. Allein die Planung, wer wann was sagen durfte, hatte uns Stunden, wenn nicht sogar Tage gekostet. Julian und die anderen ließen sich davon nicht irritieren. Ich fasste mich kurz – die Situation war zu absurd. Dass mehr Vortragende als Zuhörer versammelt waren, machte die ganze Vortragsform irgendwie sinnlos. Da konnte man genauso zum guten alten Gespräch zurückkehren. Zumal die beiden anwesenden Abgeordneten ohnehin nicht mehr überzeugt werden mussten.

Julian ließ sich wie immer nichts anmerken. Er zischte kurz nach dem Termin ab ins *Ministry* oder wohin auch

immer. Ich war ein bisschen niedergeschlagen. Wie sollten wir IMMI ins isländische Gesetzbuch hieven, wenn zu einer Anhörung nur zwei Leute kamen? Zwei Abgeordnete plus Birgitta. Uns fehlten noch sechzig weitere zu unserem Glück. Und wir waren jetzt schon über drei Wochen in Island.

Ich hatte fast vergessen, wie ein schlecht besuchter Vortragssaal aussah und wie es sich anfühlte, ins Leere zu sprechen. Wir waren Rückschläge gar nicht mehr gewöhnt, fiel mir da auf. Ich weiß aber auch nicht, wie wir damals darauf kamen, dass uns ein schneller Durchmarsch gelingen könnte.

Neben den vielen Terminen setzte uns IMMI auch formal gewaltig zu. Wir mussten die Homepage zu der Initiative fertigstellen, ein Logo entwerfen und das Layout abstimmen. Es mussten Texte geschrieben und nicht zuletzt Positionen besprochen werden. Wir hatten uns ein bisschen verrannt und die Arbeit ziemlich unterschätzt.

Das nächste Ungemach, das über uns kam, keimte in unseren eigenen Reihen. In unserem Apartment gedieh zwischen Klamottenbergen und Pizzakartons der Lagerkoller. Wir alle, die wir uns im Chat extrem gut verstanden und effizient miteinander gearbeitet hatten, konnten die körperliche Anwesenheit der anderen über so viele Tage immer schwerer ertragen. Ich fand den Gedanken zuerst noch ganz amüsant: Überall auf der Welt wird der IT-Branche zur Last gelegt, sie beschwöre zwischenmenschliche Probleme herauf, weil sie die

Menschen immer weiter voneinander entfernte: Videokonferenzen und E-Mail-Besprechungen lösten Gespräche von Angesicht zu Angesicht ab, und die Menschen kämpften mit Distanzgefühlen und Missverständnissen, die sie Face-to-Face ganz einfach auflösen könnten. Bei uns war genau das Gegenteil der Fall. Dieser erste, wirklich folgenschwere Clash wäre wahrscheinlich nicht passiert, wenn wir uns nicht gemeinsam in dieses isländische Hotel eingemietet hätten, oder wenn zumindest jeder ein eigenes Zimmer gehabt hätte.

An einem Mittwochabend in der dritten Woche eskalierte die Stimmung zum ersten Mal. Der Grund war – ein geöffnetes Fenster. Ich war unterwegs gewesen und kam zurück in das Apartment, in dem alle anderen eifrig tippend über ihren Rechnern hockten: Rop und Julian sowie Herbert und Smari. Ein Sarg – nach zehn Jahren das erste Mal geöffnet – hätte vermutlich frischer gerochen als dieses Zimmer.

Ich hielt mir die Nase zu, ging zu dem französischen Balkon auf der anderen Seite des Raumes, öffnete die Tür und ließ ein wenig Sauerstoff hereinströmen. Herbert blickte mich dankbar an, er war zwischendurch sogar schon einmal auf den Flur geflüchtet, weil er es nicht mehr ausgehalten hatte. Julian jedoch erstarrte über seinem Rechner, hob den Kopf und fragte, was mir einfiele, einfach das Fenster aufzumachen. Seine Augen warfen Blitze in meine Richtung. »Rop wird doch kalt, du Spinner!«, sagte er in schneidendem Ton.

Keine Ahnung, warum er jetzt Rops Papi spielen musste, vermutlich war ihm selbst kalt. Alle guckten mich und Julian erschrocken an. Rop hatte tatsächlich gesagt, dass es etwas frisch sei. Aber ich wollte das Fenster ja auch nicht die ganze Nacht offen lassen. Das sagte ich auch. Julian erwiderte nichts, sondern guckte mich nur an. Er ließ keinen Zweifel daran, dass er darauf wartete, dass ich etwas tat. Ich ging zurück, zog die Balkontür wieder zu, vielleicht ein ganz wenig lauter als nötig, und verließ den Raum. An dem Abend war deutlich geworden, wie leicht die Stimmung kippen konnte.

Ich kaufte mir Badehose und Taucherbrille und ließ mir im Schwimmbad das warme Wasser in die Ohren laufen. Es war ein angenehmes Gefühl, die Außenwelt gedämpft wahrzunehmen, die Rufe der Kinder, das Glucksen des nachlaufenden Wassers, das schmatzende Geräusch von Badelatschen, die am Beckenrand näher kamen und sich wieder entfernten. In Island ging man selbst bei Minusgraden ins Freibad. Über die Heizkosten für den Pool musste sich niemand Gedanken machen. Auf der Vulkaninsel sprudelten die Quellen ganz von allein in angenehmer Badetemperatur aus der Erde. Wenn das dunkle Wasser in der Dämmerung über dem Becken dampfte und man rundherum auf schneebedeckte Hügel blickte – das hatte eine fast mystische Atmosphäre.

Um den Pool, in den Umkleidekabinen, den Duschen und selbst auf den Toiletten waren Warnschilder angebracht mit allen erdenklichen Hinweisen: »Nicht vom Beckenrand springen« – »Nicht mit vollem Magen

schwimmen« – »Vorsicht, glatt« – »Bitte sauber halten« – »Vorher nackt duschen«. Manchmal kamen die anderen mit, Rop und Folkert zum Beispiel, und dann fingen wir an herumzuspinnen. Rop hatte die Idee, eine Kampagne zu starten, die Sicherheit für alles forderte. Man solle doch die ganze Welt mit Schildern zupflastern, auf jedes Detail einen Warnhinweis kleben, um die Politik mit dieser Aufgabe komplett zu überlasten und letztlich aus den Angeln zu hebeln. Das war eine besonders freundliche Form, die Anarchie einzuführen.

Wir hatten noch mehr tolle Ideen, zum Beispiel ein Schiff zu kaufen, am besten eines, das gleichzeitig Kabel auf dem Meeresgrund verlegte, um dann mit einem schwimmenden Büro die Welt zu bereisen. Oder Gelder für einen Reisebus zu besorgen, damit durch Europa zu tingeln und den ersten Bücherei-Bus für Geheimdokumente zu betreiben.

Ohne dass wir es bemerkten, waren vier Wochen vergangen. Wir kamen mit IMMI nicht weiter, und es stand die Frage im Raum, was wir eigentlich gerade hier taten. Ich stellte diese Frage. Und machte mich damit unbeliebt.

»Was ist eigentlich mit WL?«, wollte ich wissen. Unsere Arbeit hatte bereits einen Monat lang brachgelegen. Unsere *Submission*-Plattform lief mehr und mehr mit neuen Dokumenten voll, die alle gesichtet und für die Publikation vorbereitet werden mussten. »Wann machen wir weiter?«, fragte ich.

Ich hatte unsere Aufgabe darin gesehen, das Gesetz mit auf den Weg zu bringen, von nun an hätte es alleine weiterlaufen sollen. Es gab schließlich auch die Isländer, die sich darum kümmerten. »Weshalb ist jetzt nicht mal gut damit?«, fragte ich.

Aber Julian konnte und wollte nicht loslassen. Er betrachtete IMMI als seine Angelegenheit. Später sollte er das ganze Projekt durch undiplomatische Äußerungen sogar politisch beschädigen.

Wir waren alle keine einfachen Menschen. Und wenn der Druck wuchs, bekamen die persönlichen Bindungen an den Sollbruchstellen erste Risse. Das betraf hauptsächlich Julian und mich. Die anderen waren dabei eher Statisten, die den Streitereien hilflos zusahen. Zum Ende hin hat Julian mir vorgeworfen, dass ich die Perspektive verloren hätte. Ich würde nicht mehr das große Ganze sehen, sondern mich auf den Kleinkram einschießen. An ein einschneidendes Ereignis kann ich mich gar nicht erinnern. Ich weiß auch nicht mehr, woran sich unsere ersten richtigen Streits entzündeten, vermutlich an Banalitäten wie geöffneten Fenstern.

Ich hatte zudem angefangen, mich zu Julians Auftreten kritisch zu äußern. Ich habe ihm zum Beispiel gesagt, er solle mehr auf sein Äußeres achten. Er reagierte darauf schwer getroffen. Aber sollte man wie ein Penner zu einer Justizministerin gehen?

Zudem kam in Island diese leidige Diskussion auf, wer »Senior« und wer »Junior« sei. Julian stellte eine ausgefeilte Hackordnung auf, die festsetzte, wer wen

kritisieren durfte und wer nicht – mit ihm an der Spitze der Pyramide. Das rechtfertigte er mit seiner Intelligenz und seiner Erfahrung. Und da er damals auch noch einen guten Draht zu Birgitta hatte, legte er fest, dass ich nicht nur ihn, sondern auch sie nicht zu kritisieren hatte. Denn das wäre zugleich eine Kritik an ihm.

Julian meinte auch, er müsse mal ein ernstes Wörtchen mit mir reden, weil Birgitta von mir genervt sei. Ich habe sie später darauf angesprochen. Sie lachte mich aus, weil das frei erfunden war.

»Alle finden dich hier unerträglich«, sagte er.

»Wer, alle?«, fragte ich.

»Alle eben«, sagte er. »Jeder, der mit dir zu tun hat.«

Es störte ihn offenbar, dass wir uns untereinander austauschten. Er meinte, wenn wir anfangen würden, miteinander zu sprechen, würde »die Wahrheit asymmetrisch«. In Island konnte er die Gruppe nicht mehr kontrollieren, wie im Chat. Es bestand plötzlich die Gefahr, dass andere zusammen einen Kaffee trinken gingen und sich über WL unterhielten.

In dem Apartment sah es innerhalb kürzester Zeit aus wie in einem Irrenhaus für Messies. Zuerst hatten sich die Putzfrauen mit ihren großen, schwarzen Trommel-Staubsaugern noch den Weg durch unsere Sachen gebahnt. Bald kamen sie mit ihren Geräten nicht mehr durch die Tür. Ein paar Tage lang kämpften die freundlichen isländischen Damen sehr beherzt um das Apartment Nummer 23. Aber nach spätestens fünf Tagen

gaben sie das Terrain verloren. Wir schlossen daraufhin einen Waffenstillstand und tauschten von da an regelmäßig Einkaufstüten voller Müll gegen frische Handtücher und Klopapier.

Keiner von uns kochte oder kaufte wenigstens ein paar vernünftige Sachen zu essen. Zwischen unseren schmutzigen Klamotten sammelten sich halb geleerte Chipstüten. Ein Berg übel riechenden Trockenfischs, den mal jemand eingekauft, aber niemand für essbar befunden hatte, moderte vor sich hin. Es wurde ständig ungemütlicher, und diese Geruchsmischung aus Käsesocken, Pizzaresten, Trockenfisch und Schwefel hätte man sich eigentlich als Folter patentieren lassen müssen.

Ich brauche wenigstens ein bisschen Ordnung zum Überleben, eine klitzekleine Chance auf Überblick. Ich kann mich nicht konzentrieren, wenn um mich herum nur Chaos herrscht. Da konnte ich noch so viel O-Saft mit der Grinseorange auf der Verpackung trinken, mir schwirrte irgendwann der Kopf. Das ließ sich auch mit zwanzig Bahnen im Freibad nicht mehr reparieren.

An einem Abend wollte ich mich wirklich dringend von meiner Müdigkeit kurieren und bat Julian, mich einfach einmal pennen zu lassen. Kurz danach hörte ich, wie er mit einer Bekannten telefonierte. Er lachte amüsiert in den Hörer. Offensichtlich hatte sie vorgeschlagen, man könne sich doch auch bei ihr treffen. Ich seufzte innerlich. Julian bestand darauf, dass sie zu uns ins Apartment käme. Das Problem war: Wir teilten uns nicht nur ein Zimmer, sondern auch ein großes Doppelbett. Ich

drehte mich zur Seite und zog mir das Kissen über den Kopf.

Es gab auch Streit, weil fast immer er es war, auf den man warten musste. Es ist ohnehin schon schwer, eine größere Gruppe von – zumal anarchistisch veranlagten – Menschen zu koordinieren, dafür braucht es echten Organisationswillen. Ob wir nun einen Termin hatten oder einfach nur zum Essen gehen wollten, in schöner Regelmäßigkeit standen alle ausgehbereit in der Tür, nur Julian ließ sich noch einmal bitten. Ich war der Einzige, der das ernsthaft ansprach, der böse wurde, wenn Julian einfach weiter an seinem Laptop tippte. Die anderen warteten lieber stoisch, bis er sich aufraffte.

Mir ging es nicht mehr gut. Ich hatte mich in Stress und Sorgen und Gereiztheiten verheddert und kam keine Minute mehr zur Ruhe. Island war ein schönes Land – später reiste ich mit meiner Familie dorthin, um Urlaub zu machen –, aber irgendwas in dem Apartment, in der Luft, in dem schwefeligen Wasser, der Sonnenlosigkeit, dem Chaos und an Julians Chefattitüde hatte mich mürbe gemacht. Bevor ich durchdrehen würde, buchte ich mir für den 5. Februar einen Flug nach Hause.

»Übermorgen bin ich weg hier, ich kann nicht mehr«, sagte ich ihm.

Der Abschied war nicht mehr herzlich.

Es sollte das letzte Mal sein, dass wir uns persönlich sahen. Danach verlagerte sich unsere Kommunikation wieder vollständig in den Chat.

Zurück in Berlin

Vom Flughafen Schönefeld aus fuhr ich mit der S-Bahn direkt nach Mitte, zu dem roten Gästesofa im Keller des Chaos Computer Clubs. Dort übernachtete ich oft, wenn ich in Berlin zu Besuch war.

Ich ließ die Ohren hängen. Hätte ich in dem Moment gewusst, dass ich in wenigen Stunden die Frau kennenlernen würde, die ich ein paar Monate später heiraten sollte, ich wäre vielleicht nicht so am Boden zerstört gewesen. Es war auf jeden Fall immer wieder sehr nett von meinem Leben, dass es Glück und Unglück so dicht aufeinander folgen ließ.

Aber noch schlurfte ich traurig durch die Clubräume. Viel sonniger als in Island war es in Deutschland auch nicht. Auf die erwartungsvollen Fragen der anderen, wie es mir in Island und mit IMMI ergangen sei, winkte ich ab. »Ich bin müde.« Die anderen ließen mich in Ruhe. Die Gefahr, von jemandem genervt oder mit neugierigen Fragen gelöchert zu werden, war zum Glück gering.

Ich ging Richtung Friedrichstraße, um etwas zu essen zu kaufen. Obwohl ich das sehr selten tue, drehte ich mir einen Joint und versuchte mich zu entspannen. Zufällig landete ich wenig später im »Dada Falafel«, dem szenigen orientalischen Schnellrestaurant am Oranienburger Tor. Noch zufälliger traf ich dort Sven,

einen Bekannten, der in Begleitung einer Frau da war.

Sven stellte uns etwas gestelzt vor: »Das ist Daniel, Mr. WikiLeaks in Deutschland.« Dabei zeigte er auf mich. »Das ist Anke, die arbeitet für Microsoft.« Er deutete auf meine zukünftige Frau und fügte hinzu: »Die ist aber trotzdem ganz nett.« Ich biss in meinen Falafel und musterte Anke über den Matsch aus Krautsalat und Hummus hinweg. Coole Frau. Chic gekleidet, viel Wille zum eigenen Stil. Sehr selbstbewusstes Auftreten. Guter Humor.

Wir sollten den ganzen Abend lang reden. Unsere Umgebung verschwand immer weiter in den Hintergrund, das Essen wurde erst kalt und erstarnte dann zu festen Klebeformationen auf den Tellern. Irgendwann nahm uns jemand das Gedeck weg. Sie hätten um uns auch die komplette Inneneinrichtung auswechseln, neben unseren Füßen Feuerwerkskörper zünden oder 100-Dollar-Noten verschenken können, wir blieben versunken in das Gespräch.

Anke hatte damals kaum von WL gehört, wusste so gut wie nichts über Julian und mich. Sie befasste sich bei Microsoft mit Open-Government-Strategien. Also im Prinzip mit Transparenz von oben, während wir von unten kamen. Ich glaube, sie machte ziemlich gute Arbeit da.

Anke twitterte über alles, was ihr passierte. Und sie schrieb noch am selben Abend einen Tweet, dass sie »einen der WL-Founder im Dada Falafel kennengelernt« hätte und wie spannend wir uns unterhalten hätten.

Gegen halb zwei kehrte ich zurück in den Club. Mein Kopf war voller Gedanken, viele drehten sich um die Vergangenheit, einige aber auch um die Zukunft. Ich blieb lange wach. Immerhin war es ein gutes Gefühl, als ich dann in den Schlafsack kroch: Ich war nachts endlich mal wieder allein. Und ich dachte seit langem mal wieder an eine Frau. Ich fragte mich, ob ich Anke wohl auch gefiele. Seltsam. Ich schüttelte über mich selbst den Kopf. Wo war die ganze schlechte Laune hin? Ich kuschelte mich in mein Kissen und schlief ein. Ich glaube, ich lächelte im Schlaf.

Ich traf mich von da an fast jeden Tag mit Anke und erholte mich sehr schnell von dem Lagerkoller in Reykjavik.

Ich war ziemlich guter Laune, als ich mich das erste Mal nach vier Tagen wieder bei Julian meldete. Ich erzählte ihm sofort von diesem Glücksfund namens Anke. Seine erste Reaktion war: »Besorge dir Schmutz über sie.« Den würde ich später gebrauchen können, wenn es mit uns nicht mehr so gut liefe. Dann hätte ich was gegen sie in der Hand. Ich war fassungslos. Aber Anke lachte nur, als ich ihr den Chatausschnitt zeigte.

»Hey, tut mir leid, dass es so schwierig war mit mir die letzten Tage«, schrieb ich zurück. Ich habe nie Probleme damit, mich zu entschuldigen. Diesmal fiel es mir sogar besonders leicht. Zurück in Berlin konnte ich auf einmal sehen, dass ich in Island tatsächlich ein wenig aus der Spur gerutscht war.

Wenn ich mich jetzt daran erinnere, wie ich da im Flur des Fosshotels stand, nervös mit den Füßen tippte und innerlich fast explodierte, nur weil Julian uns mal wieder fünf Minuten warten ließ – jetzt, hier in Berlin, kam mir dieser isländische Daniel wie ein schlechter Zwilling von mir vor. Wie ein unausstehliches Nervenbündel. Diese Erkenntnis war ja im Grunde beruhigend. Viel schlimmer wäre es gewesen, wenn Julians Vorwürfe alle falsch gewesen wären.

Ich wollte unbedingt, dass alles wieder gut würde. Damals dachte ich nicht, dass Julians Urteil über mich für immer gültig sein sollte. Ich kann sehr hartnäckig sein. Wenn ich Menschen einmal ins Herz geschlossen habe, dann lasse ich mich nicht so schnell verschrecken.

»Wir können das jetzt nicht klären«, antwortete er.

»Später?«

»Vielleicht.«

Die sicherste Methode, Julian wütend zu machen, war die, dass in einem Artikel über WikiLeaks stand, »Daniel Schmitt« sei ein Gründer. Founder – er hatte große Angst, dass ich ihm diesen Titel streitig machen wollte. Seit WL abhob und es Geld, Ruhm und Prominenz gab, war es für ihn, der all das aufgebaut, erdacht und verteidigt hatte, anscheinend unzumutbar, diese Aufmerksamkeit mit einem dahergelaufenen Strolch aus Wiesbaden teilen zu müssen.

Ich kannte das Gefühl, dass meine Leistung und meine Ideen nicht anerkannt wurden, selbst gut genug. Ich

versuchte auch, Julians Sorgen zu verstehen. Aber sobald ich länger darüber nachdachte, gelang es mir auch schon nicht mehr.

Tatsächlich war ich bereits darauf gepolt, in jedem Gespräch mit Journalisten von alleine darauf zu sprechen zu kommen, dass ich einer der frühen Mitstreiter, aber kein Gründer war. Selbst wenn mich gar keiner danach gefragt hatte. Manchmal schon bevor man mir einen Stuhl angeboten hatte. Ich frage heute noch, Monate später, bei Journalisten nach, ob ich ihnen gegenüber jemals behauptet hätte, ein Gründer von WL gewesen zu sein. Ich habe immer gesagt »got in early and stuck around« – ich sei früh dazugekommen und dabeigeblichen.

Als ich Julian von Anke erzählte, fragte er mich gleich, ob das nicht die wäre, die den »WL-Founder« getroffen hätte. Die Vorstellung, dass ich mich vor einer Frau mit *seinem* WL gebrüstet hatte, muss ihn fast um den Schlaf gebracht haben. Vermutlich sah er mich großsprecherisch am Imbiss stehen, umringt von zehn Supermodels, wie ich eine WL-Angeber-Story nach der anderen zum Besten gab, und im Anschluss lagen mir die Frauen zu Füßen.

Ich glaube jedenfalls, niemand machte sich über den Begriff »Founder« so viele Gedanken wie der Founder selbst. Den meisten Journalisten war das völlig schnuppe. Ich hätte denen auch sagen können, dass ich der »Vize-Pressesprecher für besondere Fragen, Region Deutschland und Mitteleuropa« sei – die mussten ja irgendwas in ihren Artikel schreiben.

Julian erzählte sogar, meine Bekannten im Club würden schlecht über mich reden. Das ging so weit, dass ich daraufhin einige von ihnen nicht zu meiner Hochzeit einlud. Angeblich würden sie ihm raten, mich loszuwerden, weil ich in Deutschland so schlechte Pressearbeit mache, sagte er mir. Und dass ich Leute davon abhielte, sich bei WL zu engagieren, weil sie sich nicht mit mir und meiner anarchistischen Weltsicht identifizierten. Ich reagierte ziemlich empfindlich auf diese Lästereien.

Julian warf mir vor, meine größte Sorge sei, mir könnte einer vom Club den Job wegnehmen. Das war nun überhaupt nicht mein Problem. Das Gefühl, dass hinter meinem Rücken jemand Intrigen schmiedete, machte mir zu schaffen. Aber nicht, weil ich unbedingt der Sprecher von WL sein wollte und Angst vor Konkurrenz hatte, sondern weil ich nicht damit klargekommen wäre, wenn die Solidarität im Club auseinanderbräche. Plötzlich musste ich mich fragen, wie gut ich die anderen wirklich kannte.

Ich war lange kein Clubmitglied gewesen, ich zahlte auch keinen Vereinsbeitrag, sondern versuchte, mich auf andere Weise erkenntlich zu zeigen. Ich besorgte Hardware und half bei Veranstaltungen. Zum Club gehörte viel Vereinsmeierei, das war nichts für mich. Dennoch hatte ich ein schlechtes Gewissen dem Club gegenüber, zumal ich so oft auf dem roten Sofa übernachtete. Ich fragte nach, wie die anderen das sähen. Und die haben dann gesagt: »Du gehörst doch

schon lange zum Club.« Das war für mich eine große Ehre, fast ein kleiner Ritterschlag.

Dieser Club hat schon viele Reibereien durchgemacht, ich war ja nicht der Erste, der für seine Arbeit ein bisschen Aufmerksamkeit bekam. Viele Clubmitglieder vor mir haben schon weitaus Größeres geleistet. Und der Erfolg der einen konnte zu Missstimmungen bei den anderen führen, so was kommt in den besten Gruppen vor. Der Club hatte es jedoch geschafft, genau an diesen Konflikten nicht kaputtzugehen. Ein wichtiger Punkt dabei war, dass es hier nicht üblich war, auf den anderen neidisch zu sein oder anderen den Erfolg zu missgönnen. Die einzige Reaktion, mit der man rechnen durfte, war Neugier. Man fragte vielleicht auch einmal nach, ob man was helfen könne. Und dann kümmerte sich jeder wieder um seine eigenen Interessen.

Es hat mich mitunter Monate gekostet, die Leute, von denen Julian behauptet hatte, sie würden schlecht von mir denken, darauf anzusprechen und nachzufragen, ob wir die Probleme nicht aus der Welt schaffen könnten. Eine weitere Spinnerei dieser Art war, dass ich kurz davor stünde, von einem Geheimdienst abgeworben zu werden. Weil Menschen wie ich, die gerade extrem unter Stress stünden, für die Dienste leichte Opfer seien. Ich frage mich wirklich, welcher Geheimdienst ein Interesse an mir gehabt haben sollte und welchen Megajob man mir unterbreitet hätte. Kantinenchef? Archivar für Geheimdokumente? Solche Verschwörungstheorien waren wie aus einem schlechten Agententhiller

abgekupfert.

Schon kurz nachdem ich abgeflogen war, fing Julian an, die isländische Politik zu attackieren, nicht zuletzt das Justizministerium, mit dem wir eigentlich zusammenarbeiten wollten, um IMMI auf den Weg zu bringen.

Unser Twitter-Account war einmal ein neutraler Weg gewesen, um unsere Follower über Neuigkeiten und Artikel zu WL zu informieren. Wir wiesen auch auf kritische Texte hin, das entsprach unserem Selbstverständnis. Doch der Account verwandelte sich immer mehr zu einem »Was Julian Assange so denkt«-Kanal. Julian sprach bald von »seinen« Followern und »seinem« Account. Keinesfalls durfte man die Tweets kritisieren. Mal verunglimpfte er irgendwelche Journalisten als Vollidioten, bei späterer Gelegenheit schrieb er unangefragt, er hätte grad keine Zeit für Interviewanfragen – und zwar an einen Verteiler von 350 000 Empfängern.

Einmal hat er über einen Artikel des amerikanischen Enthüllungsmagazins *Mother Jones* via Tweet geschimpft. Später saß der Autor in der WL-Pressekonferenz zum Afghanistan-Leak und nutzte die Gelegenheit, einmal nachzufragen, was denn an besagtem Artikel nun so schlecht gewesen sei. Julian antwortete sinngemäß: »Ich habe gerade keine Zeit, das Stück Scheiße auch noch auseinanderzureißen.« Damals ärgerte es ihn vor allem, dass Journalisten unwissenschaftlich arbeiteten und nicht

auf der Grundlage von Primärquellen, wie es eigentlich zu einer seriösen Arbeitsweise gehört. Aber auch er hatte nicht immer Belege für seine Geschichten. Etwa wenn es darum ging, dass er mal wieder verfolgt worden war.

Ich habe nie verstanden, woher bei Julian diese Obsession für das Verfolgtwerden kam. Es war fast so, als könnte er sich der Bedeutsamkeit seines eigenen Widerstandes erst dadurch versichern, dass man ihn zum Staatsfeind Nummer eins deklariert hatte. In Island hat er sich das Solschenizyn-Buch »First Circle« gekauft. Als er den Band in einem Antiquariat entdeckte, entlockte ihm der Fund ein glückliches Lächeln. Solschenizyn ist klassische Lektüre der anarchistischen Szene, war aber für Julian ganz besonders bedeutsam. Er identifizierte sich mit dem russischen Schriftsteller, der lange Zeit in einem Gulag verbracht und später in der Verbannung der kasachischen Einöde gelebt hatte.

Julian sah viele Gemeinsamkeiten zwischen seinem Leben und dem des studierten Mathematikers und Philosophen. Der spätere Literaturnobelpreisträger war verhaftet worden, weil er in Briefen an einen Freund Kritik an Stalin geäußert hatte. Es gab einen alten Blogeintrag von Julian dazu. Darin schrieb er, »der Moment der Wahrheit« trete erst dann wirklich ein, »wenn sie dich verschleppen«. Der 2006 geschriebene Eintrag mit dem Titel »Jackboots« ist voll heroischer Romantik. Julian schreibt darin von Wissenschaftlern in

stalinistischen Arbeitslagern und wie nah die darin beschriebenen Erfahrungen seinem eigenen Leben kämen. Die wahre Überzeugung sei erst dann erreicht, »wenn sie mit ihren Kampfstiefeln deine Tür eintreten und dich holen kommen«.

Immer wieder warf er der isländischen Polizei vor, ihn zu überwachen. Auf einem Flug zu einer Konferenz in Oslo sei er außerdem von zwei Mitarbeitern des amerikanischen *State Departments* verfolgt worden. Er hätte eindeutige Beweise, dass sie mit ihm im Flugzeug gesessen hätten. Das erzählte er unseren – nein, sorry, seinen – Twitter-Followern. Auch das Hotel werde überwacht, glaubte Julian.

Es tat der Spannung vor unseren Leaks sicherlich keinen Abbruch, dass er diese Aura ständiger Bedrohung zu erzeugen vermochte. Wir brauchten definitiv keine Marketingabteilung.

Das Collateral-Murder-Video

Noch in Island begannen Julian und die anderen am *Collateral-Murder-Video* zu arbeiten. Vor Ort daran beteiligt waren Birgitta, Rop und zwei, drei Isländer, die uns vor allem technisch zuarbeiteten. Die Techies und ich saßen zu Hause an unseren Rechnern. Die anderen mieteten ein altes Haus am Stadtrand von Reykjavik, schlossen sich ein, zogen die Vorhänge zu und präparierten das Video.

In dieser Zeit kamen zwei neue Mitstreiter zu WikiLeaks: die isländischen Journalisten Kristinn Hrafnssohn und Ingi Ragnar Ingason. Kristinn und Ingi hatten sicherlich auch Einfluss darauf, dass unser nächster Release so journalistisch ausfiel. Beide kamen aus der Fernsehbranche, Ingi war Filmemacher. Sie begeisterten Julian dafür, das Videomaterial wie einen eigenen Filmbeitrag aufzuziehen.

Kristinn hat schnell erfasst, was WL für ihn als Journalisten bedeuten könnte. Heute ist er der neue Sprecher von WL. Ich glaube, er war es, der Ingi mitbrachte. Und wenig später auch den 17-jährigen Jungen, der diesen seltsamen Julian-Hilfsarbeiter-Status erlangen sollte, den ich nie so ganz durchschaut habe. Julian berief sich später bei vielen Vorwürfen, die er mir machte, auf Kristinn: »Kristinn kann bestätigen, dass du

die anderen aufgehetzt hast, Kristinn dies, Kristinn das.«

Dass ich nicht nach Island zurückfahren wollte und sollte, war eine unausgesprochene Sache. Ich spürte, dass Julian mich nicht dabeihaben wollte, und fragte auch nicht danach. Ich konnte problemlos von Berlin aus für WL arbeiten. Und nun hatte ich auch einen guten Grund, in Berlin bleiben zu wollen: Anke. Wir hatten schnell gemerkt, dass wir füreinander geschaffen waren. Wir teilten dieselben Werte, wollten beide die Welt verbessern und begegneten uns auf Augenhöhe.

Derweil blieb weiter ungeklärt, wie es zwischen Julian und mir weitergehen würde. Ich bemühte mich um ein Gespräch, er blockte ab. Wir trafen uns seitdem nur noch im Chat, obwohl viele sagten, wir hätten uns einfach mal wieder sehen müssen, um unser Verhältnis geradezurücken. Unsere Gespräche wurden immer verrückter. Anfang Mai unternahm ich einen meiner vielen Anläufe, zu verstehen, was er mir vorwarf. Hier der Auszug aus dem Original-Chat.*

D: i need to understand what we can do to get back to a level of mutual trust j

D: whenever you have a minute to talk about this, let me know

D: just need a constructive conversation

J: i don't know where to start. and if I had to explain it, what would be the point?

D: the point would be that we want to keep going?

D: and i still think i am one of the few persons

you can trust, like really trust

D: and there are not too many of these around

D: for what the last 3 years have been worth, it should be worth it

J: pathological liars always have great faith in their own honnesty, that is what helps them lie

D: why do you think i am a liar?

D: i cant recall i ever lied to you, ever

D: i feel like you are listening to lies others tell

D: and dont even bother to ask me about it

D: i on such a fundamental level dont get why you would think i am a liar

D: boy, thats so way beyond what i even imagined

J: you have fucked up in so many ways and you want me to enumerate them. but what is the point if you can't see things things for yourself?

J: I want you to work it out yourself.

D: because i challenge that list

D: i cant work it out myself, because at least half of it is not even true

D: its stuff that has never happened and you think it did

D: so how would i be able to work it out?

J: These are direct observations. Not 3rd hand information.

D: then i get it even less

J: I already gave you a giant list of why I was pissed off at you six weeks ago.

D: that list that included that my suit is well

pressed most of the time?

D: i really dont get it⁹

Die Liste, mein Gott, es war so verrückt. Julian hatte mir eine Liste mit all meinen vermeintlichen Verfehlungen zusammengestellt. Auf ihr fand sich zum Beispiel der Vorwurf, dass meine Anzughosen immer eine perfekte Bügelfalte gehabt hätten. Dabei zogen wir vielleicht einmal alle drei Monate ordentliche Sachen an. Ich war der Überzeugung, dass wir bei manchen Terminen in konservativer Kleidung mehr erreichten als in unserer Schluffi-Montur. Seriös im Auftreten, subversiv in der Sache – das war meine Haltung.

Julian trägt seit einiger Zeit bei seinen Auftritten selbst Anzüge – Anzüge mit perfekter Bügelfalte. Ich fand das richtig. Es gibt zu dem Thema ein schönes Zitat von Daniel Ellsberg – einem berühmten Whistleblower, der 1971 geheime Pentagon-Papiere über den Vietnamkrieg an die Medien weitergab: »Wenn man verhaftet wird, sollte man einen Anzug tragen.« Und damit war nicht nur gemeint, dass man auf den Verhaftungsfotos stilvoll aussehen sollte. Sondern vor allem wegen des Effekts, wenn andere Leute sahen: Gute Kleidung schützt vor Strafe nicht.

Ein anderer Vorwurf war der, dass mein Name auf dem Klingelschild stand, seit ich zu Anke gezogen war. Das war für Julian ein echter Aufreger. Ich habe mich gefragt, was es damit auf sich hatte. Er warf mir vor, meine eigene Sicherheit zu gefährden. Aber ich hatte

auch schon vor meinem Einzug in Ankes Wohnung ein Klingelschild an der Tür gehabt. Übrigens auch in Wiesbaden. Julian hatte dort zwei Monate lang mit mir gewohnt.

Und außerdem habe ich schon immer, egal wo ich wohnte, alle alten Schlösser gegen neue, bessere ausgetauscht. Meine Haustür könnte man sicher nicht so einfach aufbrechen. Und ich würde immerhin sofort bemerken, wenn sich jemand Zugang zu meiner Wohnung verschafft hätte. Ich hatte neuerdings auch eine Bahncard 100, also ein Ticket, mit dem ich ein Jahr lang so viel Zug fahren konnte, wie ich wollte. Die 3800 Euro dafür kamen aus dem ständig wachsenden Vermögen bei der Wau Holland Stiftung. Ich setzte mich einfach in den Zug, ohne Kreditkarten-Daten zu hinterlassen, die meine Reiseroute nachvollziehbar gemacht hätten. Ich lebte insgesamt also viel sicherer als je zuvor.

Julian hatte ja lange keinen festen Wohnsitz, lebte hier und dort und schlüpfte immer irgendwo unter. Schon als Kind ist er wohl ständig umgezogen. Seine Mutter befand sich lange auf der Flucht vor seinem Vater, der Mitglied einer australischen New-Age-Sekte war.

Wie es sich anfühlte, ohne festes Zuhause zu sein, hatte ich selbst im vergangenen Jahr erfahren können. Ich hatte im Juli 2009 meine Wohnung in Wiesbaden aufgegeben und war daraufhin sieben Monate lang ohne festen Wohnsitz gewesen, eigentlich bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich Anke kennenlernte. Vielleicht hatte ich zuerst sogar angenommen, es könnte reizvoll sein,

Julians Lifestyle zu teilen. Und anfangs war es tatsächlich ein interessantes Gefühl, so ganz ohne Ballast. Mit »anfangs« meine ich ungefähr den ersten Monat.

Ich fing schnell an, es zu hassen. Am meisten fehlte mir meine Küche, in der ich meine Vorräte und Gewürze und Lebensmittel hatte, in der meine Ordnung herrschte und wo ich kochen konnte, wann immer ich Hunger hatte.

Meine Möbel – immerhin zwei Kleinbus-Ladungen voll, ein halber davon allein für meine gut ausgerüstete Küche und einer für meine Hardware – lagerten bei meinen Eltern. Ich wollte mir in Berlin etwas suchen. Aber ich kam nicht dazu, mir Wohnungen anzusehen. Ich war immer mit einem riesigen Rucksack unterwegs, auf Konferenzen in billigen Pensionen untergebracht oder übernachtete bei Freunden.

Als ich Anke in Berlin kennenlernte, war uns schon nach einer Woche klar, dass ich bei ihr einziehen würde. Ich glaube, als sie später das rote Sofa im Keller des Clubs gesehen hat, auf dem ich die längste Zeit gehaust hatte, war sie sehr erleichtert, mir das angeboten zu haben. Ankes Wohnung war groß, gemütlich, es gab diese Kissenecke im Wohnzimmer, und die Küche war ein Geschenk für meine ausgehungerte Nomadenseele. Gut möglich, dass Julian viel mehr Nomade war als ich und dass ihm das alles gar nichts ausmachte. Ich hätte nach meiner Zeit auf dem roten Sofa im Club aber gut verstanden, wenn dem nicht so gewesen wäre.

Ich wurde dann übriqens auch Vater. Mein neuer Sohn

hieß Jacob und war zehn Jahre alt. Man mag es mir glauben oder nicht, wir verstanden uns von Sekunde null an. Von meiner glücklichen neuen Home-Base aus arbeitete ich mit frischer Kraft weiter am Projekt.

Im Chat ging es damals zunächst sehr ruhig zu. Die anderen hatten mit der Vorbereitung des Videos offensichtlich viel zu tun, so dass sich keiner mehr im Chat verausgabte. Doch wenig später brachen die ersten Debatten aus, dabei ging es vor allem um die Medienstrategie und um Spendengelder.

Julian behauptete kurz nach dem Leak, dass die Arbeit an *Collateral Murder* 50 000 Dollar gekostet hätte. Diesen Betrag wollte er durch Spenden wieder hereinbekommen. Er behauptete auch, dass er viel Arbeit damit hatte, das Videomaterial zu entschlüsseln. Ich weiß, dass das nicht so ganz stimmte. Hin und wieder bekamen wir verschlüsselte Filme, aber bei diesem Video hatte das Passwort beigelegt. Die Datei musste nur ein bisschen hochgerechnet werden, um die Bildqualität zu verbessern, und selbst das haben zum großen Teil freiwillige Helfer für uns erledigt. Im Grunde musste Julian zu dem Zeitpunkt nicht viel mehr als die Miete für das Haus und seinen eigenen Flug bezahlen. Die Rechenkapazität für die Server wurde uns auch von Freiwilligen zur Verfügung gestellt.

Ingi und Kristinn, die Julian in den Irak geschickt hatte, um dort mit Augenzeugen zu sprechen und Hintergründe

zu recherchieren, meldeten sich später bei mir und bat mich um die Erstattung ihrer Flugkosten nach Bagdad. Sie hätten das Geld dafür ausgelegt, und Julian hätte ihnen eigentlich versprochen, die Kosten zu erstatten.

So könnten wir in Island zum Beispiel eine eigene Stiftung gründen, um das Geld dafür im Nachhinein zusammenzubekommen. Julian hatte offenkundig entdeckt, dass Spenden für WL ein Businessmodell waren, über das sich jederzeit erhebliche Summen organisieren ließen.

Ich bat dann bei der Wau Holland Stiftung um eine Auslage für die beiden Isländer und gab ihnen das Geld zurück.

Im Zusammenhang mit dem *Collateral-Murder*-Video tauchte auch zum ersten Mal die Frage nach den Rechten an unseren Publikationen auf. Fernsehsender riefen bei uns an und fragten, ob sie das Video übernehmen könnten, ob es auch in höherer Auflösung zur Verfügung stünde und wie teuer es wäre. Wir einigten uns darauf, dass sie dafür Geld spendeten oder, wenn etwa wie beim ZDF die Statuten das nicht zuließen, uns stattdessen für unsere Interviews Honorare zahlten. Insgesamt hatten die ganzen Geldgeschichten um das Video einen unangenehmen Beigeschmack, das empfand nicht nur ich so. Doch Diskussionen mit mir und den anderen bügelte Julian immer ab und sagte, wir sollten seine Position in diesen schwierigen Zeiten nicht anzweifeln: »Do not challenge leadership in times of crisis.«

Julian flog nach Washington in den *National Press Club*, um eine Pressekonferenz für das *Collateral-Murder*-Video zu geben, in Begleitung von Rop. Er verließ den gemeinsamen Chat kurz vor seinem Abflug mit den Worten: »Jetzt beende ich mal einen Krieg.«

Vermutlich hätte man darauf antworten müssen: »Ja, bis später dann. Soll ich dir noch ein paar Butterstullen einpacken?« Ich bin ja Optimist und halte nichts von falscher Bescheidenheit. Aber diese Ansage war ein bisschen über dem Limit.

Später war auch mal die Rede davon, dass wir den Friedensnobelpreis bekommen könnten. Der Architekt hatte das mir gegenüber erwähnt, Julian hätte es ihm so gesagt. Ich war erstaunt.

»Es besteht eine Chance, dass wir den Friedensnobelpreis kriegen«, sagte mir auch Julian. Später entdeckte ich in unserem Mail-Eingang eine Nachricht von einem schwedischen Unterstützer, der uns schrieb, er kenne zwei Universitätsprofessoren, die Kandidaten für den Nobelpreis nominieren könnten. Er würde die fragen, ob sie nicht WL für die Nominierungsliste vorschlagen wollten. Das war ungefähr so eine Qualität von Geschichte wie die vom Hund der Tante des Bekannten vom Nachbarn des Bruders. Natürlich standen wir nicht wirklich kurz davor, in die Fußstapfen von Martin Luther King, Mutter Teresa und Barack Obama zu treten.

Ich habe mich von Berlin aus um die Einladungen, den Raum und den Live-Stream für die Pressekonferenz zum

Collateral-Murder-Video in Washington gekümmert. Wenn es darauf ankam, funktionierten wir als Team immer noch gut. Oder umgekehrt gesagt: Drei Tage vor dem Termin war in Washington so gut wie nichts vernünftig organisiert. Hätte ich das nicht gemacht, Julian hätte mit den Journalisten im Flur des *National Press Club* reden können, oder vor der Haustür. Wenn überhaupt jemand von dem Termin erfahren hätte.

Anke und ich beschlossen zu heiraten, und Julian war der Erste, der davon erfuhr. Das war im März 2010. Julian und ich mochten zwar gerade in einer schwierigen Phase sein, aber er war noch immer einer der wichtigsten Menschen für mich. Als wir uns für einen Termin entschieden hatten, sagte ich ihm, wie sehr ich mich freuen würde, wenn er käme. Er antwortete nicht darauf. Wir hatten damals über die Geldstreitigkeiten und die Frage nach der künftigen Ausrichtung von WL bereits ziemlich große Konflikte, es waren ein paar harte Worte im Chat gefallen. Ich habe das Thema danach nie wieder angesprochen. Ich wollte mir nicht die Blöße geben, mir von ihm eine Absage einzuhandeln. Tatsächlich hätte ich mir nichts mehr gewünscht, als Julian dabeizuhaben.

Kurz vor der Hochzeit veranstaltete er ein riesiges Theater, warum ich ihn nicht eingeladen hätte. Ich hatte ihn als Allerersten eingeladen!

»Ich habe nie eine schriftliche Einladung bekommen«, beklagte er sich.

»Wo zur Hölle hätte ich die hinschicken sollen«, fragte

ich zurück. Abgesehen davon hatten wir überhaupt keine Einladungskarten drucken lassen.

Am 5. April ging das *Collateral-Murder*-Video online. Es wurde allein auf YouTube über zehn Millionen Mal abgerufen. Es zeigte aus dem Blickwinkel der Bordkanone eines Militär-Hubschraubers, wie amerikanische Soldaten auf irakische Zivilisten schossen. Dabei wurden auch zwei Reporter von Reuters getötet. Dieses Video war unser endgültiger Durchbruch. Danach kannte so gut wie jeder unsere Website.

Die Nachrichtenagentur Reuters hatte jahrelang vergeblich versucht, das Video von den Amerikanern zu bekommen. Die Soldaten schossen auch auf die Zivilisten, die den beiden Journalisten und anderen Opfern von einem vorbeifahrenden Kleinbus aus zu Hilfe geeilt waren. Ihre zynischen Kommentare dabei sorgten weltweit für Empörung – und für ein realistischeres Bild von einem vermeintlich sauberen Krieg.

Der Titel »*Collateral Murder*« mag aus literarischer Sicht eine gute Schöpfung gewesen sein. Allerdings mussten wir uns im Nachhinein viel Kritik anhören. Wir hätten unsere neutrale Position verlassen. Weil wir ein eigenes Video aus dem Rohmaterial geschnitten und mit Untertiteln zum Wortlaut und zum Funkverkehr unterlegt hätten, seien wir selbst zu Manipulatoren der öffentlichen Meinung geworden. Vor allem der Titel des Videos und das Orwell-Zitat daneben – »Political language is

designed to make lies sound truthful and murder respectable, and to give the appearance of solidity to pure wind¹⁰ – waren Stein des Anstoßes. Tatsächlich waren das genau die Fragen, über die wir immerzu diskutiert haben: Wie weit mussten wir in der Bearbeitung des Materials gehen, um seine Wirkung zu gewährleisten? Waren diese Vorwürfe ein akzeptabler Preis dafür, mit einem Leak so viel Aufmerksamkeit zu erzielen? Was war die Aufgabe von Journalisten, und welche Rolle spielten wir?

Wir hatten die Website mit dem bearbeiteten Video ganz bewusst ein bisschen von WL weggerückt, um zu verdeutlichen, dass es kein Originalmaterial war. Wir schufen mit collateralmurder.com eine eigene Domain. Als Rohmaterial hätten die Filmsequenzen weitaus weniger Wirksamkeit entwickelt, so viel steht fest.

Aus meiner Sicht war das dennoch der falsche Weg.

Wir experimentierten permanent mit unserer Rolle, machten dabei auch Fehler und lernten daraus. Solange man offen mit Fehlern umgeht, ist das in Ordnung, denke ich.

* Tipp- und sonstige Fehler stammen aus dem Original.

Die Verhaftung von Bradley Manning

Die nächste Lektion, die wir zu lernen hatten, war sehr, sehr unerfreulich: Im Mai 2010 wurde der amerikanische *Intelligence Analyst* Bradley Manning verhaftet. In einem Chat hatte eine Person, die von den amerikanischen Behörden für Bradley Manning gehalten wurde, dem ehemaligen Hacker Adrian Lamo gegenüber behauptet, geheime Militärdokumente an uns weitergegeben zu haben. Lamo hatte daraufhin die Behörden informiert. Zu dem Material, das diese Person angeblich von Servern des US-Militärs gezogen hatte, sollen Videoaufnahmen gehört haben, die wir für das *Collateral-Murder*-Video verwendet hatten, und die Depeschen der amerikanischen Botschafter, die *Cables*.

Wir erfuhren aus den Nachrichten von der Verhaftung Mannings. Ich saß gerade an meinem Rechner, als die ersten Meldungen dazu in Online-Medien auftauchten. Es war der schlimmste Moment in der Geschichte von WikiLeaks.

Der ehemals im Irak stationierte Manning sitzt in den USA im Gefängnis. In dem amerikanischen Online-Magazin *salon.com* berichtete Glenn Greenwald im Dezember 2010, dass er dort sehr schlecht behandelt wird, nicht einmal Kissen und Bettzeug bekommt. Er wird

24 Stunden am Tag bewacht, 23 Stunden davon in Isolationshaft. Er darf nicht einmal Liegestütze machen. Ein eigens für ihn abgestellter Wachmann passt auf, dass er sich daran hält.

Unter anderem plädierte der republikanische Kongressabgeordnete Mike Rogers dafür, Manning zum Tode zu verurteilen. Der Staatsanwalt hat mindestens 52 Jahre Haft gefordert. Uns war sofort klar, dass die USA die Chance, an Manning ein Exempel zu statuieren, kaum vorbeiziehen lassen würden. Wer auch immer uns als Nächstes Material anbieten wollte, er würde dabei an Manning und an die Konsequenzen denken, die ihn erwarteten.

Als wir von Mannings Verhaftung erfuhren, kommunizierten wir, dass wir ihm in seiner Situation jede erdenkliche Unterstützung zukommen lassen wollten, sei es mit Geld, sei es mit Anwälten oder indem wir die Öffentlichkeit zu seinen Gunsten mobilisierten.

Wir konnten und wollten ja selbst nicht wissen, wer unsere Quellen waren. Das war Teil des Sicherheitskonzepts. Wir baten die Whistleblower lediglich um eine Begründung, weshalb das Material ihrer Meinung nach einer Veröffentlichung wert sei. Wir wollten damit unter anderem ausschließen, dass unsere Plattform zu persönlichen Rachefeldzügen missbraucht wurde.

Diese Begründungen fielen stets sehr individuell aus: Unsere Quellen konnten zum Beispiel frustrierte Angestellte, verprellte Wettbewerber oder auch moralisch

motivierte Menschen sein – das Spektrum war groß. Wir sorgten dafür, dass sich die Informanten mit ihren Beschreibungstexten nicht selbst in Gefahr brachten. Ihr Schutz hatte oberste Priorität. Jedenfalls sollte das so sein – ob wir später in dieser Hinsicht alles richtig gemacht haben, steht auf einem anderen Blatt. Vor sich selber konnten wir die Informanten indes nicht schützen.

Das erste Mal begriffen wir die sozialen Defizite unseres Projekts. So gut wir auf unterschiedliche Krisenszenarien vorbereitet waren und wie viel wir auch immer darüber sprachen, dass wir uns selbst mit Cryptophonen oder stabilen Haustürschlössern absichern müssten – diesen Punkt hatten wir nicht ausreichend bedacht. WikiLeaks verteilte Anerkennung und Risiko höchst ungleich: Während wir uns halbwegs gefahrlos im Blitzlichtgewitter des öffentlichen Interesses sonnten, gingen unsere Quellen leer aus, was den Ruhm betraf. Dafür trugen sie das weitaus größere Risiko. Ohne ihre Zivilcourage und ohne diebrisanten Dokumente, die sie heimlich kopierten und auf unserer Plattform ablegten, hätten wir ja der Öffentlichkeit niemals derartig spannende Einblicke ermöglichen können.

Es hatte in der Geschichte von WL schon einen Fall gegeben, lange vor Manning, lange nicht sobrisant, in dem eine angebliche Quelle beinahe als solche identifiziert worden war. Da ging es um Studentenverbindungen in den USA.

Diese Bruderschaften waren so etwas wie ein Running

Gag bei WL, ihre geheimen Ritualhandbücher gingen regelmäßig bei uns ein. Am Ende hätten wir mit Kappa Sigma, Alpha Chi Sigma, Alpha Phi Alpha, Alpha Kappa Alpha, Pi Kappa Alpha, Sigma Chi, Sigma Alpha, Epsilon, Sigma Phi Epsilon und wie diese Vereinigungen alle hießen, ein ganzes Bücherregal füllen können.

Diese Bücher enthielten unter anderem die Initiationsrituale, mit denen neue Mitglieder schikaniert wurden – was sogar schon einmal mit Verletzungen oder gar dem Tod eines Neumitglieds endete –, genauso wie die geheimen Codes, Zeichen und Lieder dieser Grüppchen. Das reichte von Altären, auf denen ein Totenschädel, eine Bibel und zwei Knochen gekreuzt werden mussten, über bestimmte Flaggen, die rechts und links an den Fenstern aufzuhängen waren, bis hin zu der Liste einer Chemiker-Bruderschaft, die vorschrieb, was der Neuling zu seinem Initiationsritual mitzubringen hätte. Darauf standen etliche Substanzen, die der neue Bruder vermutlich aus dem Chemicelabor seiner Universität entwenden musste, um damit einen gefährlichen Zauber zu entfachen. Ganz unten auf der Liste stand dann noch: »und ein Feuerlöscher«. Sicherheitsbewusst waren die Brüder ja.

Wir fragten uns natürlich, ob diese Bruderschaften überhaupt relevant genug wären, um ihre Handbücher zu veröffentlichen, und befanden schließlich, dass jedes Neumitglied ein Recht hätte, zu erfahren, worauf es sich einließ, und deshalb publizierten wir sie. Und weil wir einmal damit angefangen hatten, mussten wir alle

Bücher, die später noch eingingen, natürlich auch veröffentlichen.

Das trug uns viel Hass ein. Die Mitglieder von Alphagamma-Irgendwas tauchten regelmäßig bei uns im Chat auf. Wir entwickelten bald ein Gefühl dafür, sie schon an ihrem ersten Satz zu identifizieren.

Das Gespräch verlief dann in etwa so:

»Echt tolle Sache hier.«

Pause.

»Wirklich, finde ich total gut, was ihr macht.«

Und dann folgte ein Satz wie: »Ich habe da mal eine Frage bezüglich einer Veröffentlichung ...«

Wir antworteten manchmal direkt: »Sag mal, kommst du auch von so einer Bruderschaft?«

Einer von ihnen hatte uns ein Handbuch übermittelt, das war Seite für Seite mit einer Digitalkamera abfotografiert. Auf der ersten Seite eines jeden Handbuchs stand eine Nummer, anhand derer man die Universität zuordnen konnte, in der dieses Buch hinterlegt war. Und es gab jeweils eine Person, die dafür zu sorgen hatte, dass dieses Buch geheim bliebe. Diese Nummer hatte die Quelle geschwärzt, um sich nicht selbst zu verraten. Die hochaufgelösten Fotos hatten wir in PDFs umgewandelt und publiziert. Irgendwer hatte die Originalfotos auch in einem Forum hochgeladen, wo die Verbindungsbrüder sie leider entdeckten. Auf den Fotos fiel es nicht schwer, die geschwärzte Nummer von der Rückseite der abfotografierten Seite herauszulesen. Damit war klar, von welcher Universität der Geheimnisverräter

stammte.

Die aufgebrachten Brüder fingen an, Bilder zu suchen, die auf Uni-Servern oder in Communities derselben Hochschule lagen, und die Bilder mit den Metadaten der Fotos des Ritualbuches zu vergleichen. So konnten sie den Kamerabesitzer und wenig später auch den vermeintlichen Übeltäter ermitteln. Das hätte für diese Person ziemlich böse Konsequenzen haben können, solche Bruderschaften lassen sich normalerweise alles urheberrechtlich schützen: jedes Lied und jedes kleinste Abzeichen. Nur die geheimen Rituale nicht, und das war das Glück für den Beschuldigten: Weil die Verbindungen anscheinend derart besorgt waren, dass ihnen jemand ihr Geheimnis rauben könnte, zeigten sie das Handbuch nicht einmal dem Copyright-Büro.

Dass wir ihre Geheimnisse lüfteten, stürzte unsere treuen Chat-Gäste in tiefes Unglück. Als ihnen klar wurde, dass wir überhaupt nicht daran dachten, die Bücher wieder von der Seite zu nehmen, reagierten sie teilweise mit Wut, viel öfter aber mit Gejammer. Ich habe mich gelegentlich im Chat mit ihnen unterhalten. Sie erzählten mir, dass ihnen nichts im Leben so viel bedeutet wie ihre Bruderschaft. Da halfen auch meine väterlichen Ratschläge wie »Warte doch mal zehn Jahre, dann wirst du vielleicht anders darüber denken« nichts. Nachdem ihre geheimen Rituale und Zeichen im Netz bekannt waren, konnten sie nicht mehr sicher sein, dass es kein falscher Bruder war, der sich bei ihrem nächsten Treffen einschlich.

Die Lust der Menschen, Geheimnisse zu haben und sie nur mit einem exklusiven Kreis von Menschen zu teilen, das Bedürfnis, andere dadurch auszuschließen, ist kein unerheblicher Grund für die Existenz von Geheimnissen überhaupt. Das war an diesen Bruderschaften sehr plastisch nachzuvollziehen.

Wenn es stimmt, dass es ein Mensch in der Situation eines Bradley Manning gewesen ist, der das filmische Rohmaterial zum späteren *Collateral-Murder*-Video bei uns hochlud, dann hätte ich sein Verhalten sogar gut verstanden.

Manning war ein junger Mann in den Zwanzigern, ein Mensch, der isoliert von den üblichen sozialen Bezügen im Irak festsaß, vermutlich umgeben von Soldaten, die eine komplett andere Einstellung zum Kriegseinsatz hatten als er. Er hätte das Bedürfnis gehabt, mit jemandem darüber zu reden, hätte er sich diese Dokumente verschafft.

Ich hätte es fast unmenschlich gefunden, zu erwarten, dass jemand ein solches Wissen für sich behielte. Wahrscheinlich meldeten sich die meisten unserer Quellen nur deshalb bei uns, weil sie ihr Wissen mit einem anderen Menschen teilen mussten.

Ich habe durch meine Arbeit bei WL gelernt, dass es echte Geheimnisse so gut wie gar nicht gibt. Wenn ein Satz schon anfängt mit den Worten: »Ich erzähle dir das nur, wenn du mir versprichst, es niemandem weiterzuerzählen, wirklich niemandem, hörst du?«, dann

war bereits klar, dass dieses Versprechen mit den gleichen Worten wieder gebrochen werden würde und dass eine solche Einleitung höchstens verhinderte, dass sich eine Sache sehr schnell verbreitete, aber nicht, dass sie überhaupt die Runde mache. Und selbst wenn der beste Freund oder der Ehepartner die Einzigen waren, die von einem Geheimnis erfuhren – spätestens wenn es zu Streitereien kam, drohte dem Geheimnis auch hier Verrat.

Wer auch immer diese Unterlagen kopiert hatte, war ein großes Risiko eingegangen. Möglicherweise war dem Whistleblower zu dem Zeitpunkt das ganze Ausmaß nicht einmal bewusst gewesen. Vielleicht hatte er geahnt, dass er etwas Verbotenes tat, aber nicht, was ihm dafür drohte, und vermutlich wurde er von dem Gefühl angetrieben, das moralisch Richtige zu tun. Wem auch immer wir das Material verdankten: Es hätte eines Menschen bedurft, der diese Person eindringlich und immer wieder daran erinnert hätte, dass er mit NIEMANDEM darüber sprechen durfte.

Wir haben über technische Lösungen dafür nachgedacht. Wir überlegten, ob man eine Art Token generieren könnte, einen Code, den nur derjenige kennt, der ein konkretes Material übermittelt hatte. Und dieses Token könnte verknüpft sein mit einer Prämie, sobald der Fall verjährt wäre. Die Quelle könnte dann vielleicht zwanzig Jahre später ein T-Shirt bekommen, oder wer weiß, vielleicht sogar ein paar Unterhosen, die sie als Auszeichnung unter der normalen Kleidung tragen

Könnte, mit einem Aufdruck von WikiLeaks.

Nicht nur einmal hätten wir uns ein Feedback-System gewünscht, klar. Wir haben sogar über einen echten Rückkanal nachgedacht. Eigentlich besteht ja nun die Konstruktion und auch ein beträchtliches Maß der Sicherheit bei WL darin, dass es absolut keine Möglichkeit gibt, die Quelle ausfindig zu machen. Auf der anderen Seite wäre das auch für Journalisten sehr hilfreich gewesen. Aber das war schon viel zu weit gedacht, denn würde man erst die Journalisten auf eine Quelle loslassen, könnte man sie wohl überhaupt nicht mehr vor sich selbst beschützen.

Aus meiner Erfahrung würde ich keinem Whistleblower raten, sich mit seinem digitalen Geheimdokument an die traditionelle Presse zu wenden. Auch wenn es dort einen persönlichen Ansprechpartner und vielleicht sogar eine eigene kleine Kasse für solches Material gibt.

Die garantierte Anonymität der Quelle war ja der große Vorteil von WikiLeaks gegenüber allen klassischen Formen des Enthüllungsjournalismus. Während in den meisten Ländern der Welt kein Journalist seiner Quelle ernsthaft versichern kann, dass sein Name vor den Ermittlungsbehörden mit ihren Erzwingungsmethoden und Rechtsmitteln sicher wäre, sicherte WikiLeaks durch die technische und juristische Konstruktion, dass Whistleblower tatsächlich anonym blieben und nicht zu einer Aussage gezwungen werden konnten. Aber die rechtliche Sicherheit ist nur ein Teil des Problems. Im Laufe unserer Arbeit stellten wir immer wieder fest, wie

naiv die meisten Journalisten mit Kommunikationsmitteln umgingen. Sensible Dokumente sind auf den Computern der meisten Journalisten alles andere als sicher.

Wann wäre ein Dokument so gefährlich, dass wir es nicht mehr publizieren könnten? Darüber haben wir nicht zuletzt im Zusammenhang mit den diplomatischen Depeschen viel diskutiert. Nachdem Manning verhaftet worden war, stellte sich die Frage noch einmal anders. Wann wäre ein Dokument so gefährlich für die Quelle, dass wir es nicht mehr publizieren dürften?

Theoretisch tritt diese Frage allerdings bei jeder Veröffentlichung auf. Was zum Beispiel sollten wir machen, wenn eine Quelle uns drei Tage später kontaktierte und uns bat, die Dokumente doch wieder zu löschen? Sollte nicht immer die Quelle das letzte Wort haben?

Wir hatten über diesen Fall schon einmal diskutiert im Zusammenhang mit einem Leak, der Italien betraf – und für den sich übrigens kaum jemand interessieren sollte. Es ging um eine unsaubere Auftragsvergabe, unserer Quelle zufolge ein Fall von Korruption. Sie meldete sich dann jedoch ein paar Tage nach der Publikation, um uns zu bitten, den Korruptionsvorwurf wieder zurückzuziehen. Ich habe dann in der Beschreibung der Dokumente das Wort »Korruption« durch eine mildere Formulierung ersetzt. Aber die Veröffentlichung habe ich nicht zurückgezogen. Das wäre auch technisch gar nicht so einfach möglich gewesen.

Daraus ergaben sich eine ganze Reihe von Fragen: Wie

konnten wir sicherstellen, dass eine Quelle, die uns nachträglich bat, ein Dokument wieder zu löschen, nicht von anderen unter Druck gesetzt worden war? Wie konnten wir sicherstellen, dass deshalb nicht in Zukunft noch mehr Quellen unter Druck gerieten, wenn wir dem einmal nachgaben? Und wie konnten wir sicher wissen, dass es überhaupt die Quelle war, die uns darum bat? Wir kamen zu dem Schluss, dass es für alle Beteiligten am Ende das Beste wäre, wenn wir »Publikation nach Einreichung« als unantastbares Prinzip beibehielten. Wer sich dazu entschlossen hatte, das Dokumente bei uns hochzuladen, der hatte damit entschieden, dass es veröffentlicht werden sollte. Irgendeinen Zeitpunkt mussten wir ja festsetzen.

Im Gegenzug galt es stets, Ideen zu entwickeln, wie wir negative Konsequenzen für unschuldig Beteiligte verhindern konnten. Wir mussten alle Aspekte bedenken, die für die Personen, die in den Dokumenten auftauchten, oder eben für die Quelle, zum Problem werden konnten. Mal löschten wir Namen oder schnitten ganze Kontexte, sowie Telefonnummern und Adressen heraus. Dass auch das nicht immer so gelang, wie es hätte sein müssen, sollte das größte Problem unserer nächsten Leaks werden.

Dennoch war es wichtig zu signalisieren, dass es keinen Sinn hatte, Druck auf eine Quelle auszuüben. Denn wir würden publizieren, egal was passierte. Ich glaube, das war im Großen und Ganzen eine schlüssige Entscheidung.

Wir hatten – von wem auch immer – diese amerikanischen Dokumente bekommen und das Video am 5. April 2010 bereits publiziert. Im Mai wurde dann Manning verhaftet. In dieser undurchsichtigen Lage hätte sich jede weitere Veröffentlichung amerikanischer Dokumente für uns verbieten müssen. Mit jedem weiteren Release liefen wir Gefahr, Ansatzpunkte für Ermittlungen zu liefern, gegen wen auch immer. Ich war von Anfang an dagegen gewesen.

Um eine Frage ranken sich viele Mythen. Es ist die, was letztlich zur Verhaftung von Manning geführt haben könnte. Vordergründig war es ganz einfach: Er hatte mit Lamo gechattet und dadurch die Ermittlungen in Gang gesetzt. Doch rundherum ranken sich zahlreiche Geschichtchen und Verschwörungstheorien.

Aus den USA gab es einige Hinweise, die diese Entdeckung nicht ganz so zufällig aussehen ließen, wie es auf den ersten Blick den Anschein hatte. Auf der *Defcon*, einer Sicherheitskonferenz für Computertechnik im August 2010 in Las Vegas, gab es einen Vortrag über das Regierungsprojekt »Vigilant«. Darin hieß es, Security-Mitarbeiter auf der ganzen Welt würden »Vigilant« zuarbeiten und im großen Maßstab das Internet nach verdächtigen Beziehungen und Datentransfers abscannen, um Verbindungen zwischen Leuten aufzudecken und zu bemerken, wenn diese sehr viel Material von A nach B weitergaben.

Gut möglich, dass häufiger Mitarbeiter der US Army

auf den eigenen Servern herumschnüffelten. So weit war das unproblematisch. Schließlich hatten ja mehr als zwei Millionen Menschen in den USA auf Dokumente mit der gleichen Geheimhaltungsstufe wie die der *Cables* Zugriff. Wirklich aktiv wurden die Geheimdienste erst, wenn das Material offenkundig weitergegeben wurde. Und in diesem Zusammenhang wäre nun Manning aufgefallen, hieß es in dem Vortrag. Später wurde diese obskure »Vigilant«-Geschichte allerdings wieder dementiert.

Andere noch obskurere Theorien ranken sich um angebliche private Motive. Lamo selbst begründet seinen Verrat damit, dass er den weltpolitischen Sprengstoff dieser Dokumente erkannt hätte und sich daher zum Handeln verpflichtet fühlte. Schließlich stellt sich die Frage, wie beweiskräftig ein Chat überhaupt sein kann. Identitätsnachweise sind im Chat nicht leicht zu führen.

Möglicherweise waren die Hintergründe viel banaler. Falls die USA nur im Nachhinein versucht haben sollten, diesen Zufallsfund durch Adrian Lamo als eigene Ermittlung darzustellen – so zu tun, als wäre man vor Entdeckung nirgends mehr sicher, war ein kluger Schachzug.

Vielleicht wird man die Wahrheit nie erfahren. Die Verhandlungen vor Militärgerichten sind nicht öffentlich. Die Beteiligten werden einige Mühe investieren, um sicherzustellen, dass niemand Informationen über das Verfahren herausschmuggelt.

Wenn Leute im Chat auftauchten, die offensichtlich

Material anzubieten hatten, gerieten sie witzigerweise oft zunächst an mich. Es war wichtig, sie dazu anzuhalten, auf keinen Fall schon im Chat zu viel von sich preiszugeben. Das war ein Standardspruch, die Warnung, die wir bei jeder Gelegenheit wiederholten: keine Namen, keine Infos, die zur Identifizierung beitragen könnten. Wir mussten unter allen Umständen verhindern, dass die Leute etwas schrieben, was Rückschlüsse auf ihre Person ermöglichte. Unsere internen Standards waren sehr hoch, wir mussten uns selbst entsprechende Zurückhaltung auferlegen.

Julian hatte ein gutes Gespür für besonders interessantes Material und auch dafür, womit man politischen Einfluss ausüben könnte. Das hatten wir in der Zwischenzeit gelernt – auch anhand vieler Negativbeispiele, Dokumente, die wir fälschlicherweise für interessant gehalten hatten.

Wir hatten zum Beispiel eine ganze Reihe sogenannter *Field Manuals*, darunter die Handbücher der US-Armee zur unkonventionellen Kriegsführung. Darin wurden die Methoden beschrieben, mit denen man andere Länder von innen heraus schwächte und stürzte, um ein Militärregime zu errichten. Ich habe damals gedacht, für diese Unterlagen müssten uns die Journalisten eigentlich die Türen einrennen. Doch sie blieben völlig unbeachtet, weil das Thema viel zu komplex war.

Ganz anders lag der Fall bei dem Videomaterial. Auch wenn es nur einen einzelnen Vorfall abbildete, war schnell klar, dass es gerade deshalb große Wirkung

entfalten würde. Vor allem Julian hatte für so etwas einen exzellenten Blick.

Wenn er mir später vorwarf, ich wäre typisches *Middle Management*, gab das womöglich einen guten Einblick in sein eigenes Denken. Er konnte noch so oft die Telefonnummern wechseln und die Vorhänge zuziehen und harmlose Flugzeuginsassen vor seinem inneren Auge in Spione des *State Department* verwandeln – im Grunde waren wir alle Verwalter, Manager, Pressesprecher, aber keine Kombattanten des Untergrunds. Wir waren diejenigen, die Server mieteten. Wir warteten auf Dokumente. Weder bestellten wir welche, noch hackten wir sie, und wir erteilten auch keinerlei Aufträge. Das jedenfalls hätte nicht unserem Selbstverständnis entsprochen, und ob es Julian nun sexy genug erschien oder nicht, es war absolut notwendig, dass wir das so sahen.

Im Grunde war schon unsere »Most Wanted«-Liste, die wir in Anlehnung an eine ähnliche Liste des *Center for Democracy and Technology* auf die Seite gestellt hatten, um den sportlichen Ehrgeiz potentieller Zuträger zu erhöhen, ein Eingriff an der Grenze zur Einmischung. Allerdings hatten nicht wir persönlich die Liste erstellt, sondern lediglich die Leser dazu aufgerufen, eine vorbereitete Liste mit Inhalt zu füllen.

Nach außen kommunizierten wir dann, dass wir Manning

nach Kräften unterstützen wollten, ohne dass wir damit unterstellten, dass er etwas mit den Leaks zu tun gehabt hätte. Julian verkündete, er würde ihm die besten Anwälte organisieren und in den Medien eine riesige Welle lostreten. Er bat öffentlich um Spenden, die Rede war von 100 000 Dollar, um Manning die beste Betreuung zukommen zu lassen. Ich besorgte den Server, auf dem wir eine Unterstützungskampagne laufen lassen wollten, um den Inhalt sollte sich jemand anders kümmern.

In diesem frühen Stadium geriet die Hilfsaktion bereits ins Stocken.

Fragte ich Julian nach Kontakten zu Mannings Anwälten, erfuhr ich nichts Konkretes. Dabei riefen bei mir deswegen ständig Journalisten an und ließen nicht locker. Und die Vereinigung Deutscher Wissenschaftler hatte sich bei mir gemeldet mit der Idee, Manning für ihren Whistleblower- Preis zu nominieren.

Julian antwortete auf meine Nachfrage.

J: i have no time to explain that and given you
don't need to know it; next ...

J: i know why you were asking which makes it all
the more infuriating

D: so why am i asking?

J: some moronic disinformation campaign

D: no. i am asking because i am putting my ass out
there on the line for an official position that
you have claimed, and that i get asked about

J: lawyers names can't be given. they're not our lawyers names to give. They're bradley's lawyers, blah lbah

J: you don't need to know because you can't tell people, bah blah, hence waste of time¹¹

Ich muss sagen, dass wir in diesem Fall schmählich versagt haben – und nehme mich dabei selbst nicht aus. Ich habe mich leider, wie viel zu oft, damit abgefunden, was Julian mir sagte. Oft genug habe ich mich beschwert, dass Julian ein Diktator war, dass er immer alles entschied, dass er mir Informationen vorenthielt. Die Kritik war berechtigt. Das enthob mich jedoch nicht der Verantwortung. Ich hätte mich auch von dem Stress nicht unterkriegen lassen dürfen, ich hätte nachfragen und im Zweifel selbst die Initiative ergreifen müssen. Es gab keinen Grund, warum nur Julian sich um die Unterstützung von Manning kümmern sollte.

Am Ende hängten wir uns einfach an die Kampagne des *Bradley Manning Support Network* an, die auf der Website www.bradleymanning.org läuft und von Familie und Freunden organisiert war. Wir stritten uns dann sogar noch darüber, wie hoch die Unterstützung denn tatsächlich sein sollte. Julian befand, die bei den Spendern veranschlagten 100 000 Dollar seien wohl doch ein wenig hoch, und korrigierte den Betrag auf 50 000 Dollar nach unten.

Wie auch immer. Von den Spendengeldern, die explizit für ihn gesammelt wurden, hatte Manning bis Ende 2010

keinen Cent erhalten. Anfang Januar 2011 sind – wie ich kurz vor Redaktionsschluss von der Wau Holland Stiftung erfuhr – immerhin 15 100 Dollar auf das Unterstützerkonto Mannings überwiesen worden.

Die neue Medienstrategie bei den afghanischen Kriegstagebüchern

Nachdem wir schon ziemlich viele Varianten durchprobiert hatten – wir hatten Dokumente einfach stillschweigend auf unsere Website geladen, wir haben einzelne Journalisten mit an Bord geholt und waren schließlich selbst als Medien-Organisation aufgetreten –, wollten wir dieses Mal alles richtig machen. Wir saßen auf einem riesigen Dokumenten-Stapel zum Afghanistan-Einsatz. Wir wollten bei diesen »Kriegstagebüchern«, den *Afghan War Diaries*, die Medien rechtzeitig einbinden. Und wir wollten dabei die Chefs bleiben und uns gute Partner aussuchen.

Schnell fiel die Entscheidung auf die *New York Times*. Aus strategischen Gründen wollten wir ein amerikanisches Medium dabeiwissen, warum dann nicht gleich das größte, dachten wir. Der zweite große Partner war der britische *Guardian*, zu dem Julian gute Kontakte unterhielt. Jedenfalls erzählte er das. In Deutschland entschieden wir uns für eine Kooperation mit dem *Spiegel*. Um die sollte ich mich kümmern.

Marcel Rosenbach, Holger Stark und John Goetz sind sehr erfahrene Journalisten und arbeiten in der Berliner Redaktion des *Spiegel*. Erst mit der Veröffentlichung des *Collateral-Murder*-Videos hatten wir wohl auch ihre

Aufmerksamkeitsschwelle überschritten, und auf der Re:publica 2010, einer Berliner Konferenz zum Web 2.0, hatten die *Spiegel*-Journalisten das erste Mal mit uns Kontakt aufgenommen. Ich versorgte sie mit einem vollverschlüsselten Laptop, damit sie die Dokumente sicher verwahren könnten. Unsere Medienpartner besorgten sich außerdem Cryptophone. Wir sollten allerdings nie damit telefonieren.

Wir trafen uns von da an mindestens einmal in der Woche, um uns gegenseitig auf den neuesten Stand zu bringen und sicherzustellen, dass alles gut lief. Wir hatten uns mit den Journalisten auf einen Termin für die Veröffentlichung geeinigt. Bis zu diesem Datum, dem 26. Juli 2010, waren noch mehrere Wochen Zeit.

Insgesamt bestand das Material aus 90 000 Dokumenten aus der zentralen Kommandostelle des US-Militärs, darunter Lageberichte, Informationen zu Feuergefechten und Luftangriffen, Angaben zu verdächtigen Vorfällen und sogenannte *Threat Reports*. So konkrete Informationen über den Afghanistan-Krieg, noch dazu aus erster Hand, hatte bislang keine Zeitung, kein Buch, kein Dokumentarfilm geben können.

Die Journalisten sichteten das Material und recherchierten. Wir kümmerten uns darum, dass die Dokumente technisch aufbereitet wären, sobald die ganze Geschichte online ginge.

Da gab es allerdings auch gleich das erste Problem. Wir wollten gerne mit mehreren Medien zusammenarbeiten, nicht nur mit den drei bereits

informierten. Doch Journalisten werden zu Hunden, die zähnefletschend ihren Knochen verteidigen, wenn sie um eine gute Geschichte fürchten. Die Medien, die wir bis dahin ins Boot geholt hatten, wollten ihre Storys natürlich exklusiv.

Marc Thörner zum Beispiel hatte schon viel und gut über Afghanistan geschrieben. Er war lange als Reporter im Land gewesen, und die Presse hatte sein Buch »Afghanistan Code« sehr gelobt. Ihn wollten wir gerne in die Recherchen einbinden und ihm ebenfalls ermöglichen, einen Blick auf die Dokumente zu werfen. Doch die anderen Medien rümpften die Nase. So ein dahergelaufener freier Journalist sollte beteiligt werden? Das konnten die großen Zeitungen niemals zulassen. Man bewege sich in einer ganz anderen Liga, hieß es.

Auf Druck der anderen Medien musste Marc Thörner, der später für den *Tagesspiegel* den fundiertesten Bericht zu dem Thema schreiben sollte, einen Tag später veröffentlichen als die großen drei. Obwohl wir gesagt hatten, dass wir uns niemals die Hoheit darüber abnehmen lassen wollten, mit wem wir zusammenarbeiteten und wie, gaben wir schon an dieser frühen Stelle klein bei.

Für mich persönlich wäre das nie verhandelbar gewesen, und dem *Spiegel* gegenüber habe ich das auch so vertreten. *Guardian* und *New York Times* übten wesentlich mehr Druck aus. So konfrontativ Julian auch mit vielen von uns umsprang, bei den Journalisten dieser Zeitungen gab er sich zunächst ganz zahm. Ich weiß

natürlich, dass es nicht immer schön ist, sich bei den Medien unbeliebt zu machen. Es bestand auch gar kein Zweifel, dass die Kollegen schon ein bisschen länger im Geschäft waren als wir. Was hatten wir geglaubt? Es war ihre Kernkompetenz, exklusive News zu ergattern. Wir brauchten uns gar nicht einzubilden, dass sie nicht versuchen würden, uns ihre Regeln aufzudrücken.

Unser Plan hatte ursprünglich vorgesehen, dass wir uns alle in London zusammensetzen sollten. Es war anfangs sogar die Rede davon gewesen, dass wir uns in einen Kellerraum einsperren und gemeinsam über das Material beraten wollten. Niemand sollte den Raum verlassen – ähnlich einer Klausur, wie es sie schon beim *Collateral-Murder*-Video gegeben hatte.

Über eines waren wir uns außerdem einig: Den Journalisten gegenüber durfte kein Wort darüber verloren werden, dass es darüber hinaus noch weiteres Material gäbe. Von den Dokumenten, die zusätzlich zum Afghanistankrieg bei uns eingetroffen waren, hatten wir uns zwar bis dahin nur einen ersten Überblick verschafft. Wir ahnten aber, auf was für einem Sprengstoff wir da saßen.

Es lief alles ganz anders. Julian fuhr allein nach London, unsere Unterstützung hatte er abgelehnt. Wie ich später hörte, machte der Kollege von der *New York Times* gleich klar, dass er lieber in der heimischen Redaktion arbeiten wollte. Und zwar, nachdem er sich nicht nur die Afghanistan-Dokumente auf seinen Laptop gezogen hatte. Auch die Dokumente zum Irak-Krieg, die

niemals zur Disposition gestanden hatten, waren da bereits auf seine Festplatte gewandert. Dann stieg er in den Flieger und verschwand. Das verstieß gegen alle unsere Absprachen.

David Leigh vom *Guardian* übernahm die Koordination. Julian habe bei den Gesprächen oft vollkommen übermüdet gewirkt oder sei komplett versunken in die Arbeit an seinem Computer gewesen, berichteten mir die *Spiegel*-Journalisten.

Es konnte schon bald keine Rede mehr davon sein, dass wir Herren des Verfahrens waren. Zumal wir mit der technischen Aufbereitung der Dokumente voll und ganz ausgelastet waren. Unsere Techniker arbeiteten rund um die Uhr daran, die Dokumente in ein lesbares Format zu verwandeln.

Als Veröffentlichungstermin war ein Montag vorgesehen, damit der *Spiegel* als Wochenmagazin seinen normalen Turnus einhalten konnte. Dafür stellte das Heft eigens den Produktionsprozess um: Am Sonntag gab es keine Vorab-Exemplare für die Berliner Abgeordneten, und auch die ePaper-Version sollte später verschickt werden.

Am Mittwoch vor der geplanten Veröffentlichung traf ich mich mit Marcel Rosenbach und John Goetz bei einem Italiener in der Behrenstraße zum Mittagessen. Ich hatte überhaupt gar keinen Hunger, aus Höflichkeit bestellte ich irgendein Hauptgericht mit Nudeln. Während die beiden erzählten, wickelte ich die Teigspeisen gemächlich auf meine Gabel. Die Journalisten berichteten, wie gut

alles bei ihnen lief. Ich guckte interessiert zu, wie meine Spaghetti sich in immer breiteren Ringen um die Gabel schlangen.

»Und bei euch alles gut so weit?«, fragte mich Goetz.

Ich nahm einen Happs und nickte. Die beiden *Spiegel*-Journalisten sahen sehr zufrieden aus. Ich hatte irgendwie ein schlechtes Gefühl. Der Hunger verging mir vollständig, als die beiden fragten, wie weit wir denn mit dem »Harm-Minimization-Prozess« seien. »Ist denn die Redigatur schon fertig?«

Ich guckte etwas dumm. Versuchte dann meine Miene zu kontrollieren. Ja, es wäre doch mit Julian abgesprochen, dass wir die Namen aus den Dokumenten entfernten, erinnerte mich Rosenbach. Das wäre auch die Bedingung, von allen drei Medien gefordert und unbedingt nötig, bevor man mit dem Material online gehen könnte.

Ich wusste davon nichts. Die Namen von unschuldig Betroffenen sollten herausgelöscht werden, das klang logisch, ich war sofort ihrer Meinung. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt immer mal wieder das Problem, dass Julian mich in relevante Informationen nicht gescheit einweichte, oder zu spät. Das brachte mich manchmal vor Journalisten in eine schwierige Lage. Gut möglich, dass hier auch diesmal schon die ganze Erklärung lag.

Ich raste nach Hause und meldete mich sofort bei unseren Technikern und deren Unterstützern. Die erstickten zwar gerade in Arbeit, aber dass die Dokumente noch redigiert werden mussten, hörten sie

das erste Mal.

Jetzt steckten wir in der Zwickmühle. Die Beiträge waren so gut wie fertig geschrieben, die Druckerpressen liefen sich bereits warm: Es war zu spät, die Produktionsprozesse noch aufzuhalten. Vor allem den *Spiegel* hätte es Zighausende Euro gekostet, den von langer Hand geplanten Erscheinungstermin zu kippen.

Ich ging in den Chat, Julian war da, ich fragte ihn: »Hey, was hat es auf sich mit der Schadensbegrenzung?«

Schwupps, war Julian verschwunden. Und sollte den ganzen Tag über nicht mehr auftauchen.

Bei allen anderen liefen derweil die Drähte heiß. Wir versuchten zu stemmen, was immer möglich war. Ich glaube, ich habe in diesen fünf Tagen, von Mittwoch bis Montag, nur zehn oder zwölf Stunden geschlafen, wenn überhaupt. Anke lebte mit einem Gespenst zusammen.

Ein Blick auf die Dokumente zeigte: Selbst wenn man alle Namen herausstrich, blieben immer noch die Zusammenhänge: Auch Kontexte machten die Menschen identifizierbar. Wenn in einem Report etwa stand, dass von den drei Afghanen, die am 25. März 2009 im Dorf XY gefangen genommen wurden, einer Informationen an die Amerikaner gegeben hatte, so machte das den regionalen Taliban die Sache immer noch zu einfach, diese Person zu finden und zu bestrafen.

90 000 Dokumente! Es waren schlicht zu viele. Ich starrte auf meinen Rechner und wusste nicht weiter. Als Rohtext wäre das niemals zu schaffen. Wir brauchten eine Web-Oberfläche, die das Redigieren erleichterte. Unsere

Techniker entwickelten später ein Programm, mit dessen Hilfe freiwillige Unterstützer über eine sichere Verbindung auf Dokumente zugreifen konnten, um sie zu bearbeiten oder Namen unkenntlich zu machen. Für die aktuelle Publikation war es jedoch zu spät.

Die Medien gaben uns dann den entscheidenden Hinweis: Wir sollten 14 000 der 90 000 Dokumente heraussortieren und bis auf Weiteres zurückhalten. Dabei handelte es sich um die sogenannten *Threat Reports*. In diesen Reports waren die Berichte von Einheimischen festgehalten, die als Informanten des US-Militärs gedient und die Amerikaner beispielsweise vor einem geplanten Anschlag oder einem neuen Waffenlager gewarnt hatten. Die Informanten waren darin namentlich benannt und wären womöglich eine leichte Beute gewesen für Racheaktionen der Taliban.

In den restlichen 76 000 Einträgen tauchten viel weniger Namen auf. Verschiedene Medien haben das später überprüft und nur noch an die einhundert Namen gefunden.

Wir arbeiteten auf Hochtouren, als Julian am nächsten Nachmittag auf einmal wieder im Chat auftauchte. Er hätte uns das »heute noch sagen wollen mit den Namen«, meinte er. Außerdem präsentierte er uns eine umfassende To-do-Liste:

J: 1. the urls need to be standardized tomorrow.
the naming has been standardized. »kabul war
dairies« and »baghdad war dairies«

- J: 2. afg needs to be checked for innocent informer identification. These are mostly in the threat reports. its quite a bit of work to go through them
- J: 3. high level overview and press release need to be done
- J: 3.5. our own internal coms must be standardized. sat pagers deployed if available and silc/irc fallbacks
- J: 4. distribution infrastructure needs to be tested again
- J: 5. versions of the afg database that we supply need to have the classification field stripped out
- J: 6. i have made a full sql version of the database that also needs to be put up as one of the downloadable archives
- J: 7. torrents seeded/archives pre-deployed
- J: 8. email machines need to be made robust.
- J: 9. press team/contacts standardized
- J: that's it for the things that MUST be done or we fail
- J: now for those things that need to be done if we are to do justice
- J: 10. i have the perl based searchable/explorable front end i and the guardian developed. that also needs to be deployed as a downloadable archive (more on that later)
- J: 11. a short 3 minute video intro needs to be made. I have people here ready for the

film/editing part, but the graphics part (e.g google earth/ground images) needs to be done

J: 12. the people [journalists] who worked on the data all need to be interviewed about their approach and the qualities/limitations of the data. 10 to 20 mins each. no prep is needed. i have this assigned at the london end, but we also need to do berlin and new york. this is a fast way of producing a »guidebook« for the material, and also elevates WL into a clear working-in-partnership with these three major players

J: 13. the press team needs to be robustified and we need a list of talking heads to can speak sensibly about the issues (not just us)

J: 14. donation systems need to be checked/and made slightly clearer/the australian po box needs to be put up for cheques etc and possibly the.|au bank account should also be expoed [12](#)

Ich antwortete, was alle dachten: »Es sind noch vier Tage bis zum Release.« Bereits ohne Julians Liste standen wir unter Zeitdruck.

Natürlich waren wir in der Nacht vor Erscheinen noch nicht fertig. Der *Guardian* ging daraufhin einfach ohne uns online. Die *New York Times* traute sich noch nicht, die wollte wohl nicht so ganz allein auf dem US-Markt dastehen. Die Leute vom *Spiegel* riefen mich ständig an, wann wir endlich online wären. Es herrschte Chaos.

Als die Medienmaschine erst warmgelaufen war, interessierte es niemanden mehr, dass wir die konzertierte Aktion ein bisschen verbaselt hatten und den Medienpartnern mit unserer Veröffentlichung hinterherhinkten. Die Welt da draußen hat von unseren internen Problemen, soweit ich weiß, überhaupt nichts mitbekommen. Keiner ahnte das Chaos, das es im Vorfeld gegeben hatte.

Ein Pentagon-Sprecher sollte auf einer Pressekonferenz nach der Veröffentlichung behaupten, WL hätte nun »Blut an seinen Fingern«. Es hat sich aber herausgestellt, dass bis heute nicht ein einziger Informant durch die veröffentlichten Berichte zu Schaden gekommen ist. Wie erst später bekannt wurde, hatte auch das amerikanische Verteidigungsministerium die Informationen in einem internen Papier schnell als ungefährlich eingestuft.

Den Hinweis, die *Threat Reports* herauszulassen, hatten wir ja von den Medien bekommen. Wir hatten uns inhaltlich gar nicht mit den Dokumenten auseinandergesetzt, das war der Job der Journalisten gewesen. Julian sollte sich trotzdem später vor die Kamera stellen und seinen Schadensbegrenzungsprozess loben.

Auch unsere Techniker haben Hunderte Arbeitsstunden geleistet. Sie haben zum Beispiel alles in das KML-Format umgewandelt, so dass man sich jeden Zwischenfall auf einem Zeitstrahl bei Google Earth anzeigen lassen konnte. Sie mussten sich mit einem Dank von uns im Chat begnügen.

Es folgte weltweit eine riesige Debatte darüber, ob diese Veröffentlichung jemandem geschadet hatte. Über die Inhalte wurde viel weniger geredet – abgesehen von der ersten Medienwelle, die sich konkret mit den Dokumenten beschäftigt hatte, und der zweiten, in der andere Zeitungen mit ihren Analysen nachgezogen waren, sobald sie das Material ebenfalls gesichtet hatten.

Einen Krieg zu beenden, hatte sich Julian auf die Fahnen geschrieben. Davon sind wir leider noch weit entfernt. Wir hatten erwartet, dass die Dokumente das Denken über den Kriegseinsatz grundsätzlich verändern würden. Wenn erst einmal für alle einsichtig wäre, wie viel Unrecht in Afghanistan geschähe, müssten die Menschen protestieren und von ihren Regierungen fordern, die Kampfeinsätze abzubrechen und die Soldaten zurückzuholen.

Dass konkrete Folgen ausblieben und wir nicht in dem Maße über Nacht eine neue gesellschaftliche Diskussion darüber anstießen, welchen Sinn dieser Krieg hatte, lag vermutlich auch an der unglaublichen Datenmenge, die in dem Material enthalten war: Die Sammlung war zu groß und zu komplex, als dass jedermann in die Debatte einfach hätte einsteigen können. Zudem standen ausgerechnet in den 14 000 Dokumenten, die wir nicht veröffentlicht hatten, die wesentlich brisanteren Dinge. Die meisten Geschichten, die *Spiegel*, *Guardian* und *New York Times* aus dem Material machen sollten, bezogen sich auf diese Papiere. Für die drei Medienpartner war es am Ende also sehr lohnenswert, dass sie die Dokumente

weiter exklusiv ausschlachten konnten, während die Konkurrenz nur auf den Rest zugreifen würde.

Natürlich konnte man den einzelnen Journalisten nicht vorwerfen, dass sie nach guten Geschichten suchten und die auch gerne exklusiv hatten. Zu den meisten Journalisten habe ich ein gutes Verhältnis. Aber die Funktionsweise der Medien, diese Sucht nach der exklusiven Information, der ständige Versuch, so viel wie möglich aus uns herauszuholen, diese Mischung aus permanenter Neugier und freundlicher Überheblichkeit, die hat mich gelegentlich auch genervt.

Ich erinnere mich noch an die Zeit, als wir nicht bekannt waren, als ich bei den Medien anrufen musste, um sie auf gutes Material aufmerksam zu machen. Als sie mich weder zurückriefen noch meine Mails beantworteten. Die Mehrzahl der Journalisten beurteilte uns gerade in Deutschland anfangs sehr kritisch und schrieb kluge Analysen darüber, welche Probleme mit unserer Plattform einhergingen. Das war okay. Bei einigen änderte sich das allerdings, als sie merkten, wie viel Aufmerksamkeit sie mit unserem Material generieren konnten. Sie fingen an, uns zu hofieren. Das fand ich merkwürdig.

Immer häufiger tauchte in den Debatten über die Leaks dieser Zeit auch die Kritik auf, WL habe sich auf die USA als Hauptfeind eingeschossen. Dabei gäbe es doch viele Winkel der Erde, die es ebenso verdienten, beleuchtet zu werden. Und tatsächlich bezogen sich alle großen

Veröffentlichungen des Jahres 2010 auf die Weltmacht USA.

Das hatte mehrere Gründe. Julians Antiamerikanismus speiste sich zum einen aus der schlichten Tatsache, dass die USA in die meisten weltpolitischen Konflikte federführend verwickelt waren. Zumal bei vielen Einsätzen der Verdacht nahelag, dass die USA auch aus wirtschaftlichen Gründen Krieg führten. Dabei wog besonders schwer, dass man sich in die Politik fremder Länder einmischt. Dennoch muss man natürlich Regierungen genauso kritisieren, die Verbrechen an ihrer eigenen Bevölkerung verüben.

Das war der eine Grund. Ein weiterer ganz banaler kommt hinzu: die Sprachproblematik. Keiner von uns sprach Hebräisch oder Koreanisch. Es war oft schwierig genug, die Bedeutung eines englischsprachigen Dokuments zu ermessen. Julian kann zudem keine einzige Fremdsprache. Während er seine Überlegenheit als Muttersprachler in internen Diskussionen gerne ausspielte und bei für ihn unangenehmen Debatten geschickt mit haarspalterischen Belehrungen über die Bedeutung bestimmter Wörter ablenkte, konnte er sich selbst oft weder Namen von ausländischen Medien noch von unseren Mitstreitern merken. In einem Fernsehinterview, das er nach meinem Austritt aus WL gab, verknotete er sich sogar an meinem Nachnamen. Wir hätten noch mehr freiwillige Helfer finden müssen, die uns bei den Übersetzungen geholfen hätten, und scheiterten ja lange Zeit schon bei dem Versuch,

Mitstreiter für viel grundlegendere Arbeiten zu integrieren.

Viel wichtiger war aber der dritte, letzte Grund: Wir hatten uns mit den USA den größtmöglichen Gegner ausgesucht. Julian Assange vergriff sich nicht an Schwächeren, sondern wählte sich die mächtigste Nation der Welt zum Feind. Die eigene Größe ließ sich an der Größe des Feindes messen. Wieso sollte er sich in Afrika oder in der Mongolei verkämpfen oder sich mit dem thailändischen Königshaus herumstreiten? In Afrika oder Thailand in einem Knast zu landen oder mit Betonfüßen in einem russischen Fluss zu verschwinden wäre weitaus weniger attraktiv, als die Weltöffentlichkeit unter aufgeregter Dauerbegleitung durch die Medien darüber zu informieren, dass die Vereinigten Staaten einem den Geheimdienst auf den Hals gehetzt hätten. Und in die Hauptnachrichten schaffte man es mit dieser Strategie garantiert.

Das größte Problem im Zusammenhang mit der Veröffentlichung der *Afghan War Diaries* war nun, dass Julian seinen Bauchladen aufgemacht hatte und den Medien das weitere Material gezeigt hatte. Das band uns an die vorhandenen Partner. Unser Plan, Herr des Verfahrens zu bleiben, geriet darüber zur Farce.

Die *New York Times* zum Beispiel hatte ihren Beitrag nicht zu uns verlinkt, vermutlich aus Sorge, sich durch diesen Link in einen Konflikt mit dem Gesetz zu bringen. Sie hatte sich aber bereits das Irak-Material kopiert. Es wäre schwer möglich gewesen, bei der nächsten

Geschichte ohne sie zu publizieren.

Nun hatte die *Washington Post* in den Wochen darauf eine sehr große Geschichte gemacht – »Das geheime Amerika« –, worin die Hintergründe der Waffen- und Rüstungsindustrie offengelegt wurden. Die Berichte führten den Lesern sehr gut vor Augen, welches gewaltige Wachstum dieser Branche in der Folge des Kampfes gegen den Terror beschert gewesen ist. Ihre Information war ausgezeichnet, ich weiß nicht, woher die *Washington Post* sie hatte, aber die ganze Berichterstattung zusammen mit den Online-Dokumenten und Karten war eine beeindruckende Leistung, und zwar gestemmt aus der eigenen Redaktion heraus. Als die *Washington Post* mich damals fragte, ob sie nicht Zugriff bekommen könnte auf die fehlenden 14 000 Dokumente, hätte ich das für eine sehr sinnvolle Zusammenarbeit gehalten. Ich hätte ihre gute Arbeit gerne mit der Weitergabe der Dokumente honoriert. Aber Julian unterband den Deal: »Wir haben mit den anderen drei schon Verabredungen getroffen, die kann man nicht mehr unterlaufen«, erklärte er mir.

Heute ärgere ich mich, nicht einfach gehandelt zu haben, um meinerseits Tatsachen zu schaffen. Für Julian galten doch diese Kategorien wie Verabredungen und Verträge ohnehin wenig. Wie oft hat er mir gesagt, dass es darum ginge, sich nicht von den Vorstellungen anderer irritieren zu lassen, sondern selbst aktiv an der Wirklichkeit mitzukonstruieren. Und er sollte vermeintliche Exklusiv-Versprechen mit den Medien ja

später selbst neu definieren, unter anderem gab er die Afghanistan-Dokumente entgegen allen Abmachungen auch an *Channel 4*.

Auf der anderen Seite wollte ich das Ansehen von WikiLeaks nicht beschädigen, indem ich uns als Vertragspartner unzuverlässig aussehen ließe. Ich steckte in dem doppelten Dilemma desjenigen fest, der sich selbst an Regeln hält, während er mit jemandem umzugehen hat, der Regeln vor allem dann als Argument verwendet, wenn sie ihm in den eigenen Kram passen.

Unsere eigenen Ansprüche, vorhandenes Material sofort zu veröffentlichen und unabhängig in den Entscheidungen zu bleiben, waren nur noch ein Witz. Und die Medien hatten uns genau da, wo sie uns haben wollten: bei Fuß. Sie konnten ihre Storys exklusiv verwerten, während uns die Hände gebunden waren.

Unsere Techniker entwickelten innerhalb kürzester Zeit eine ausgeklügelte Software, mit deren Hilfe wir einen großen Kreis von Helfern nach dem »Freunde von Freunden«-Prinzip in den Prozess des Redigierens einbanden. Jeder konnte über ein Web-Frontend bloß auf ein kleines Arbeitspaket zugreifen und bekam jeweils nur einen Ausschnitt des kompletten Datensatzes zu sehen. So konnten gleichzeitig hunderte Freiwillige die Dokumente sichten und bearbeiten. Pro Dokument gab es mindestens zwei Bearbeiter, und jede Änderung wurde protokolliert. Alles klappte einwandfrei, und schnell waren die verbleibenden 14 000 Dokumente gesäubert.

Der Konflikt zwischen Julian und mir setzte sich fort, auch wenn unsere tägliche Zusammenarbeit parallel weiterlief. Ich fing an, mich im Chat mit Birgitta darüber auszutauschen, weil ich völlig im Dunkeln tappte, was genau in Julian vorging. Sobald Julian und ich wieder an einem Strang zögen, dachte ich, wäre es auch wieder möglich, WL auf den richtigen Weg zu bringen.

Ende Juni berichtete mir Birgitta im Chat von einem Gespräch mit Julian. Er habe sie aufgefordert, mir nicht mehr zu vertrauen, und mich als seinen »Gegner« bezeichnet.

D: makes no sense

B: no he thinks it is deeper. that you want to take over

D: deeper in what way? thats BS [bullshit]

b: money and credit

D: yes, right, hahaha. well, this is clarified with everyone else. and we all agree on this being BS

B: yes, good

D: the only one that doesnt get it is J, will be sorted out sometime. i know why he thinks that way

B: i hope so. why

D: few remarks that i made for example. re money for example we had a discussion once about me spending some of that money

B: he thinks you keep taking huge amounts of money

D: and i said that if he doesnt talk to me, i will spend money for necessary expenses, in part

because the money here in. |de is in large parts
a consequence of my work

D: LOL [Laugh out Loud]. i took like 15-20k out of
this account or so, maximum and all was spent
for servers we needed, and stuff like this all
100 % accounted for

B: and i kept asking him to just meet you and go
over all of these things [13](#)

Gleichzeitig mussten wir uns gegen den wachsenden Druck von außen zur Wehr setzen. Am 30. Juli 2010 veröffentlichten wir auf der Domain der Afghanistan-Dokumente sowie auf verschiedenen Tauschbörsen-Seiten eine 1.4 Gigabyte große Datei. Sie trug den Titel »insurance.aes256« und war verschlüsselt. Besonders heikles Material zu verschlüsseln und dann zu streuen, war mehr als sinnvoll gewesen. Wir hätten das vorher schon tun sollen.

Auch ich wusste nicht genau, was in der Datei gespeichert wurde. Sie ist mit dem symmetrischen Kryptosystem AES256 gesichert – was sie vor Entschlüsselungsversuchen relativ gefeit erscheinen ließ. Doch ich fand die Idee gar nicht so gut, sie einfach ins Netz zu stellen.

Ursprünglich wollten wir mit dieser Sicherheitsdatei verhindern, dass jemand WL zerschlug oder versuchte, einen von uns aufzugreifen und aus dem Verkehr zu ziehen, um damit zu verhindern, dass weitere Dokumente veröffentlicht würden. So wie andere ihr Wissen beim

Notar hinterlegen, hinterlegen wir es im Netz.

Ich hatte die Datei mit viel Mühe auf USB-Sticks kopiert und dutzendfach an Menschen meines Vertrauens in der ganzen Welt verschickt. Darunter waren auch Politiker von den Grünen, Journalisten und andere Persönlichkeiten, von denen ich annahm, dass ich mich auf sie verlassen konnte.

Ich habe dafür unterschiedliche USB-Sticks gekauft und viele Briefumschläge, braune, weiße, große, kleine, und bin mit jeweils einer Handvoll Sendungen zur Post gefahren, um sicherzustellen, dass nicht die gesamte Charge abgefangen werden könnte. Einige Sticks habe ich auch persönlich übergeben. Dem USB-Stick legte ich einen Brief bei, datiert auf den 20. Juli 2010:

Entrusting you with data

Dear friend,
we are contacting you today in a matter of trust.
Enclosed with this letter you can find a USB stick
containing information in an encrypted archive.
This information is being distributed to you and
other trusted entities around the world in the
light of challenges our project might face in the
upcoming next weeks. Distribution will make sure
that no matter what happens, this information will
be disclosed to the media and consequently the
general public. It will also serve as an insurance
for the well being of our project and us.

If anything goes wrong, a second mechanism will make sure that the keys for this material will be distributed publicly, enabling you to decrypt the archive and help make sure it wasn't all for nothing.

We are entrusting you to not disclose the fact of receiving this letter and the data to anyone. A lot might depend on it.

With the best regards and thank you,

WikiLeaks¹⁴

Die Techniker entwickelten unterdessen eine Lösung dafür, dass die Passwörter automatisch publiziert werden würden, sollte uns etwas passieren – man nennt diese Methode *Dead man switch*. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich nicht, dass es zeitgleich den Plan gab, die Datei ohnehin im Netz zu publizieren und auf irgendwelchen Download-Plattformen zu streuen. Ich wäre sicherlich dagegen gewesen. Selbst wenn es sehr, sehr lange dauern würde, die Datei zu entschlüsseln, ganz ausgeschlossen ist es doch nicht.

Wir wollten mit der Hinterlegung dieser Datei einen politischen Hebel schaffen. Ich denke, zumindest haben wir den Leuten vom *State Department* damit ein paar schlaflose Nächte bereitet. Eine verschlüsselte *Insurance*-Datei für alle zugänglich im Web, in einer *Torrent*-Tauschbörse? Das war zumindest kein Problem, das als Standardfall in ihren Lehrbüchern auftauchte. Und es ließ sich auch nicht lösen, indem man einfach einen

Flugzeugträger schickte.

Ob dieser Sicherheitsmechanismus am Ende wirklich jemanden interessierte und davon abgehalten hat, ein Mitglied von WL zu verhaften? Ich kann das nicht beurteilen. Wir alle glaubten jedenfalls fest daran. Als Julian später in London wegen der Ermittlungen zu den Vorwürfen in Schweden in U-Haft saß, sollte er seinen Anwalt verkünden lassen, man würde die »thermonukleare Option« erwägen, also den Schlüssel zur *Insurance*-Datei publik machen, sollte Julian an Schweden ausgeliefert werden.

So war das definitiv nicht gedacht. Die *Insurance*-Datei sollte bedrohte Mitarbeiter und unsere Dokumente schützen und nicht dazu dienen, dass sich Julian Ermittlungen in einem demokratischen Land entzog. Zumal es sich um einen rein privaten Vorfall handelte.

Dass wir grundsätzlich so einen Sicherheitsmechanismus gut gebrauchen konnten, bestätigte sich spätestens, als Jake Appelbaum bei seiner Einreise in die USA festgesetzt und verhört wurde. Alles, was er sich zuschulden hatte kommen lassen, war, dass er stellvertretend für Julian auf einer Konferenz über WikiLeaks gesprochen hatte – vermutlich, weil er es wichtig fand, dass WL dort präsentiert wurde. Das reichte, um bei seiner Einreise in die USA seinen Laptop zu konfiszieren, ihn zu durchsuchen und mehrere Stunden festzuhalten. Wir machten danach böse Witze, dass alle Kontakte, die in seinem Mobiltelefon gespeichert waren, jetzt Probleme bei der Einreise in die USA

bekämen.

Der Zwischenfall war sehr ärgerlich für Jake. Im Vergleich dazu erschienen Julians Verfolgungsgeschichten eher harmlos. Als die Beamten bei seiner Einreise nach Australien im Mai 2010 seinen Pass einbehielten, lief dieser vermeintliche Skandal weltweit über die Agenturen. Julian gab danach mehrere Interviews im australischen Fernsehen, in denen er darauf hinwies, dass er nirgends mehr sicher sein könne. Ich habe diesen Reisepass selbst gesehen. Er war total zerfleddert. Vermutlich hatte sich einfach mal jemand kurz davon überzeugen wollen, dass es sich überhaupt um ein echtes Ausweispapier handelte und nicht um Altpapier. Die Beamten gaben Julian den Pass schon nach einigen Minuten wieder zurück.

Als Nächstes behauptete Julian, er könne nicht mehr sicher aus Australien ausreisen, das sei zu gefährlich. Ich sollte damals einen Vortrag vor dem Europäischen Parlament halten, es ging um eine Informationsveranstaltung zum Thema Internetzensur. Julian bat darum, dass ich aus- und er statt meiner eingeladen wurde. Sein Argument war, dass ihn die Geheimdienste nur in Ruhe ließen, wenn er unter dem Schutz des Europäischen Parlaments ausreiste. Weil die im Parlament auf ihn warteten, könne man nicht wagen, ihn zu kidnappen oder umzubringen. »Ich brauche politisches Cover«, hieß das in seiner Sprache. Ich habe immer gedacht, uns würden höchstens mal ein paar frustrierte Burschenschaftler oder NPD-ler auflauern, um

uns zu verprügeln. Niemand würde ein australisches Passagierflugzeug kidnappen, um Julian Assange aus dem Weg zu räumen.

Julian begann in dieser Zeit außerdem, den 17-jährigen Isländer stärker bei WL einzubinden, und diese Geschichte kommt mir bis heute merkwürdig vor. Uns warnte er immer vor dem Jungen. Er sei ein Lügner und nicht vertrauenswürdig. Julian wollte auf jeden Fall verhindern, dass wir mit ihm sprachen. Umso erstaunter war ich, dass er sogar eine eigene E-Mail-Adresse bei WL bekam. Das hatten in der ganzen Zeit nur sehr wenige Personen, vielleicht zehn bis zwanzig, keinesfalls mehr. Julian kaufte ihm zwei Laptops und hatte ihm ja sogar eines der Cryptophone gegeben.

Zusätzlich wurde Julian sehr nachlässig, was unsere Sicherheitsvorkehrungen anging. Die Mails an den 17-Jährigen sowie an den späteren Sprecher Kristinn wurden automatisch an deren gmail-Adresse weitergeleitet, und zwar einzig aus Gründen des Komforts. Ich fragte mich, ob man es den Amerikanern wirklich so einfach machen musste, unsere interne Kommunikation mitzulesen. Und ob man dann nicht auch auf die teuren Cryptophone verzichten könnte.

Julian wurde auch immer unvorsichtiger, was die Geheimhaltung der Dokumente betraf. Einem Isländer, dem man besser keine sensiblen Aufgaben übertrug, gab er die *Cables*, damit er sich einmal Gedanken mache könne, »wie man die grafisch aufbereiten« könne.

Der Isländer gab dieses Material an die Presse weiter, unter anderem an die Journalistin Heather Brooke vom *Guardian*. Er sollte später zu seiner Rechtfertigung sagen, dass er sich gefragt habe, wie man den politischen Einfluss des Materials optimieren könne, und dass er daher »mit ein paar Leuten darüber sprechen musste«.

Dieser menschliche Faktor, der Wunsch, sein geheimes Wissen zu teilen und sich selbst dadurch ein wenig aufzuwerten, im Zweifel auch mit Hilfe der Presse, war uns nun alles andere als unbekannt. Man musste deshalb sehr vorsichtig sein mit der Weitergabe von Informationen. Hatten wir das nicht gelernt?

Julian, der vor allem in Bezug auf seine eigene Sicherheit sehr paranoid war, ließ die Zügel auf einmal erstaunlich locker. Als er von der Panne erfuhr, schickte er Ingi und Kristinn zu ihm. Aber was half es, die Informationen waren in der Welt. Die Isländer ließen ihn eine Erklärung unterschreiben, dass man ihm die Dokumente unrechtmäßig entwendet hatte. Überhaupt seinen Namen mit diesen Dokumenten zu verknüpfen, war hochgefährlich.

Auch der 17-Jährige stellte ein zunehmendes Sicherheitsrisiko dar. Julian twitterte, dass der Junge mehrfach in Island von der Polizei aufgegriffen wurde. Uns gegenüber sagte er, dass ihn die Polizei zu WL befragt habe. Dass man ihm Überwachungsfotos vorgelegt habe, um ihn nach einzelnen Personen auszufragen. Julian twitterte das auch. Die Fakten ließen sich allerdings nicht überprüfen. Die isländische Polizei

stritt ab, dass es sich so zugetragen hätte. Das Mysterium WL wurde mit Erzählungen über Festnahmen und Verfolgung jedenfalls tüchtig angeheizt.

Im Verlauf des Jahres 2010 reiste Julian immer häufiger mit Bodyguards. Was für eine Aufwertung seiner Person. Irgendwann habe ich gedacht, dass für ihn der größtmögliche Supergau gewesen wäre, wenn ich vor ihm verhaftet worden wäre. Vielleicht hat er sich deshalb so über das Klingelschild mit meinem richtigen Namen aufgeregt.

Unser Verhältnis wurde nicht besser, nachdem er mir im April gesagt hatte, wenn ich was verzockte und unsere Quellen in Gefahr brächte, würde er mich jagen und töten: »If you fuck up, i will hunt you down and kill you.« Er hat das in einer großen Stresssituation gesagt. Und manchmal sagte er Dinge zu mir, die klangen, als wären sie auf ihn selbst gemünzt. Bei anderer Gelegenheit hat er davon geredet, ich wäre ein Sicherheitsrisiko, weil ich »einem Verhör nicht standhalten« könne. Da fragte ich mich, in welchen Film Julian eigentlich mittlerweile abgedriftet war. Sah er vor seinem inneren Auge einen Polizisten, der mir die Daumenschrauben enger drehte, während ich ein Seitenlanges Geständnis schrieb, das für Julian das Todesurteil bedeutete?

Julian hat mir einmal erzählt, dass er in regelmäßigen Abständen in die Wälder führe. In der totalen Einöde könne er ganz für sich sein und seine Akkus wieder aufladen. »Rekalibrierung« nannte er das. Dort spräche

er mit niemandem und lebe einfach in den Tag hinein. Er hätte das seinen Schilderungen zufolge eigentlich alle paar Monate gebraucht, mindestens. Wenn ich an die vergangenen zwei Jahre denke, hatte er kaum einen einzigen Tag gehabt, um wenigstens einmal kurz in die Natur zu fahren oder durch einen Park zu spazieren.

Viele Leute, die ihn auf Konferenzen oder bei einem seiner Besuche getroffen hatten, sprachen mich an, wie schlecht Julian im Moment aussehe, was für einen kaputten Eindruck er gemacht habe. Ich verstand nicht, warum ein derartiger Zeitdruck nötig war. Etwas trieb ihn, ich konnte nicht genau sagen, was. 2010 würden wir einen fetten Release nach dem anderen veröffentlichen, als ob uns der Leibhaftige auf den Fersen wäre. Der Druck rührte vielleicht auch von dem neuen Material her, das in der Zwischenzeit bei uns eingegangen war.

Er hatte mir schon vorher angekündigt, dass jetzt nicht mehr so viel Zeit sei wie früher, um über jedes Detail zu sprechen. Dass wir jetzt zu groß geworden wären, dass die Sache zu ernst geworden sei, um es noch gemütlich angehen zu lassen. Vielleicht gefiel ihm auch, dass alles so krass, zerstörerisch und bedeutsam wie möglich war.

Ich sah die Sache genau umgekehrt. Gerade weil wir immer bekannter wurden und die Dokumente immer brisanter, mussten wir mit Bedacht vorgehen. Wir hätten die uns selbst verordnete Pause von Ende 2009 nutzen können, die internen Strukturen weiterzuentwickeln. Und uns eher mit kleineren Leaks befassen müssen, bis die

Infrastruktur richtig solide gestanden hätte.

Ich fragte mich auch, ob Julian tatsächlich vor etwas Angst hatte. Ob ihn eine mir unbekannte Sorge trieb, ob ihm das neue Material tatsächlich zu heiß geworden war. Er sagte oft, wir müssten das Material loswerden. Er äußerte die Sorge, dass man uns dafür »plattmachen« werde. Auf der anderen Seite habe ich nie bemerkt, dass Julian überhaupt vor irgendetwas Angst gehabt hätte. Angst war eine Kategorie, die bei ihm schlicht nicht ausgeprägt war. Also gab es für ihn auch nicht viel zu überwinden.

Der Druck führte dazu, dass uns tatsächlich immer mehr Fehler passierten und dass wir der immensen Verantwortung, die wir auf uns geladen hatten, nicht mehr gerecht wurden. Julian sagte dazu nur seinen neuen Lieblingssatz: »Do not challenge leadership in times of crisis.«

Das hatte eigentlich fast komisches Potenzial. Julian Assange, Chefenthüller und schärfster Militärkritiker auf globaler Friedensmission, hatte sich auch sprachlich an die Mächtigen angenähert, die er zu bekämpfen vorgab. Er fand immer mehr Gefallen an dieser extrem zackigen, seelenlosen Fachsprache unserer Dokumente mit ihren absurdnen Akronymen und Codes.

Seit längerem schon bezeichnete er alle möglichen Leute als »Assets«. In der Betriebswirtschaft ist damit das Inventar und beim Militär Teile der Truppe gemeint. Der Begriff war von Julian auch nicht nett gemeint. Es zeigte, dass unsere Leute für ihn bloß Kanonenfutter waren.

Als er mich später hinausschmeißen wollte, nannte er als Begründung: »Disloyalty, Insubordination and Destabilization«: Das waren Begriffe aus dem *Espionage Act* von 1917. Diese Klauseln waren dem Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg gefolgt, es war Militärsprache für Verräter.

Kodierte Sprache ist nicht nur beim Militär üblich. Sie ist der Kern der meisten spezialisierten Umgebungen. Auch überarbeitete Gesetzestexte enthalten nur noch sogenanntes Gesetzesgestammel, genauso in der Betriebswirtschaft oder bei den Banken. Noch viel stärker kodiert als beim Militär war zum Beispiel der Ton bei Scientology, deren Handbücher voller Akronyme stecken.

Eine solche Sprache ist nicht nur perfekt geeignet, um Außenseitern Einblick zu verwehren oder zu erschweren, es gibt ganze Berufsgruppen, die beziehen ihre Existenzberechtigung daraus, sich in ihrem selbstreferentiellen System zurechtzufinden. Worum es eigentlich ging, konnte im Grunde banal sein, es klang nur wie hohe Wissenschaft. Kein Wunder, dass Julian das gefiel. Fachsprache gaukelte Bedeutsamkeit vor und suggerierte, dass der Sprecher schon wüsste, was er tat – aber bitte nicht danach gefragt werden wollte.

Das war übrigens noch so eine Erkenntnis, die ich meiner Arbeit bei WikiLeaks verdanke: Ganz gleich ob Militär, Geheimdienste oder Strategiekommissionen – sie kochten alle nur mit Wasser. Einige Papiere erschienen mir bei genauerer Durchsicht haarsträubend naiv. Wir veröffentlichten zum Beispiel ein *CIA-Dokument* der *Red-*

Cell-Gruppe, das ist ein Thinktank des Geheimdienstes, der nach 9/11 gegründet worden war. Das Papier der *Red-Cell*-Gruppe gab Auskunft darüber, mit welchen PR-Strategien die Amerikaner versuchen sollten, der sinkenden Zustimmung der Deutschen und Franzosen zum Afghanistan-Krieg entgegenzuwirken.

Hans-Jürgen Kleinstuber, Politikprofessor der Universität Hamburg, bezeichnete das Dokument in einem Radiointerview als »Pennäler-Papier«. Denn so bösartig die Strategie auch war, den Deutschen erzählen zu wollen, dass man in Afghanistan Wirtschaftsinteressen wahren wollte, und den Franzosen, dass man sich dort für die Rechte der Frauen einsetzte, so einfach gedacht war ein solcher Plan zugleich. Das hatten nun wirklich keine besonders gewieften Strategen ausgetüftelt, es klang in dem Tonfall der *CIA* höchst bedeutsam, hätte aber auch aus der Feder eines Oberstufenschülers stammen können.

Natürlich waren auch wir nicht frei von Selbstreferenzialität. WikiLeaks hieß WL und Julian J, im Chat war ich S für »Schmitt«, und andere aus dem Team bestanden auch nur noch aus einzelnen Buchstaben. Dabei etablierte sich eine eigentümliche Logik: Je wichtiger eine Person bei WL war, desto kürzer wurde ihr Nickname. Wenn man im WL-Chat auf eine Ein-Buchstaben-Existenz stieß, konnte man fast sicher sein, einen offiziellen Vertreter des Projekts vor sich zu haben.

Anklage in Schweden

Am 20. August 2010 erhab die schwedische Staatsanwaltschaft Anklage gegen Julian Assange wegen versuchter Vergewaltigung in zwei Fällen.

Ich war gerade mit meiner Frau und unserem Sohn im Urlaub. Zwei Wochen lang reisten wir durch Island, dieses Land, das aussieht wie ein verkehrt herum belichtetes Foto, weil die Erde an manchen Stellen schwarz und die zugefrorenen Fjorde schneeweiss sind. Wir tuckerten in unserem alten Leihwagen von einem Ort zum nächsten. So etwas Schönes hatte ich seit Jahren nicht mehr gemacht. Es gab tatsächlich Tage, an denen ich es schaffte, stundenlang weder an Julian noch an WL zu denken.

Doch ganz ohne WL ging es nicht. Mich zog es immer wieder an den Laptop. Im Auto lag ein WLAN-Router mit UMTS-Verbindung, für das Zelt hatte ich ein langes Stromkabel dabei, und auf meiner isländischen Mobilfunk-Nummer riefen regelmäßig Journalisten an.

So wollte sich zum Beispiel Harvey Cashore vom kanadischen Fernsehen unbedingt mit mir treffen. Er war ohnehin in Deutschland zu einem Termin, und als er hörte, dass ich in Island sei, beschloss er, mir nachzureisen. Cashore leitet den Bereich »investigative Recherchen« bei *CBC*, der *Canadian Broadcasting*

Corporation. Er musste einen Anschlussflug zu dem kleinen Flughafen von Isafjördur nehmen, wo ich auf meiner Rundreise mit Anke und Jacob gerade Halt gemacht hatte.

Cashore schlug eine Kooperation vor. Sein Sender wollte sich an unserer nächsten Publikation beteiligen und sogar einige Redakteure dafür abstellen, uns beim Redigieren des Materials zu unterstützen. Ich unterhielt mich mit ihm zwei Stunden lang, wir hatten uns in einem Fischrestaurant in Isafjördur verabredet. Doch sein Einsatz sollte nicht belohnt werden. Andere Medienpartner wollten nicht, dass *CBC* ein Stück vom Kuchen abbekäme. Die *Spiegel*-Leute waren ziemlich entspannt, es waren vor allem die englischsprachigen Journalisten, die ablehnend reagierten. Julian erzählte mir, sie hätten ihm gegenüber Druck aufgebaut.

In Deutschland gab es in den Medien zu diesem Zeitpunkt nur ein Thema: das Unglück bei der Loveparade in Duisburg, bei der am 24. Juli 19 Menschen von der Menge erdrückt worden waren und zwei weitere Opfer einige Tage später im Krankenhaus an ihren Verletzungen gestorben waren.

Bei uns gingen bald zahlreiche Papiere dazu ein: die unter Verschluss gehaltenen Planungsdokumente, die internen Absprachen und alle Einzelheiten zum Sicherheits- und Genehmigungsprozess. Die Papiere stapelten sich regelrecht auf unserem Server, oft gleich in mehrfacher Ausführung. Es kam mir vor, als hätte die

halbe Duisburger Stadtverwaltung über Nacht den Whistleblower in sich entdeckt.

Zwar hatten auch Blogs und andere Medien schon einiges davon veröffentlicht, aber wir waren garantiert die Ersten, bei denen die Hintergründe so umfassend dokumentiert waren. Ich fühlte mich verpflichtet, das herauszugeben, zumal WL inzwischen auch in die Rolle einer Plattform geschlüpft war, die solchen Dokumenten die nötige Aufmerksamkeit sicherte. So nahm ich mir während unseres Island-Urlaubs einige Nächte lang Zeit, alles für die Website aufzubereiten.

Wir hatten auf unserer Tour in einem kleinen Ort namens Holmavik Halt gemacht. In Holmavik gab es nicht viel mehr als ein Hexenmuseum und ein kleines Gästehaus in windiger Hanglage. Dort verbrachten wir zwei Nächte. Bis morgens um fünf saß ich mit Anke in dem rumpeligen Aufenthaltsraum, in dem jeden Tag das Frühstück serviert wurde, und befasste mich mit Duisburg.

Neben mir stapelte sich ein Berg alter Bierdosen von unseren Vorgängern. Gegen die Kälte schützten mich dunkelblaue Merino-Wollunterwäsche und dicke Socken. Gegen die lahme Internet-Verbindung half nur – Geduld. Ich hatte an die vierzig Dokumente in unterschiedlichen Versionen durchzugehen und musste die ganze Produktionskette wieder an den Start bringen. Außerdem wollten Zusammenfassungen geschrieben und publikationsreife Fassungen mit Deckblättern erstellt werden. Seit unserer Zwangspause hatten wir nur noch

große Publikationen auf Seiten veröffentlicht, die wir eigens dafür gebaut hatten. Die Love-Parade-Veröffentlichung am 20. August war praktisch die erste normale Publikation auf WikiLeaks seit unserer Zwangspause.

Zu diesem Zeitpunkt publizierten wir ja schon lange nicht mehr – wie es eigentlich das fest vereinbarte Prinzip gewesen war – die Dokumente in der Reihenfolge ihres Eingangs, sondern wir ließen den Großteil einfach liegen und konzentrierten uns auf die Big Shots. Diese Devise hatte Julian ausgegeben. Und er war trotz heftiger Diskussionen darüber nicht umzustimmen. Dabei sammelte sich noch so einiges an, was ich wichtig gefunden hätte.

Wir hatten zum Beispiel den Mail-Verkehr der NPD aus den vergangenen vier Jahren eingelagert. Einen Ausschnitt davon hatte ich bereits an einen Journalisten weitergegeben, damit der sich einen Eindruck verschaffen konnte. Außerdem hatte der *Spiegel*, dem zumindest Teile des Materials anscheinend auch vorlagen, bereits eine Geschichte dazu gemacht. Da der *Spiegel*-Artikel aus den Mails zitierte, musste das Magazin von den Anwälten der Partei eine einstweilige Verfügung entgegennehmen. Zwar wurde diese später wieder aufgehoben, allerdings wäre die Publikation der NPD-Mails auf WL eine gute Gelegenheit gewesen, unsere Stärke gegenüber den klassischen Medien herauszustellen. Für einstweilige Verfügungen gab es ja bei WL nicht einmal einen Empfänger.

Als wir an einem Freitag wieder in Reykjavik ankamen und ich in den Chat ging, schien es ein Problem zu geben. Einer der Techies, der sich wie ich in den Urlaub verabschiedet hatte, war verschwunden. Wir vergewisserten uns regelmäßig, dass jeder bei seinen Terminen heil ankam, dass niemand an der Grenze aufgegriffen und festgehalten wurde oder gar verschwand. Er war nun seit neun Tagen abgetaucht, dabei hatte er sich ursprünglich nur für drei Tage abgemeldet. Wir waren in Sorge.

Meine Frau erzählte unserem Sohn jeden Abend, bevor wir auf unserer Rundreise in einem neuen Bett einschliefen, dass in Erfüllung ginge, was man in dieser Nacht träumte.

Ich weiß nicht, ob das bei dem zehnjährigen Jacob Eindruck hinterließ – bei mir tat es das. Als ich in der nächsten Nacht träumte, unser Bekannter sei von einem Abenteuertrip wieder heil nach Hause zurückgekehrt, wachte ich morgens in der Überzeugung auf, alles würde sich nun zum Guten wenden. Und tatsächlich: Ich ging in den Chat, und der Freund war wieder da. Ich dachte, jetzt wäre alles wieder gut. Zwanzig Minuten später entdeckte ich im Internet die Meldung, dass in Schweden gegen Julian ein Haftbefehl erlassen worden war. Er habe zwei Frauen vergewaltigt, hieß es.

Normalerweise gilt auch in Schweden, dass Menschen, die Gegenstand von Ermittlungen werden, vor der Presse geschützt sein sollten. Um Rufschädigung zu vermeiden,

dürften die Medien nicht einmal das Alter einer verdächtigten Person erfahren und schon gar nicht deren Namen. Das schwedische Boulevard-Blatt *Expressen*, das wie der Verlag dieses Buches zur schwedischen Bonnier-Gruppe gehört, brach in diesem Fall alle Regeln. Es hat aus den staatsanwaltlichen Ermittlungen eine Story gemacht, mit seinem vollen Namen. Julian wurde davon ebenso überrascht wie wir. Die Polizei hatte sich noch nicht mal bei ihm gemeldet, da musste er es bereits in der Zeitung lesen. Das wünscht man keinem Menschen.

Seltsam war, dass ich das Gefühl hatte, Julian hätte mir zum ersten Mal seit Monaten wieder zugehört – wenn auch nur für kurze Zeit. Er brauchte meinen Rat. Und er wollte von allen hören, dass sie auf seiner Seite stünden. Auch wenn wir ihm später nahelegten, sich für eine Weile zurückzuziehen, versicherten wir ihm doch sofort, dass wir voll hinter ihm stünden und keinen Grund sähen, an seiner Version der Geschichte zu zweifeln.

Nach der Einsamkeit der isländischen Natur erwartete Anke, Jacob und mich das jährliche Kulturfestival der Hauptstadt. Es war Samstag, und alles war voller Menschen. Die Isländer hatten ihre Straßen mit Buden gepflastert, es gab Essen und Trinken und Musik, und auf den Hauptstraßen fand der jährliche Reykjavík-Marathon statt. Birgitta las vor dem alten Gefängnis aus eigenen Gedichten vor und sammelte Unterschriften gegen die Nutzung von Magma zur Energiegewinnung. Ich ließ Anke und Jacob bei den Ständen zurück und kämpfte mich vor zur Hallgrímskirkja. Das ist eine evangelische

Kirche, die ein bisschen aussieht wie eine abflugbereite Ariane-Raumfähre. Dort war ich mit Ingi und Kristinn verabredet. Wir wollten uns über das aktuelle Problem austauschen.

Die beiden Isländer warteten bereits an der Leif-Eriksson-Statue auf mich. Kristinn schaute immer ein bisschen durch einen hindurch. Als hätte er in der Vergangenheit etwas sehr Schreckliches gesehen und daraufhin beschlossen, nicht mehr richtig hinzugucken. Ingi stand hinter ihm, die Hände vorm Körper verschränkt. Ingi trug meist Hosen und Westen im Military-Style – und dazu dann eine alte Herrenhandtasche.

Wir gingen ins Einar-Jónsson-Museum. Weil wir uns gar nicht für die Kunst darin interessierten, aber beim Reden trotzdem immer weitergingen, schlängelte sich unser Parcours regelrecht durch das Gebäude: Treppe hoch, auf der anderen Seite gleich wieder hinunter, um das Türkreuz auf der rechten Seite, in einer Acht noch mal durch den linken Raum und zurück in den ersten Stock. Durch eine Tür auf der Rückseite des Gebäudes erreichten wir den Skulpturengarten. Mögliche Verfolger hätten wir mit dieser Taktik vielleicht nicht abgehängt, aber zumindest erschöpft.

Zwischen den Bronzefiguren blieben wir einen Augenblick stehen. Kristinn zündete sich eine Zigarette an der vorangegangenen an. Er sprach ein bisschen überdeutlich und unterbrach mich mehrfach. Er war längere Zeit mit Julian zusammen in Großbritannien

gewesen und durfte sich jetzt wohl zu seinen engsten Vertrauten zählen.

»Und was machen wir nun?«, fragte ich.

Kristinn guckte mit seinem leeren Blick durch mich hindurch. Ingi beobachtete uns stumm. Mir wurde klar, dass unser Krisenmanagement miserabel bis nicht vorhanden war und dass wir uns dringend alle zusammensetzen mussten, um sehr grundsätzlich über Posten, Aufgaben und Strukturen nachzudenken. Im Chat konnten wir unsere Probleme nicht lösen. Ich hatte schon länger auf ein *Core Meeting*, ein Treffen des Kernteam, gedrängt.

Birgitta stieß wenig später zu uns dreien. Auch sie schien von der aktuellen Situation überfordert.

Dann klingelte Kristinns Handy. Er hörte zu, antwortete erfreut und informierte uns dann erleichtert. Der Haftbefehl war zurückgezogen worden. Was für ein Tag! Wir waren uns alle einig, dass Julian das Verhalten seinen Frauenbekanntschaften gegenüber dennoch dringend überdenken sollte.

Zu dem Thema »Julian und die Frauen« ließen sich nämlich in der Tat ein paar Sätze sagen. Julian mag Frauen, das steht fest. Dabei gab es keine bestimmte Frau, die seine Gedanken besetzt hielt – es war das Thema an sich. Wenn wir auf Konferenzen waren, taxierte er nicht selten die Anwesenden. Es ging ihm nicht um Beine, Brüste, Hintern, wie man es Männern gerne unterstellt. Julians Zuneigung zu Frauen war nicht

so plump, wie es in den Medien dargestellt wird.

Julian hatte einen Blick für Details. Für Handgelenke zum Beispiel, Schultern, Nacken. Er sagte nie etwas wie »geile Titten« oder so, wirklich, nie. Er sagte eher: »Die Frau hat schöne Wangenknochen, das sieht sehr edel aus.« Oder wir betrachteten eine grazile Frau, die in ihrer Handtasche kramte, während sie an uns vorbeiging. Und Julian sagte: »Es muss sich gut anfühlen, von diesen Händen berührt zu werden.« Das war aber wirklich schon das Äußerste, er redete mir gegenüber nie obszön über Frauen.

Ich muss gestehen, er hat mich mit seinem Frauen-Tick ein bisschen angesteckt. Dabei war ich ja damals auch in festen Händen. Ich erinnere mich noch an die *Global-Voices*-Konferenz in Budapest. Dort gingen wir nach unserem Vortrag auf eine Party, die auf dem Dach eines alten Supermarkts stattfand, und tranken ziemlich viel Absinth. Julian und ich vertrugen beide kaum Alkohol, und so waren wir in recht beschwipster Laune, als wir von der Party die Straße zurück zu unserem Apartment nahmen.

Die Wohnung hatte ein Gasleck, und es roch erbärmlich darin, vermutlich war eine Leitung undicht. Wir schliefen abwechselnd im Hochbett oder auf dem Sofa und machten Witze wie: »Wenn du mich nur noch röchelnhörst, schlepp dich besser zum Fenster.« Oder: »Soll ich deinen Eltern noch irgendwas ausrichten, wenn ich ihnen die traurige Nachricht überbringe?« Aber das Apartment war billig und zentral gelegen, und eigentlich

hatten wir in Budapest ein sehr feines Leben.

Auf dem Heimweg von unserem Absinth-Abend hatten wir jedenfalls so etwas wie eine gemeinsame Erscheinung: Auf Rollerblades, in Hotpants und engem Oberteil, raste da eine Frau an uns vorbei. Sie war aufregend, sexy und sah sehr interessant aus. Wir steigerten uns ein bisschen in unsere Phantasien, und das Thema ließ uns den ganzen Abend nicht mehr los.

Zurück in unserer Gasbude sinnierten wir dem Abend hinterher. Julian lag unten auf dem Sofa, ich war nach oben auf das Hochbett geklettert. Wir redeten über die Konferenz, andere Leute, künftige Pläne.

Ab und zu seufzte einer und sagte: »Was für eine Frau!«

Oder der andere sagte: »Ja, die war schon der Hammer.«

Wir sind sogar später immer mal wieder auf diese Rollerbladerin zurückgekommen, sie wurde zum Sinnbild für unsere Traumfrau.

Ich habe in der Zeit nie etwas mit anderen Frauen angefangen, mich plagte dennoch ein schlechtes Gewissen. Ich merkte, dass ich mich durch die vielen Reisen immer weiter von meiner Freundin in Wiesbaden entfernte.

Für Julian war das Kriterium, das eine Frau in seinen Augen begehrenswert machte, recht einfach: 22. Sie sollte jung sein. Und ihm war wichtig, dass sie ihn nicht in Frage stellte und sich ihrer Rolle als Frau bewusst war. Sie durfte zugleich intelligent sein, das gefiel ihm sogar.

Es ist mir sonst kein konkretes Beuteschema aufgefallen. Ob sie dünn war oder dick, groß, klein, blond – egal. Es war gut, wenn sie hübsch war, aber keine Bedingung. Ich glaube, in den Anfangsjahren von WL ist Julian oft einsam gewesen. Jedenfalls hatte ich diesen Eindruck in den Zeiten, in denen wir gemeinsam auf Konferenzen reisten.

Eine Zeitlang hatte ich das Gefühl, es würde sich zwischen ihm und Birgitta etwas anbahnen. Aber Birgitta war genau das Gegenteil einer devoten Frau: Sie war aufrecht und sagte immer, was sie dachte. Und sie ist zweifelsohne eine attraktive Frau – allerdings schon lange keine 22 mehr. Irgendwann hat Julian mal zu mir gesagt, sie sei seine Traumfrau. Vielleicht war das nur so dahergesagt, er glaubte ja, ständig etwas Bedeutsames sagen zu müssen. Aber ich hatte das Gefühl, dass er sich niemals dauerhaft auf eine Frau einlassen könnte, die mit ihm auf Augenhöhe war.

Wir sprachen oft über die Evolutionstheorie. Der Stärkere behielt nicht nur immer die Oberhand, er würde sich auch durch die vitalere Nachkommenschaft auszeichnen. Seine Gene wären es besonders wert, verbreitet zu werden, so die These.

Ich saß dabei, wie Julian in großer Runde damit protzte, wo er nicht schon überall auf der Welt Vater geworden sei. Viele kleine Julians, auf jedem Kontinent einer – das Bild schien ihm zu gefallen. Ob er sich wirklich um die Kinder kümmerte oder ob sie überhaupt existierten, war eine andere Frage.

Julian konnte Frauen gegenüber aber auch sehr zuvorkommend sein. Wenn er sie kennenlernte, war er höflich und charmant. Allerdings bedachte er sie nie mit zu viel Aufmerksamkeit. Das schien sie erst dazuzubringen, immer wieder zu ihm zurückzukehren. Sein Desinteresse zog sie an.

Im Fall der Anschuldigungen in Schweden soll es Streit über die Verwendung eines Kondoms gegeben haben. Anna A., offensichtlich eine der beiden Frauen, die sich bei der Polizei informierte, inwiefern ihre Erfahrungen mit Julian strafrechtlich relevant sein könnten, und damit die Ermittlungen auslöste, ist Mitglied der Christlich-Sozialdemokratischen Partei Schwedens. Sie hatte Julian zu einem Seminar über »Die Rolle der Medien in Konfliktsituationen« eingeladen, das in Stockholm stattfand.

Was wirklich zwischen ihnen passiert ist, wissen nur die Frauen und Julian. Fakt für mich war, dass es nun einmal diese Vorwürfe gab. Durch Julians Position bei WL mussten wir dazu eine Haltung finden. Ein Sprecher einer Organisation, gegen den solche Vorwürfe im Raum stehen, beschädigt das Ansehen der Projekte, die er vertritt. Ob einem das nun gefällt oder gerecht erscheint, steht auf einem anderen Blatt. Nicht nur ich, sondern auch viele andere haben ihn daher gebeten, sich ein wenig zurückzuziehen. Er hingegen fing bald an zu behaupten, es handele sich um eine Schmierenkampagne des Pentagon. Man hätte ihn sogar kurz zuvor gewarnt,

dass gegen ihn schmutzige Tricks angewandt würden und er aufpassen solle, dass er nicht »in die Sex-Falle tappe«. Zu uns sagte er, er könne die Kontakte nicht nennen, die ihn gewarnt hätten, aber sie wären zuverlässig.

Im Chat diskutierte ich ständig mit ihm über diese Problematik.

J: they will go away be the end of the week

D: no, they wont

D: what will happen given that nothing happens, is that more people will come out of the closet

D: because people do not like the way this is being dealt with

D: its pretty dead simple

D: they want to see this has a consequence

D: and given the statements you made, plus the fact that we are even trying to push this while setup-angle, this is not what is expected

D: whole*

D: this is all not what will make people that feel hurt or whatever go away, in contrary so

D: the reaction to it triggers people to come out of the closet

J: that's the line you're trying to push around?

D: what line?

J: if so, i will destroy you.

D: lol

D: wtf [what the fuck] j

D: seriously

D: whats that bullshit?
D: are you out of your fuckin mind?
D: i am not taking this bs much longer j
D: seriously
D: you are shooting a messenger here, and this is not acceptable
D: the one that faces serious problems is you
D: and by that the project might be harmed
D: and thats my concern
D: my interest in helping you does not really thrive the way you are dealing with this
D: cant even believe this
D: have you ever, just once, in all this hybris you seem trapped in considered that not everything is someone elses fault?
D: good luck man, i am tired of doing damage control for you there
D: so take a pick
J: Go away and think about your actions and statements. I know of many you do not think I do. I will not tolerate disloyalty in crisis.
D: i think you misunderstand the situation here j
D: quite frankly
D: but as i said, i will not cover for you anymore or do any further damage control
D: good luck with your attitude
D: i for myself have nothing i need to be ashamed for
J: So be it.15

Wie hätte ich ihm klarmachen sollen, dass es mir um das Projekt ging? Er warf uns vor, dass wir auf eine Schmierenkampagne hereingefallen waren und ihm jetzt in den Rücken fielen.

Er hatte mir von den beiden Frauen erzählt. Er hat abgestritten, ohne Kondom mit ihnen geschlafen zu haben, wobei die Details an diesem Punkt recht vage blieben. Ich will und kann nicht über die Gefühle der Frauen urteilen und nicht über Julians Verhalten ihnen gegenüber. Was ihm hier zum Verhängnis wurde, schien vor allem, dass ein Chauvi wie er an zwei emanzipierte Frauen geraten war – und das in einem Land, das bei sexueller Gewalt strengere juristische Maßstäbe anlegt als die meisten anderen Nationen. Julian war nicht zuletzt durch seinen Popstar-Status in etwas hineingeraten, was er nicht mehr kontrollieren konnte.

Schließlich tauchte die Frage auf, wer für seine Anwaltskosten aufkommen sollte. Er konnte das nicht ohne Weiteres von den Spendengeldern abzweigen, es ging bei den Vorwürfen um ihn als Privatmann. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn Julian an die Stiftung oder an wen auch immer eine Rechnung für seine Arbeit des vergangenen Jahres geschrieben hätte, dann hätte er genug Geld für seinen Anwalt gehabt. Ich habe mehrmals im Chat versucht, ihm das vorzuschlagen. Aber Julian ging nicht darauf ein.

Meine Suspendierung

Wir flogen am Tag nach dem ersten Haftbefehl gegen Julian in Schweden nach Berlin zurück, und ich verschanzte mich in unserer Wohnung. Da saß ich etliche Stunden, meistens im Wohnzimmer, an dem großen Tisch mit Blick auf eine Baustelle vor dem Fenster, den Rechner vor mir aufgeklappt, auf den Chat starrend oder selbst etwas hineintippend. Ich ging fast gar nicht mehr in den Club, obwohl ich sonst so gut wie jeden Tag zum Arbeiten dort war. Mir war anzusehen, dass mich etwas bedrückte, und ich wollte nicht, dass jemand nachfragte.

Anke war hilflos. Sie hätte sicher am liebsten schon viel früher gesagt: »Lass es sein, das macht dich kaputt.« Aber sie wusste auch, wie sehr mein Herz an WL hing und dass ich vermutlich nicht gut auf einen solchen Rat reagiert hätte – gerade weil ich selbst wusste, dass sie recht hatte.

Ich merkte aber auch, dass ich insgeheim langsam auf Abstand ging zu WL. Ich muss gestehen, dass die persönlichen Konflikte zwischen Julian und mir womöglich ein wichtiger Auslöser dafür gewesen sind, vielleicht sogar der wichtigste. Aber es gab auch viele inhaltliche Punkte, die mir schon länger Sorge bereitet hatten, und die wurden in diesen Tagen sehr akut.

Natürlich hatte ich schon länger ein Problem damit,

dass ich die Öffentlichkeit darüber belogen hatte, wie WL tatsächlich aufgestellt war. Dass wir lange nur aus zwei Vollzeit-Leuten und einem Server bestanden hatten. Auch unser mangelhaftes Back-up-System machte mir zu schaffen. Schließlich war ich es, der dafür verantwortlich war, aber das System funktionierte nicht anständig. Ich war in den vergangenen Jahren oft mitten in der Nacht aufgewacht, weil ich panisch an die Sicherheitskopien denken musste, die möglicherweise schon wieder nicht geklappt hatten. Ich stand dann sofort auf und machte ein neues Back-up, mehr Adrenalin als Blut in den Adern.

Eine Antwort, die mir auch beim hundertsten Interview noch schwer über die Lippen kam, war die nach unserer vermeintlichen Echtheitsprüfung. Bis Ende 2009 wurden die eingereichten Dokumente fast ausschließlich von Julian und mir geprüft. Genau genommen war die Aussage, dass wir auf rund achthundert freiwillige Experten zurückgreifen konnten, keine Lüge. Wir verschwiegen dabei allerdings das winzige Detail, dass es keinen Mechanismus gab, sie tatsächlich einzubinden. Keiner von ihnen hätte jemals Zugriff bekommen können auf das Material. Stattdessen prüften meist Julian und ich, ob die Dokumente technisch manipuliert worden waren und ob sie uns plausibel erschienen, und recherchierten ein wenig. Und vertrauten dann darauf, dass es schon glattgehen würde. Wir waren offensichtlich gut und entwickelten über die Zeit einen Riecher, was ein echtes Dokument war und was nicht. Es passierte uns kein

Fehler, jedenfalls soweit ich weiß. Aber es hätte auch schiefgehen können.

Solange ich mich selbst damit beruhigen konnte, dass wir ja an einem besseren System arbeiteten und eben noch am Anfang stünden, war das in Ordnung. Aber nach fast drei Jahren konnte ich mir das selbst nicht mehr glauben. In den zurückliegenden Monaten hätten wir eigentlich die Möglichkeit gehabt, die eigenen Verbesserungsvorschläge mit mehr Elan voranzutreiben. Es war Geld da. Es gab ein paar zuverlässige Mitstreiter, mehr Ressourcen – und wir kümmerten uns trotzdem nicht ausreichend darum. Wir waren fahrlässig, und wir spielten mit dem Vertrauen unserer Quellen und dem Geld unserer Spender.

Früher hatte ich nur Julian, mit dem ich ernsthaft über diese ganzen Probleme reden konnte. Er wusste um die internen Schwächen ja mindestens genauso gut Bescheid wie ich. Die meisten Sorgen behielt ich aber für mich. Ich hatte keine Lust auf Konflikte.

Inzwischen hatte ich angefangen, mich mit dem Architekten und Birgitta darüber auszutauschen, auch mit Herbert und mit Harald Schumann, dem Journalisten vom *Tagesspiegel*. Der Chatroom, in dem wir mit wachsender Sorge debattierten, hatte übrigens einen sehr passenden Namen. Er hieß »Mission First«.

Es war schon seit einer ganzen Weile klar, dass WL sich in die falsche Richtung entwickelte und wir uns verändern mussten. Den technischen Umbau hatte der Architekt ja bereits eingeleitet. Je länger wir über die Probleme

sprachen, desto klarer war geworden, dass es eines weitaus umfassenderen Umbaus bedurfte. Der Journalist Harald Schumann hatte uns in Island immer wieder gefragt, wer bei uns die Entscheidungen träfe. Er ließ nicht locker, setzte sich einfach auf einen der Plätze im *Ministry of Ideas* und wollte sich nicht abschütteln lassen. Wir wandten uns. Wir gingen ihm aus dem Weg, versuchten ihn auf andere Themenfelder zu locken. Denn das war in der Tat unser Problem.

Wir hatten versucht, kritische Fragen durch Prinzipien aus der Welt zu räumen: So wollten wir beispielsweise einfach alles Material veröffentlichen, in der Reihenfolge seines Eingangs, und verpflichteten uns so selbst zu Neutralität. Es gab nur ein Problem: Wir konnten diesem Prinzip spätestens seit Ende 2009 nicht mehr gerecht werden, weil wir fast untergingen in Einreichungen und zwangsläufig auswählen mussten.

Ein weiteres Problem: Wir wollten eigentlich im Sinne der Gewaltenteilung eine neutrale *Submission*-Plattform bieten, also die reine Technik. Und nicht als politischer Agitator und mit einem Twitter-Account als Propaganda-Kanal auftreten.

Und schließlich wählten wir uns Kooperationspartner in den Medien und brachten uns dadurch in neue Abhängigkeiten. Obwohl diese Zusammenarbeit zuerst nur als Test gedacht war, blieben wir dem Modell treu. Wir genossen die Aufmerksamkeit, die uns die Medien einbrachten, und rechtfertigten die neue Linie damit, dass auch das Material, die Inhalte selbst davon profitieren

würden, wenn sie besser sichtbar wären.

Keine Einzelentscheidungen zu Dokumenten und Veröffentlichungen zu fällen hätte außerdem grundsätzlich den Vorteil gehabt, dass im Zweifel niemand verantwortlich gemacht werden konnte, sollte etwas schiefgehen. Wir wollten uns stattdessen auf Prinzipien und etablierte Mechanismen verlassen. Doch das war eine Illusion.

Wir waren nicht nur gezwungen, eigene Entscheidungen zu treffen. Wir taten das in der Folge auch, und zwar ohne uns jemals Gedanken über Regeln dafür gemacht zu haben. Die gute Frage war schließlich, und damit hatte der *Tagesspiegel*-Journalist Schumann den Punkt getroffen: Wer sollte diese Entscheidungen treffen?

Am Ende war es Julian, der das tat. Natürlich. Wir anderen waren zu unentschlossen, zu feige oder zu wenig resolut, um dem schnellstmöglich einen Riegel vorzuschieben. Er wurde zum Alleinentscheider an der Spitze von WL, und es gab keine Instanz, die ihn kontrollierte. Er wollte auch gar nicht hinterfragt werden. Das war spätestens im Zusammenhang mit der Verhaftung von Bradley Manning zum Problem geworden und hatte sich auch im Verlauf der folgenden Wochen gezeigt. An Julians Ermittlungsverfahren in Schweden sollte unser Team dann endgültig zerbrechen.

Die schwedische Staatsanwältin hatte den Haftbefehl gegen Julian zunächst binnen 24 Stunden wieder

zurückgezogen und in den Vorwurf der sexuellen Belästigung abgemildert. Der Anwalt der Frauen veranlasste jedoch, dass der Vergewaltigungsvorwurf im November wieder aufgenommen wurde.

Julian sagte, Kristinn habe nach unserem Krisengespräch im Skulpturengarten berichtet, wie sehr ich probiert hätte, Birgitta zu manipulieren. Die Frage, wer in diesem Fall was zu wem gesagt hatte, wurde in den kommenden Tagen und Wochen zu einer unserer Hauptbeschäftigungen.

Wir hatten intern angefangen, unsere Chats zu protokollieren und untereinander auszutauschen. Das war ein Versuch, gegen Julians ganz spezielles »symmetrisches« Wahrheitsverständnis vorzugehen. Wir wollten einfach, dass es so etwas wie echte Dokumente gab, Belege für das, was im Chat thematisiert wurde. Es hätte auch nichts dagegen gesprochen, wenn Ingi und Kristinn an allen Gesprächen beteiligt gewesen wären, obgleich ich sie nicht zum Kernteam zählte. Ich habe aus meiner Zeit bei WL vor allem gelernt, dass wichtige Fragen immer in der Gruppe ausgetauscht werden müssen und dass bei der Diskussion niemand außen vor gelassen werden darf.

Von dem Chat mit Julian, in dem er meine Suspendierung ausspricht, gab es eine Kopie, die bei *Wired* veröffentlicht wurde. Ich weiß bis heute nicht, wer sie damals an das englischsprachige Magazin weitergegeben hat. Ich denke aber, es gibt gute Gründe, anderen einen Blick auf diese Protokolle zu ermöglichen.

Denn darin ging es nicht um private Dinge, sondern um die Kommunikationskultur von WikiLeaks. Die Chat-Protokolle zeigen, in welchem Zustand das Projekt damals war, in welchem Ton und mit welchen Argumenten hantiert wurde. Ich kann hundertmal behaupten, Julian wäre ein »Diktator« gewesen. Möge sich jeder selbst ein Bild machen, wenn er die Chats liest.

Seit den Vergewaltigungsvorwürfen waren erst wenige Tage vergangen, als an einem Mittwochabend das Gezanke im Chat wieder losging. Julian betonte, er hätte keine Zeit, uns in seine Entscheidungen einzuweihen, denn er hätte »high level discussions with around 20 people a day now«.

Diese anderen Leute, mit denen er sich besprechen musste und die die Arbeit für WL erledigten – ich weiß nicht, wer damit gemeint sein sollte. Julians sogenannte Helfer reisten vielleicht gelegentlich mit ihm herum, kamen mit auf Meetings oder zu Drehs, keine Ahnung. Er war zu dieser Zeit in Schweden. Er hatte dort, soweit ich weiß, Kontakt zu Leuten von der Piratenpartei und zu Journalisten von *Aftonbladet*, der schwedischen Tageszeitung, für die er anfangen sollte, Kolumnen zu schreiben. Natürlich wäre es wichtig gewesen, mehr echte Helfer bei WL einzubinden und das kleine Kernteam zu entlasten. Keine Frage.

Wir hatten zu diesem Zeitpunkt ziemlichen Ärger mit einem Artikel im *Wall Street Journal*. Die Journalisten hatten Julian und mich unabhängig voneinander zu den Finanzen von WL befragt: Ich hatte ihnen erklärt, wie

transparent und ordentlich unsere Spenden in Deutschland abgerechnet würden. Julian wurde mit dem Gegenteil zitiert, nämlich wie geschickt die WL-Konten explizit so gehandhabt würden, dass sie von außen nicht mehr angegriffen werden könnten. Dem Bericht zufolge stellte er die intransparente Kontoführung als eine clevere Methode dar, zu verhindern, dass uns der Geldhahn zugedreht werden konnte.

Das brachte uns natürlich nur weitere neugierige Journalisten ein, die wissen wollten, wieso wir unsere Finanzen verschleierten. Und vor allem brachte es die Wau Holland Stiftung in Erklärungsnot. Julian sagte daraufhin, er sei falsch zitiert worden und habe das so nie gesagt.

Wir baten ihn im Chat dann erneut, sich etwas zurückzuziehen und nicht mehr mit der Presse zu reden oder Tweets loszuschicken, in denen er behauptete, das sei alles nur eine Schmierenkampagne des Pentagon. Als ihm unsere Fragen zu kritisch wurden, loggte Julian sich einfach aus.

Ich vermute, es hat ihn doch erstaunt, wie konsequent wir ihm auf einmal widersprachen. Und dass auch der Architekt keine Spur von seiner kritischen Linie abwich. Mir war wichtig, auch den anderen Techie zu seiner Meinung zu befragen, aber er wollte sich aus den internen Querelen lieber heraushalten.

Die beiden Techniker und ich waren ratlos. Ich hatte mal wieder drei Stunden vor dem Chat gesessen, und wir waren von einer Lösung weiter entfernt als je zuvor. So

ging es jetzt schon wochenlang. Wir wollten Julian zwingen, mit uns zu reden. Wir haben dann zu einem recht harten Mittel gegriffen. Es war ein Versuch. Vielleicht war es nicht der optimale Weg, aber wir wollten klarmachen, dass WL kurz vor einer Meuterei stand. Und deshalb nutzten wir den kleinen technischen Vorteil, den wir besaßen. Nichts Böses, nichts Essentialles, es ging mehr um die Symbolkraft.

Die Techniker schalteten am Abend des 25. August das System in den Wartungsmodus. Das war ohnehin nötig. Das *Submission*-System, die Mails, der Chat, das alles blieb online. Nur das Wiki war down. Und wir schickten eine Twitter-Meldung raus, dass es sich um vorübergehende Instandhaltungsarbeiten handelte. Außerdem änderten wir das Passwort für den Twitter-Account und den Zugang zu den Mails. Wir wollten ihn aufrütteln. Julian schaltete als Reaktion darauf beleidigt das gesamte System ab. Wir gaben ziemlich direkt klein bei, fuhren das Wiki wieder hoch und gaben ihm die Passwörter.

Am nächsten Tag erschien ein Artikel in *Newsweek*, in dem von »internen Querelen« bei WL zu lesen war. Ich hatte von dem Artikel noch nichts gehört, bis mich Julian nachmittags im Chat darauf ansprach. Er war der Meinung, dass ich diese Aussage gestreut hätte. Ich hatte nie mit dem *Newsweek*-Reporter geredet, ich kannte ihn nicht einmal. Ursprünglich hatte ich Julian fragen wollen, was unsere Abmachungen mit den Medien bezüglich des geplanten Irak-Releases waren:

D: what are the agreements re iraq? i need to understand what the plan is there, and what the constraints are

J: »A person in close contact with other WikiLeaks activists around Europe, who asked for anonymity when discussing a sensitive topic, says that many of them were privately concerned that Assange has continued to spread allegations of dirty tricks and hint at conspiracies against him without justification. Insiders say that some people affiliated with the website are already brainstorming whether there might be some way to persuade their front man to step aside, or failing that, even to oust him.«

D: what does that have to do with me?

D: and where is this from?

J: Why do you think it has something to do with you?

D: probably because you alleg this was me

D: but other than that just about nothing

D: as discussed yesterday, this is an ongoing discussion that lots of people have voiced concern about

D: you should face this, rather than trying to shoot at the only person that even cares to be honest about it towards you

J: No, three people have »relayed« your messages already.

D: what messages?

- D: and what three people?
- D: this issue was discussed
- D: A [Architect] and i talked about it, Hans* talked about it, B talked about it, Peter* talked about it
- D: lots of people that care for this project have issued that precise suggestion
- D: its not me that is spreading this message
- D: it would just be the natural step to take
- D: and thats what pretty much anyone says
- J: Was this you?
- D: i didnt speak to newsweek or other media representatives about this
- D: i spoke to people we work with and that have an interest in and care about this project
- D: and there is nothing wrong about this
- D: it'd actually be needed much more, and i can still only recommend you to finally start listening to such concerns
- D: especially when one fuckup is happening after the other
- J: who, exactly?
- D: who exactly what?
- J: Who have you spoken to about this issue?
- D: i already told you up there
- J: those are the only persons?
- D: some folks from the club have asked me about it and i have issued that i think this would be the best behaviour
- D: thats my opinion

D: and this is also in light to calm down the anger there [...]

J: how many people at the club?

D: i dont have to answer to you on this j

D: this debate is fuckin all over the place, and no one understands why you go into denial[...]

J: How many people at the club?

J: In what venue?

D: in private chats

D: but i will not answer anymore of these questions

D: face the fact that you have not much trust on the inside anymore

D: and that just denying it or putting it away as a campaign against you will not change that it is solely a consequence of your actions

D: and not mine

J: How many people are represented by these private chats? And what are there positions in the CCC?

D: go figure

D: i dont even wanna think about how many people that used to respect you told me that they feel disappointed by your reactions

D: i tried to tell you all this, but in all your hybris you dont even care

D: so i dont care anymore either

D: other than that, i had questions first, and i need answers

D: like what agreements we have made

D: i need to understand this so we can continue working

D: you keep stalling other peoples work

J: How many people are represented by these private chats? And what are there positions in the CCC?

D: start answering my questions j

J: This is not a quid-pro-quo.

J: Are you refusing to answer?

D: i have already told you again that i dont see why i should answer to you anymore just because you want answers, but on the same hand refuse to answer anything i am asking

D: i am not a dog you can contain the way you want to j

J: I am investigation a serious security breach.

Are you refusing to answer?

D: i am investigating a serious breach in trust. are you refusing to answer?

J: No you are not. I initiated this conversation. Answer the question please.

D: i initiated it

D: if you look above

D: twice already

D: i want to know what the agreements are in respect to iraq

J: That is a procedural issue. Don't play games with me.

D: stop shooting at messengers

J: I've had it.

D: likewise, and that doesnt go just for me

J: If you do not answer the question, you will be removed.

D: you are not anyones king or god
D: and you're not even fulfilling your role as a leader right now
D: a leader communicates and cultivates trust in himself
D: you are doing the exact opposite
D: you behave like some kind of emporer or slave trader
J: You are suspended for one month, effective immediately.
D: haha
D: right
D: because of what?
D: and who even says that?
D: you? another adhoc decision?
J: If you wish to appeal, you will be heard on Tuesday.
D: BAHAHHAHA
D: maybe everyone was right, and you really have gone mental j
D: you should get some help
J: You will be heard by a panel of peers.
J: You are suspend for disloyalty, insubordination and destabilization in a time of crisis.[16](#)

Wenige Stunden nach meiner Suspendierung, am Abend des 26. August, hat Julian dann ein Meeting einberufen, von dem der Architekt und ich ausgeschlossen waren. Beteiligt waren unter anderem die Nanny, Birgitta und Kristinn. Außerdem hatte sich Resa*, ein Freund von mir,

eingeloggt sowie einige weitere Leute, die Julian mobilisiert hatte. Mein anarchistischer Freund Herbert aus Island war auch dabei und schickte mir anschließend das Protokoll zu. Der Architekt und ich haben das Protokoll mit Kommentaren versehen und an alle, die es betraf, zurückgeleitet.

In diesem Meeting hat Julian die anderen über unsere Meuterei und meine Suspendierung unterrichtet. Über mich hat er darin gesagt: »Daniel is problematic, and, frankly, delusional, an illmotivated, but he can be kept in a box if he has other people telling him what is wrong and right and what he can do and can not do. when he is left in his germanic bubble he floats.«¹⁷

Julian versuchte in diesem Chat, die anderen auf seine Seite zu ziehen. Doch die anderen ließen sich nicht so einfach überzeugen. Sie stellten Nachfragen und kritisierten Julian dafür, dass er sich nicht mehr mit dem Team absprach. Ich las das Protokoll wie einen Krimi. Es wurde klar, mir so sehr wie vermutlich auch Julian, dass die anderen zwar nicht offen rebellieren würden, aber dass er keinesfalls die Mehrheit hinter sich hatte.

Den Architekten hoffte Julian im Team behalten zu können. Keinen sonst brauchte er so dringend. Der Architekt war zentral für unsere Infrastruktur. Er war es gewesen, der Ende 2009 das Submission-System überarbeitet hatte. Vorher war das ein einfaches, in die Website eingebettetes Upload-Formular. Er hatte die unterschiedlichen Plattformen von Server, Wiki und

Mailsystem auseinandergelöst, so dass Hacker nicht in das komplette System eindringen konnten. Neben dem Architekten gibt es auf der ganzen Welt nur sehr wenige Experten, die dazu in der Lage gewesen wären.

Umso weniger verstand ich, dass Julian mit seiner nachlässigen Art die Arbeit des Architekten nicht genug würdigte. Durch dieses Chat-Meeting hatte er ihn endgültig vergrault. Den anderen gegenüber stellte er den Architekten als einen Handlanger dar, der von mir negativ beeinflusst worden war.

Julian musste zu diesem Zeitpunkt vermuten, dass die geplante Anhörung sehr leicht zu seinen Ungunsten hätte ausgehen können. Auch wenn er das vermeintliche *Panel of Peers* selbst zusammengestellt hätte, wäre immer noch nicht klar gewesen, dass es sich am Ende gegen meine Suspendierung und vielleicht sogar gegen seine eigene herausgehobene Position bei WL ausgesprochen hätte.

Im Nachhinein hatte meine Suspendierung für ihn den Vorteil, dass er mich wie einen frustrierten Mitarbeiter aussehen lassen konnte, der das Projekt aus Rache kritisierte. Natürlich war ich frustriert. Natürlich war der Konflikt zwischen uns hochgekocht. Aber der Frust über meine Beurlaubung war nicht der Ursprung meiner Kritik, und inzwischen begriffen auch die anderen, dass bei WL etwas in die Schieflage geraten war.

Durch die Suspendierung stellte Julian sicher, dass ich von da an von bestimmten Systemen ausgeschlossen war und viel weniger Möglichkeiten zur Kommunikation hatte. Vorher hätte ich sogar seine Mails lesen können.

Theoretisch, ich habe das nie getan.

Wie so viele benutze ich mein Mailprogramm gleichzeitig als Speicher für Termine und Kontakte. Ich konnte also nicht mehr nachgucken, mit wem ich in den folgenden Wochen verabredet war. Ich hatte in der kommenden Zeit mindestens vier oder fünf Vorträge auf verschiedenen Konferenzen zugesagt. Thomas Leif, der das Hambacher Demokratieforum moderierte, hatte mich zum Beispiel zu der Veranstaltung »Meine Daten gehören dir« eingeladen. Ich habe mich nicht bei ihm abgemeldet und ihn in eine unangenehme Situation gebracht. Mein Stuhl auf der Bühne blieb leer.

Später versuchte ich, mich bei allen zu entschuldigen, die ich versetzt hatte. Ich habe bis heute die Sorge, es könnte noch jemanden geben, der mir ganz schrecklich böse ist, weil ich ihn alleine auf einem Podium sitzen ließ.

Der Streit eskaliert

Julian hat nicht nur mich vom Mailserver ausgesperrt, sondern alle anderen gleich mit. Er war der Einzige, der noch Zugriff hatte. Viele Aufgaben, die von den Technikern erledigt werden mussten, hingen von meiner Zuarbeit ab. Das war also schon misslich genug. Aber dadurch, dass er den Zugriff auf den Mailserver sperrte, konnte wirklich niemand mehr arbeiten. Dabei mussten die Irak-Veröffentlichungen vorbereitet werden. Auf dem Mailserver lief auch die Domainverwaltung. Wir hätten dringend Sub-Domains anlegen müssen für die Irak-Dokumente.

Mit Spiegel, Guardian und New York Times, unseren Medienpartnern, hatten wir bereits einen festen Termin für die Veröffentlichung ausgemacht. Der Termin musste um einen Monat auf den 23. Oktober 2010 verschoben werden. »Alles Daniels Schuld«, schimpfte Julian.

Wir befanden uns in einem eigenständlichen Schwebezustand. Auf der einen Seite stand meine Anhörung noch aus und ich war offiziell »suspendiert«, auf der anderen Seite waren wir weiter über den Chat in Kontakt. Julian schrieb mir ellenlange Klagen. Er wäre jetzt nur noch damit beschäftigt, zu reparieren, was ich kaputtgemacht hätte. Es war ein bisschen so, als quatsche einem die Ex jeden Tag eine Stunde auf den

Anrufbeantworter, dass sie nie wieder etwas mit einem zu tun haben wolle. Und ich war natürlich mindestens genauso bescheuert. Ich zankte eifrig zurück.

Unter der Bedingung, das Passwort keinesfalls an mich weiterzugeben, bot Julian den Techies an, wieder Zugang zum System zu bekommen. Sie ließen sich nicht darauf ein, sie waren ja mit meiner Suspendierung nicht einverstanden. Der Architekt stand eindeutig auf meiner Seite. Der junge Techniker hielt sich heraus. Er litt unter dem Stillstand und wollte am liebsten einfach weitermachen wie bisher.

Julian hatte ja gesagt, er wolle ein Panel of Peers zusammenstellen, also ein Gremium von Gleichgestellten. In den nächsten Tagen warteten wir also darauf, dass Julian uns das Tribunal präsentierte. Wer diese Peers sein sollten, war nicht klar, er sagte nur, er brauchte dieses Panel für das Revisionsverfahren – »um transparent zu sein und Vertrauen zu schaffen«, wie er das nannte.

Birgitta hat wenig später mit einem Journalisten von The Daily Beast geredet. Der Artikel sorgte für die nächste Aufregung. Darin stand unter anderem, dass Julian »ein chauvinistisches Verhältnis« zu Frauen hätte. Und dass sie ihm geraten habe, sich für eine Weile zurückzuziehen. Julian reagierte sehr wütend. Er fühlte sich verraten.

Birgitta hat den Ärger unterschätzt, den dieser Artikel auslösen sollte. Später schickte sie über Twitter eine Nachricht, um die Spekulationen, die ihr Zitat ausgelöst hatte, ein wenig zu beruhigen: »I did NOT suggest

Assange should resign, I think he should not be a spokesman right now. He still has my support for all his other work.«¹⁸ Aber sie bereute nicht, mit der Presse geredet zu haben. Sie sagte immer, was sie dachte, und stand dann dazu.

Julian war überzeugt, dass ich nicht nur Birgitta manipuliert hatte, um sie zu dem Zitat in dem Daily Beast-Artikel zu bewegen. Er glaubte auch, dass ich selbst die Quelle der Informationen über die »internen Querelen« bei WL war, über die berichtet wurde. Ich hatte mit keinem Journalisten geredet. Ich weiß auch nicht genau, woher der Reporter seine Informationen bezog. Es war ja nicht schwierig, auf interne Differenzen zu schließen, wenn bereits unterschiedliche Äußerungen in der Presse kursierten: Birgitta hatte gesagt, sie hielte einen vorübergehenden Rückzug für das Beste, während Julian behauptete, die Frauen wären vom Pentagon auf ihn angesetzt worden und er das Opfer einer Schmierenkampagne.

Wegen der Vergewaltigungsvorwürfe hätte er eine schwierige Woche hinter sich gehabt, die »schlimmste Woche meines Lebens in den letzten zehn Jahren«, schrieb er. Deshalb sei es ihm auch nicht möglich gewesen, meine Anhörung vor dem Panel of Peers zu organisieren.

Zudem beklagte er sich, wir würden uns nicht genügend um seine Sicherheit kümmern. Am 7. September schickte er uns eine ganze Liste mit Dingen,

über die wir uns seiner Meinung nach nicht genug Gedanken machten:

Awareness comes from motivation. Ensured my legal support? Housing? Money supply? Intelligence about the case? Details about why it is happening? My support network in Sweden? Political approaches to stop the smear? Articles? Tipoffs? Safehouses? [...]? Diplomatic invites so I won't be shipped off to the US? Rally supports? Raise money for my case? Done any of that? Why not? I do all of that when one of us goes down.«¹⁹

Ich hatte ihm immerhin geholfen, in Schweden Kontakt zu zwei guten Anwälten zu bekommen, noch am ersten Tag, innerhalb von zwei Stunden, während ich eigentlich im Urlaub war.

Als schließlich der ganze Mailserver ausfiel, war Julian auf einmal ausgeschlossen. Ich weiß gar nicht genau, ob er selbst schuld daran war. Vielleicht ist die Kiste auch schlicht kaputtgegangen, alt und schrottig genug war sie ja. Es war der einzige Server, den wir noch nicht erneuert hatten.

Ich diskutierte mit den anderen darüber, ob ich zum Server fahren sollte, um ihn zu reparieren. Früher hatte ich das häufiger gemacht. Bei der Gelegenheit könnte ich auch meine Mails mitnehmen, um zu erfahren, wem ich noch alles eine Entschuldigung schreiben musste, weil ich ihn versetzt hatte.

Am 10. oder 11. September, das weiß ich nicht mehr genau, stieg ich das erste Mal in den Zug. Es war ein warmer Spätsommertag, der ICE war nicht besonders voll. Die wenigen Leute, die noch mit mir im Großraumabteil saßen, waren zum Glück mit sich beschäftigt. Ich schrieb ununterbrochen in das Chatfenster meines Rechners und tippte dabei mit den Füßen auf den Boden.

Während der Fahrt gingen unsere Diskussionen weiter, ich war mir selbst nicht sicher, ob ich das Richtige tat. Sollte ich mir ohne Julians Wissen Zugang zum Server verschaffen? Es war ein Gewissenskonflikt: Sollten wir meutern?

Der Server stand in einem unscheinbaren Ort im Ruhrgebiet. Die Fahrt dauerte lange. So lange, dass ich genug Zeit hatte, es mir anders zu überlegen.

Nach drei Stunden Zugfahrt, ich weiß nicht mehr, wie die Station hieß, in die wir gerade einfuhren, ergriff ich spontan meinen Rucksack, drückte auf den Türknopf und sprang auf den Bahnsteig. Es gibt dieses Phänomen, dass man glaubt, etwas verbrochen zu haben, nur weil man im Rückspiegel gerade einen Polizeiwagen sieht. So ähnlich erging es mir in diesem Moment. Ich fuhr zurück nach Berlin.

Der Architekt hatte nach meiner Suspendierung die Tastatur aus der Hand gelegt und keine einzige Zeile mehr für WL geschrieben – weder in Form von Programmcode noch in Form einer Unterhaltung mit Julian. Der Architekt war ein pragmatischer Mensch und

ließ sich durch nichts aus der Ruhe bringen. Ärgerlich machte ihn, wenn jemand seine Zeit verschwendete. Und als ihm Julian trotz mehrfacher Anfragen nicht mehr geantwortet hatte und er für seine Arbeit kein Feedback mehr bekam, warnte der Architekt Julian irgendwann sehr ernsthaft: »Wenn das so weitergeht, bin ich draußen.« Und als sich die Situation dann weiter zuspitzte, hat er dieser Drohung Taten folgen lassen.

Julian fragte mich, warum der Architekt *AWOL* sei. Tja, was sollte ich da noch sagen?

Ich überlegte zusammen mit einigen anderen, ob es Sinn machen würde, das Projekt zu übernehmen. Wir debattierten lange, ob wir nicht die Geschichte umdrehen könnten: Wir setzen uns an die Schalthebel des Projekts und suspendieren Julian. Wir waren in der Mehrheit, wir hatten prinzipiell die gleichen Rechte. Viele Leute haben uns das geraten: »Warum übernehmt ihr nicht die technische Kontrolle und stellt sicher, dass er keinen Mist mehr bauen kann?« Aber gegen seinen Willen wollten wir das nicht tun.

Am 14. September machte ich mich erneut auf den Weg ins Rechenzentrum. Während der Fahrt ließ ich das Handy und den Rechner einfach aus und versuchte, ein Buch zu lesen. Ich wollte mich selbst dazu zwingen, konsequent zu bleiben.

Ich hatte die Person kontaktiert, die für uns den Server angemeldet hatte, und nicht erreicht. Der Betreffende wusste nicht sehr viel über die aktuellen Ereignisse, aber als ich ihm vor meiner ersten Fahrt Bescheid gegeben

hatte, hatte er sehr skeptisch reagiert. Für ihn klang es so, als wollten wir etwas gegen Julians Willen unternehmen. Da konnte ich ihm noch so oft versichern, dass ich die Kiste einfach nur wieder in Betrieb nehmen wollte, damit wir bei WL weiterarbeiten könnten.

Ich starrte aus dem Zugfenster und ließ Bäume, Häuser und Landschaften vorbeirauschen. Dieses Mal würde ich nicht umkehren. Ich schaltete die negativen Gedanken einfach aus. Ich hoffte, dass alles gutgehen würde.

Rechenzentren sind häufig in unscheinbaren Bürogebäuden untergebracht, von außen nicht als solche erkennbar. Ich ging durch ein paar trostlose graue Gänge, fuhr in den zweiten Stock, grüßte und machte mich auf den Weg zu unserem Server. Keiner hielt mich auf. In so einem Rechenzentrum stehen die Server von unterschiedlichsten Firmen, alles wird gut bewacht. Da ich jedoch schon häufiger dort gewesen war, um etwas zu reparieren, kannten mich die Leute und fragten nicht weiter.

Ich wartete ungeduldig, dass die Kiste sauber hochföhre. Neben mir stand mein Laptop. Natürlich war ich im Netz und hatte Kontakt zu den anderen. So richtig wohl fühlte ich mich nicht. Ich schwitzte. Die Klimaanlage des Rechenzentrums gab zwar ein lautes Brummen von sich, aber viel zu wenig kühle Luft. Eigentlich kein Wunder, dass unsere Uralt-Kiste hier Probleme machte.

Einer von den Typen aus dem Rechenzentrum kam in den Raum, in dem auch unser Server stand. Ich grüßte, und er nickte mir zu. Er prüfte eine Anzeige und

verschwand wieder.

Als ich etwa eine Viertelstunde später wieder aufblickte, stand er direkt vor mir. Ich hatte ihn gar nicht näher kommen hören. Er sah aus, als wollte er etwas sagen. Ich hatte mir bereits eine Erklärung zurechtgelegt, wohl war mir nicht. Vielleicht hatte er mir auch nur noch einmal direkt ins Gesicht gucken wollen. Vielleicht hatte er sich vergewissern wollen, dass er mich kannte. Er nickte mir zu. Und verließ den Raum.

Die Kiste war endlich hochgefahren. Ich behielt währenddessen den Monitor meines Rechners im Blick. Ich klickte ins Chat-Fenster. Als eine neue Person auftauchte, wusste ich sofort, wer es war. Martin*, der den Server für uns gemietet hatte. Er stellte mich gleich ohne Begrüßung zur Rede.

M: Was machst du?

D: Ich bin hier, beim Server.

M: Ich weiß. Das Rechenzentrum hat mich benachrichtigt. Was zum Teufel soll das?

D: Hör mal, ich repariere ihn nur. Ich mache hier nichts, womit irgendeiner ein Problem haben müsste.

M: Ich habe Julian kontaktiert. Er ist ausgeflippt.

D: Es gibt überhaupt keinen Grund.

M: Er sagt, er wird die Polizei rufen.

D: Das ist doch Quatsch, hör mal.

M: Ich möchte, dass du sofort die Finger davon lässt, Daniel, okay? Mach dich vom Acker, bevor was passiert. Julian sagt, er lässt dich

verhaften.

D: Warte!

Aber es war sinnlos zu diskutieren. Ich war mir nicht sicher, ob Julian wirklich die Polizei rufen würde. Wenn die Polizei unseren verschlüsselten Server sicherstellte, könnte sie damit zwar nichts anfangen, aber der Server wäre erst mal weg. Vor allem jedoch würde ein Polizeibesuch unseren Kontaktmann in Schwierigkeiten bringen.

Julians Drohungen kannte ich inzwischen. Aber aus Respekt vor der Person, die für uns das Risiko eingegangen war, diesen Rechner anzumelden, zog ich mich zurück.

Ich hatte den Rechner also nur repariert. Ich habe nicht daran manipuliert und noch nicht einmal meine eigenen Mails kopiert. Julian und alle anderen hatten wieder Zugriff auf ihre Nachrichten.

Doch die Reaktion war vernichtend. Julian tobte und weigerte sich, das Entschlüsselungsmaterial einzugeben, um den Server wieder in Betrieb zu nehmen. Er schrieb im Chat: »Try that again and I'll have you locked up.« [20](#) Er sprach davon, dass der Server nun in die »Forensic« müsse, weil entweder ich oder der Geheimdienst daran herummanipuliert hätten. Keine Ahnung, was er genau meinte, ob er den Rechner bei der Polizei oder in einem Speziallabor vorbeibringen und untersuchen lassen wollte. So oder so wäre das völliger Quatsch gewesen.

Auf den Hinweis, dass eigentlich für den nächsten Tag endlich ein Chat-Meeting geplant war, sagte Julian: »The talk is now because the crime was today.«²¹ Birgitta und Herbert waren auch im Chat, sogar der Architekt tauchte plötzlich wieder online auf. Und so ergab sich das Gespräch eben spontan, an diesem Abend des 14. September. Ich war sehr froh, dass wir endlich wieder miteinander redeten. Dass es unser letztes Gespräch werden sollte, konnte ich da ja noch nicht ahnen.

Wie oft hatte ich in den vergangenen Tagen stundenlang auf den Monitor gestarrt, den Blick schon nicht mehr richtig fokussiert, und darauf gewartet, dass dieser kleine Button auftauchte, der anzeigen würde, dass Julian da war.

Ich saß die ganze Zeit in unserer Wohnung, verließ sie nur im Notfall. Egal, was ich machte, ob ich einschlief oder kurz Milch kaufen war oder bei der Post. Immer hoffte ich, beim nächsten Blick auf den Bildschirm etwas vorzufinden, dass da eine Nachricht von Julian an mich stünde.

Ich habe den Laptop überallhin mitgenommen: in die Küche, in die Kissenecke, neben die Badewanne, und wenn ich schlafen ging, stand der Rechner neben meinem Bett. Ich hätte genug anderes zu tun gehabt, aber es ging nichts anderes. Irgendwann fing ich an, grüne Buchstaben zu sehen, wenn ich nur auf irgendeinen schwarzen Hintergrund blickte.

Zwischenzeitlich erfand meine Phantasie die Sätze, auf

die ich wartete, einfach aus dem Nichts:

»He Daniel, ich muss mit dir reden.«

»Ich habe nachgedacht. Vielleicht habe ich tatsächlich etwas falsch verstanden, lass uns über die Zukunft von WL noch mal neu reden.«

»Ey, weißt du noch, diese Kunstfuzzis in Linz, Mann, hatten wir nicht eine geile Zeit zusammen, oder die Bären, erinnerst du dich noch?!«

Ha, ha! Ich war wirklich ein unverbesserlicher Träumer, ein Phantast! Zurück in die Realität, aufwachen, mein Lieber. Hier waren die echten Worte:

»If you threaten this organization again, you will be attended to.«

»Daniel has a disease, it's some kind of borderline paranoid schizophrenia.«

»You are a criminal.«²²

Außerdem tat Julian schon wieder so, als wäre er der Chef von WL. Er habe 99 Prozent der Zusammenfassungen zu den Dokumenten sowie die Editorials geschrieben, jeden einzelnen Tweet verfasst, und auch die ganze Philosophie des Projekts gründe auf ihn. Birgitta fasste das gut zusammen: »So from what you are saying Julian is that YOU are wl and everyone else just your servants whom you allocate trust to.«²³

Auch der Architekt fand ziemlich schnell klare Worte und machte deutlich, dass es für alle besser sei, wenn

man sich friedlich trennte. Er hatte sich bereits darauf vorbereitet, das System zu übergeben – und zwar in dem Zustand, in dem er es vor einem Jahr vorgefunden hatte.

Darauf antwortete Julian: »Our duties are bigger than this idiocy.«²⁴ Zum Architekten sagte Julian, er sei nur noch »a shadow of the man you were«.²⁵ Julian verlangte auch von Birgitta eine Entschuldigung für ihre »Hinterhältigkeit«, weil sie mit dem Daily-Beast-Journalisten gesprochen hatte: »Listen to me very carefully. It was backstabbing and it was disgraceful and you should apologise. Do you apologise?«²⁶

Birgitta allerdings bestätigte ihre Kritik an Julians Verhalten nach den Vergewaltigungsvorwürfen. »You have mixed wl with this in a very bad way«, schrieb sie. Julian sah es genau umgekehrt: »No. WL has sabotaged my private life.«²⁷

Nachdem Julian versucht hatte, den Architekten in einen parallelen Chat zu ziehen und uns andere einfach auszublenden, schrieb der Architekt seine letzten Worte. »Well you had 5 minutes time ... you blew it. have fun. dont waste my time (how many times do i have to tell you that?)«.²⁸ Und dann verfuhr der Architekt einmal genauso, wie Julian es schon so viele Male mit uns gemacht hatte. Er verschwand einfach.

Julian verstummte daraufhin ebenfalls. Was hätte er auch sagen sollen? Mit uns wollte er nicht mehr sprechen. Und wir nicht mehr mit ihm.

Das war das Ende. Nicht das Ende von WL, aber das Ende des Teams, das in den vergangenen Jahren und Monaten dafür gearbeitet hatte. Von da an sollten wir höchstens noch über Bande miteinander sprechen, über die Medien oder durch die Vermittlung Dritter.

Wir gaben auf und begannen mit der Übergabe der Technik. Der Architekt half dem im Projekt verbleibenden Techie, das alte System wieder aufzubauen. Wir hatten zunächst eine Übergabephase von zwei Wochen vereinbart, letztlich sollten wir die Frist auf gut drei Wochen ausweiten.

Warum der Architekt und ich gerade in den frühen Morgenstunden des 15. September 2010 beschlossen, dass nun Schluss sei mit WL? Gute Frage. Die eigentliche Frage müsste wohl heißen, warum wir das nicht schon viel, viel früher entschieden hatten. Vielleicht hatten wir das schon, ohne es uns wirklich einzustehen.

Nur zwei Tage nach diesem Gespräch, am 17. September 2010, registrierten wir den Namen für unser neues Projekt: OpenLeaks. Natürlich war diese Idee schon ein bisschen älter als zwei Tage. Natürlich hatten wir schon viel länger darüber nachgedacht. Und vielleicht hatten wir das in den vergangenen Wochen auch im Hinterkopf, als wir unseren Ton Julian gegenüber verschärften. Aber erst an diesem Tag war der endgültige Entschluss dazu gefallen.

Schon im Sommer war der Gedanke, dass wir vielleicht nicht bis in alle Ewigkeiten um WL kämpfen würden, das

erste Mal aufgekommen. Für den größten Frust sorgten bei uns damals zum einen Julians Twitter-Meldungen und zum anderen die Tatsache, dass wir den großen Leaks hinterherhechelten, während sich viele gute Dokumente sammelten, um die sich keiner mehr bemühte. Dazu kündigte Julian permanent neue große Leaks an, um wenig später zu ergänzen, nie mehr etwas ankündigen zu wollen, und attackierte sinnlos alle möglichen Journalisten. Wenn ich mich richtig erinnere, hatte Julian gerade einen Mother-Jones-Artikel verunglimpft, als der Architekt die entscheidenden Worte aussprach. Seit sehr langer Zeit hat mir nichts so eine große Erleichterung verschafft wie dieser lässig hingeworfene, Architekten-üblich kurz gehaltene Satz: »Wenn das so weitergeht, dann forken wir einfach.«

Forken, also abspalten, gabeln. Abhauen! Oh Mann, ich war also nicht der Einzige, dem der Gedanke daran schon mal gekommen war. Und obwohl ich ja wusste, dass der Architekt zu mir einen besseren Draht hatte als zu Julian, war ich mir bis dahin nicht sicher gewesen, ob er nicht trotz allem im Ernstfall gesagt hätte: »Ich bleibe für immer bei WL.« Und am Architekten hing natürlich sehr viel. Ohne ihn etwas Neues aufzubauen wäre fast unmöglich gewesen.

Natürlich sahen wir uns auch starken Zweifeln ausgesetzt, als wir vorsichtig anfingen, mit anderen über die Idee zu sprechen. Mit Harald Schumann und Birgitta zum Beispiel. Sie machten sich Sorgen, dass wir die Idee von WL aufs Spiel setzten, wenn wir die Organisation

spalteten. Schließlich war WikiLeaks so etwas wie eine Marke. Sie drängten darauf, dass wir das Problem mit Julian lösten, dass wir bis zum Letzten um WL kämpften. Doch der Architekt und ich sahen das viel pragmatischer.

Als dieser Damm einmal gebrochen war, als die entscheidenden Worte gesprochen waren, gab es für uns, die wir schon länger haderten und grübelten, kein Halten mehr.

Aus dem Architekten und mir, und bald zum Beispiel auch aus Herbert, sprudelte es geradezu heraus. Zunächst waren es nur vage Phantasien. Wir fingen an, uns darüber auszutauschen, wie ein besseres WikiLeaks aussehen könnte. Wir dachten sogar ziemlich bald über einen Namen nach. Und wir entwickelten sofort Ideen, wie man verhindern könnte, dass sich eine neue Organisation über kurz oder lang genauso entwickeln könnte wie WL, wäre sie erst einmal zu Geld und Ruhm gekommen. Das ging ungefähr im Juli, vielleicht August 2010 los.

Wir schrieben die ersten Konzepte, die dann zum Grundstein des neuen Projektes werden sollten. Einige meiner Ideen waren noch aus der Zeit, als ich die erneute Einreichung für die Knight Foundation bearbeitete. Witzigerweise nahmen wir damals einen Satz in unser erstes Papier auf, über den professionelle Gründer von vergleichbaren Institutionen vermutlich herzlich lachen würden. Aber uns trieb ganz furchtbar die Frage um, wie eine solche Gruppe Entscheidungen treffen könnte, ohne dass sich dabei einer gegen die anderen durchsetzen

müsste. Wir wollten wann immer möglich im Konsens entscheiden. Und im Zweifel lieber tagelang weiterdiskutieren, als auch nur die Meinung eines einzigen Beteiligten unter den Tisch fallen zu lassen. Wir wollten uns nie unter Zeitdruck setzen lassen. Und wir hielten dann noch fest, dass wir im Zweifel Schnick, Schnack, Schnuck (oder wie es – in anderen Regionen – auch genannt wird: Schere, Stein, Papier) spielen wollten, um ja nicht in eine Situation zu geraten, in der wieder ein Einzelner das Machtwort über die Köpfe aller anderen hinweg sprechen können.

Es war gar nicht so einfach, das Schnick-Schnack-Schnuck-Prinzip so zu Papier zu bringen, dass es halbwegs seriös klang. Wir mussten am Ende doch ein bisschen über uns selber schmunzeln – und strichen es wieder aus dem offiziellen Konzept. Wir hielten aber fest, dass wir ein neutraler Dienstleister werden wollten – und kein politischer Agitator. Wir wollten unbedingt verhindern, dass die neue Organisation den nächsten Popstar fabrizierte.

Als mit dem letzten Chat endgültig feststand, dass wir WL verlassen würden, nahmen die Arbeiten an OpenLeaks an Fahrt auf. Wenn ich auch unendlich traurig war, dass meine Zeit bei WL für immer vorbei war – es war am Ende auch ein Befreiungsschlag.

Ich beschloss außerdem, meinen Ausstieg öffentlich zu machen. Damals stand der Irak-Leak kurz bevor. Ich war dafür zuständig gewesen, den Kontakt zu den

Journalisten vom Spiegel zu halten. Bei unserem nächsten Treffen erzählte ich ihnen, dass ich leider nicht mehr für die Betreuung der Kooperation zuständig sei, weil ich nicht mehr zum Team von WL gehörte.

Rosenbach und Stark boten direkt an, ein Interview zu machen. Man könne das noch ins aktuelle Heft nehmen. Doch ich bat um eine Woche Bedenkzeit. Ich musste mir überlegen, was ich sagen und wie viel ich preisgeben wollte. Mir war bewusst, wie frustriert und aufgewühlt ich zu diesem Zeitpunkt war. Ich wollte keinesfalls der Verlockung nachgeben, diesen Frust in einen persönlichen Rachezug ausarten zu lassen. Mein einziges Motiv sollte sein, die Glaubwürdigkeit des Projekts, die ich immer vermittelt hatte, zumindest ein Stück weit zu relativieren und andere Leute aufzuklären, die sich bei WL engagieren, Geld spenden oder Dokumente hochladen wollten. Wenn ich zuvor dafür geradegestanden hatte, dass WL eine verlässliche Sache war, galt es nun, dies öffentlich zu relativieren.

Das war eine neue Situation. Knapp drei Jahre lang hatte ich niemandem etwas darüber erzählt, wie es intern bei uns zuging. Im Gegenteil, ich hatte immer versucht, WL bestmöglich zu verkaufen, und im Zweifel hieß das auch, Bedenken zu zerstreuen oder Kritik zu widerlegen. Dabei hatte ich mitunter ein bisschen sprachliche Kosmetik aufgetragen, bewegte mich manchmal auf einem schmalen Grat zwischen Wahrheit und Propaganda. Die Unwahrheit habe ich bewusst nie gesagt. In den beiden Spiegel-Journalisten sah ich vor

allem Zeugen für meine Bedenken.

Wenn ich mich mit Marcel Rosenbach und Holger Stark traf, hörten sie sehr interessiert zu. Holger Stark hatte schon bei den vorangegangenen Gesprächen immer mal wieder seinen Notizblock gezückt. Irgendwann habe ich ihn gefragt, warum er immer mitschriebe. Er wolle sich daran erinnern, was ich sagte, meinte er. Mir wäre es lieber, wenn er das ließe, erwiderte ich und erinnerte sie noch einmal an ihr Versprechen, dass nichts von dem Gesagten irgendwie verwendet würde.

Bei einem der nächsten Gespräche hatte Stark den Notizblock wieder auf dem Tisch. Mich nervte das. Vielleicht war ich zu misstrauisch geworden. Es hatte in den vergangenen Wochen zu viele Missverständnisse gegeben, zu viele Interna, die in den Medien verkürzt dargestellt worden waren und deshalb für Ärger gesorgt hatten. Ich nahm mich daher in dem Spiegel-Interview sehr zurück und äußerte keine allzu heftige Kritik an Julian.

Das Interview erschien am 25. September. Ich war den ganzen Montag über nervös, wartete auf eine Reaktion, vielleicht sogar eine offizielle Stellungnahme von Julian. Nichts passierte. Die Einzigen, die sich meldeten, waren weitere Journalisten. Ich hatte zu dem Zeitpunkt aber überhaupt keine Lust, noch länger über WL und meinen Ausstieg zu reden. Ein, zwei Journalisten habe ich noch ein paar Details zu meinem Ausstieg erläutert, um das Bild zurechtzurücken. Dann brauchte ich erst einmal meine Ruhe.

Dringend.

Die irakischen Kriegstagebücher

Am 22. Oktober 2010 veröffentlichte WL 391 832 Dokumente über den Irakkrieg. Es waren Militärdokumente aus den Jahren 2004 bis 2009. Ähnlich wie bei den Afghan War Diaries waren der Guardian, die *NYT* und der Spiegel wieder in der bevorzugten Lage, schon Wochen vorher einen Blick auf das Material werfen zu dürfen und ihre Artikel zu schreiben – sie hatten die Dokumente ja bereits, seitdem Julian in London seinen Bauchladen aufgemacht hatte.

Am 22. Oktober ging das Material dann bei WL auf die Seite und war damit auch für alle anderen verfügbar. Julian hatte vor meinem Ausscheiden immer von Exklusivrechten der drei Medienpartner wie beim Afghanistan-Leak gesprochen, wodurch etwa die *Washington Post* oder freie Journalisten nicht hätten eingebunden werden können. Doch diesmal waren noch weitere Partner an Bord, unter anderem die Fernsehsender Al Dschazira und Channel 4.

Während beim Afghanistan-Leak noch David Leigh vom Guardian den Hut aufhatte, war es beim Irak-Release Gavin MacFadyen. Er ist der Chef des Centre for Investigative Journalism in London. Das ist eine Non-Profit-Organisation, die sich vor allem der Ausbildung von investigativen Journalisten und der Aufklärung über

den Nutzen dieser besonders kostspieligen Form von journalistischer Arbeit verschrieben hatte.

MacFadyen sitzt zugleich im Beirat des Bureau for Investigative Journalism, einer 2009 gegründeten Journalisten-Initiative, die sich sozusagen um die praktische Umsetzung der Ziele des Centres bemüht. Hier entstehen im Jahr etwa vier bis fünf Reportagen zu Themen, die nach Meinung des Bureau in der öffentlichen Berichterstattung vernachlässigt werden. Dafür bekommen die Journalisten Geld aus dem Bureau, hängen also nicht von konkreten Aufträgen ihrer Redaktionen ab. Auch das Bureau hat seinen Sitz in der britischen Metropole; und das Centre for Investigative Journalism versorgt es mit Expertisen und vermittelt Autoren.

McFadyen ist ein Fan von Julian und zugleich auch ein guter Kollege von Iain Overton, dem Chefredakteur des Bureau. So ist hier vermutlich auch der Kontakt zu Julian entstanden – und die Idee, im Vorfeld des Irak-Leaks enger zusammenzuarbeiten. Die Idee: Das *Bureau* sollte Filme produzieren und Lizenzen für diese Fünfminütter an Fernsehsender verkaufen.

Das Bureau hat 2009 eine Förderung von zwei Millionen Pfund von der Potter Foundation erhalten. Es war also finanziell unabhängig, und die Kollegen interessierte an der Zusammenarbeit vermutlich vor allem die gute Story und vielleicht auch das Rampenlicht, das WL mit sich brächte.

Bereits beim Collateral-Murder-Video hatten uns

Sender nach den Kosten für eine Lizenz gefragt. Das hatte Julian auf die Idee gebracht, dass sich mit Videos womöglich eine weitere Geldquelle erschließen ließ.

Von einem damaligen Newsweek-Reporter sowie zwei weiteren Quellen habe ich gehört, dass unter anderem Al Dschazira und Channel 4 für die 5-Minuten-Clips zum Irak-Release Geld bezahlt haben. Es wurden Pfund-Summen im mittleren fünfstelligen Bereich und höher genannt. Produzent der Videos waren Iain Overton und sein Bureau. Inzwischen ist Overton deshalb ins Fadenkreuz der Kritik geraten. Von unterschiedlicher Seite wurde gefragt, ob bei diesen Deals alles ordentlich abgelaufen sei. Seine Kritiker wollten wissen, ob sich die Sender mit dem Kauf des Videos auch das Recht erworben hätten, einen exklusiven Blick auf die Dokumente zu werfen.

Overton streitet das ab. Das Geld sei nur für den erheblichen Produktionsaufwand geflossen. Das Bureau habe am Ende ein Minus gemacht. Ich habe das Gefühl, Overton muss jetzt ausbaden, dass er sich mit einer intransparenten Organisation eingelassen hat.

Vorproduzierte Videos wurden offensichtlich auch noch anderen Sendern angeboten. Einigen, wie *ABC* zum Beispiel, kam dieses Angebot suspekt vor, und sie wunderten sich auch über die Höhe der verlangten Beträge. Die Öffentlichkeit, nicht zuletzt die WL-Fans und Spender, wurden über diese Video-Verkäufe weitgehend im Unklaren gelassen, und das ist auf jeden Fall zu bemängeln. Bis heute ist nicht nachzuvollziehen, wer was

bezahlte und welche Gegenleistung er dafür versprochen bekam. Overton hat mir gegenüber versichert, er könne alle Hintergründe der Deals öffentlich machen und aufzeigen, dass von Seiten des Bureau alles ordentlich gelaufen sei.

Als Julian mit dem Guardian in Streit über den nächsten gemeinsamen Leak geriet und der Guardian einzelne Depeschen veröffentlichen wollte, ohne sich mit Julian abzusprechen, soll er in Begleitung eines Anwalts in die Redaktion gestürmt sein. So jedenfalls berichtet die Journalistin Sarah Ellison in Vanity Fair von dem »Clash der Kulturen« zwischen der traditionsreichen Guardian-Redaktion und dem »Informations-Anarchisten« Julian Assange. Schließlich würden ihm die Informationen aus den Dokumenten gehören, soll Julian demzufolge gesagt haben, und seine finanziellen Interessen seien von der Frage berührt, wie und wann diese Informationen veröffentlicht würden. Wenn Julian den Medienpartnern gegenüber so offensichtlich mit seinen vermeintlichen finanziellen Interessen argumentiert, stellt sich die Frage, ob er sie nicht auch der Öffentlichkeit gegenüber transparenter machen kann.

Aber nicht nur was die Deals mit den Medien betraf, auch technisch beschritt WL beim Irak-Release neue Wege: Die jüngsten Veröffentlichungen wurden auf einem Server von *Amazon* in den USA und in Irland gehostet sowie auf Servern in Frankreich. Was auch immer quer über den nordamerikanischen Kontinent

durch die Datenleitungen rauscht, davon kann man ausgehen, wird auch von der National Security Agency, dem Militärnachrichtendienst der Vereinigten Staaten, überwacht. Und wenn es WL betrifft sowieso. Offensichtlich haben Julian und der Techniker es nicht geschafft, die Infrastruktur wieder so weit auf die Beine zu stellen, dass sie eine solche Veröffentlichung hätten stemmen können. Es gibt derzeit, also im Januar 2011, auch keine Möglichkeit, Dokumente an WL zu schicken. Das liegt daran, dass das Submission-System ebenfalls offline ist.

Es gibt aber eine Seite, auf der erklärt wird, welche Art von Submission interessant ist und wie das Hochladen technisch funktioniert. Der Weg zu der Seite ist nicht verschlüsselt, so dass jeder, der sich für die Erklärungen zu den potentiellen Einreichungen interessiert, dabei leicht überwacht werden kann. Wer auch immer sich zwischen den Rechner des Nutzers und dem WikiLeaks-Server in Frankreich schaltet, kann also einsehen, welche Informationen ein potentieller Whistleblower auf der WL-Seite abruft.

Fast alles, was der Architekt in dem einen Jahr bei WL entwickelt und der Organisation für die Zeit seiner Beteiligung zur Verfügung gestellt hat, hat er bei seinem Ausstieg mitgenommen. Der Architekt ist der geistige Eigentümer von Software und Konfigurationen. Für die Resttruppe stellte sich also das Problem, wie man ohne sein Wissen weitermachen sollte. Das technische Niveau,

das WL vor seinem Einstieg hatte, würde ich zwar aus heutiger Sicht verantwortungslos nennen – auch wenn ich es über die ersten zwei Jahre selbst so mitgetragen habe. Der Techniker, der bei WL geblieben ist, hätte aber problemlos alles wieder auf den ursprünglichen Stand bringen können. Auch das Wiki hätte im Grunde online bleiben können, das hat ja nicht der Architekt programmiert.

Der Architekt hat sich darum gekümmert, den anderen Techniker einzuweisen. Geduldig hat er ihm in der Übergabephase erklärt, wie das Ganze konfiguriert sein musste. Der junge Techie ist eigentlich ein richtig guter Programmierer und wäre, das weiß er auch, bei unserem neuen Projekt jederzeit willkommen. Allerdings war er alleine mit dem Wiederaufbau schlicht überfordert. Julian hat sich nicht ausreichend darum gekümmert oder ihn unterstützt, sondern sich eher nur beklagt. Weshalb das System auch im Januar 2011, also vier Monate nach unserem Ausstieg, noch immer nicht wieder funktioniert, weiß ich nicht genau, kann es mir aber denken.

Wir warten bis heute darauf, dass Julian die Sicherheit wiederherstellt, damit wir ihm auch das Material zurückgeben können, das auf der *Submission*-Plattform lag. Es wird derzeit sicher verwahrt. Wir haben an dem Material kein Interesse, auch für OpenLeaks werden wir es nicht verwenden. Wir werden es Julian aber erst wieder zurückgeben, wenn er uns nachweisen kann, dass er es sicher aufbewahren kann und damit sorgfältig und verantwortungsvoll umgeht.

Bis jetzt, bis zum Erscheinen des Buches, haben wir das niemandem erzählt. Denn wir hatten Angst vor der öffentlichen Debatte. Wir hatten Angst, dass wir sie verlieren könnten. Vielleicht wird das nun passieren. Aber ich stehe voll und ganz zu dieser Entscheidung. Wir waren und sind primär der Sicherheit unserer Quellen verpflichtet.

Nach unserem allerletzten Gespräch hat Julian noch einmal versucht, den Architekten zu kontaktieren. Er hat zu ihm gesagt, dass man doch wieder zusammenarbeiten müsse. Er solle sich »wie ein Mann verhalten« und mal »die Vergangenheit Vergangenheit sein lassen«. Der Architekt hat ihn ausgelacht und gesagt: »Der Zug ist abgefahren.«

Julian hat ja uns gegenüber mit seinen vielen neuen Mitarbeitern angegeben, seinen hundert neuen Pferden im Stall. Aber auch von denen war keiner in der Lage, das System wieder zum Laufen zu bringen. In Schweden hatte er angeblich 30 oder 35 Unterstützer, die ihm geholfen haben, zwei oder drei Wochen lang. Ich habe gehört, dass alle gegangen sind, weil es ihnen zu anstrengend mit Julian wurde.

Ich war zwar schon lange ausgestiegen und war bereits mit den Arbeiten an OpenLeaks beschäftigt, hatte zu diesem Zeitpunkt aber immer noch den Operator-Status im WL-Chat. Da las ich hin und wieder ein bisschen mit, aus Neugier. Trennungen im digitalen Leben, könnte man sagen, vollziehen sich viel weniger scharf als im

echten Leben. Wer aus einem Fußballverein austritt, muss halt woanders bolzen gehen. Ich war immer noch im öffentlichen WL-Chat und konnte alle Gespräche mitlesen. Und weil ich Operator war, blieb ich im Chat, ohne, wie normale Gäste, nach zehn Minuten Inaktivität ausgeloggt zu werden. (Das war so eingestellt, damit sich dort niemand über längere Zeit unbemerkt aufhalten und heimlich zuhören konnte.)

Ich konnte dann zusehen, wie die Personalsituation bei WL auch dazu führte, dass der 17-Jährige aus Island zum Captain des Chats gemacht wurde: PenguinX war von da an erster Ansprechpartner für alle Leute, die in den öffentlichen WL-Chat kamen, um eine Frage zu stellen. Was ja nicht ganz ungefährlich ist, denn hier nehmen auch die Menschen Kontakt auf, die der Organisation Material übermitteln wollen. Das galt umso mehr, als die Mails immer noch nicht richtig funktionierten, da Julian sich geweigert hatte, das Entschlüsselungsmaterial einzugeben.

Potentielle Whistleblower müssen in dieser Situation dringend vor sich selbst geschützt werden. Sie müssen zum Beispiel daran erinnert werden, keine Informationen mitzuliefern, die sie identifizierbar machen oder andere Beteiligte gefährden könnten. In den öffentlichen Chats können ja alle mitlesen, die sich einloggen, ob das nun neugierige Spinner oder Profis vom Geheimdienst sind.

Nach meinem Ausstieg bekam PenguinX von Julian dann den Auftrag, eine Pressemitteilung zu schreiben. Darin sollte ich als bösartiger Deserteur verunglimpft

werden. Damit war der 17-Jährige allerdings überfordert. Er kann überhaupt nicht gut schreiben. Und er kannte auch die Hintergründe nicht gut genug. Also hat er irgendeinen anderen der freiwilligen Helfer um Unterstützung gebeten, der sich im Chat herumtrieb. Und dieser eifrige Freiwillige wusste sich nicht anders zu helfen, als mich um Hilfe zu bitten. Er verstand die ganze Situation nicht gut genug und wäre dankbar für ein bisschen Input. Da dachte ich: »Oh Gott, jetzt ist alles zu spät.« Und in den Händen dieser Profi-Truppe liegen Dokumente, die Julians Anwalt zufolge »thermonuklear« sein sollen.

Als mich die Nanny nach meinem Austritt das erste Mal kontaktierte, musste ich zustimmen, dass ich unser Gespräch nicht mitloggte. Gut, ich konnte einwilligen, dass ich keine Datei von unserem Chat speichern würde. Ich habe einfach ein Gedächtnisprotokoll geschrieben.

Ich denke, die Nanny ist wirklich kein bösartiger Mensch, aber wenn sie mir sagte, dass sie alle »glücklich machen« wolle, klang das in meinen Ohren etwas beunruhigend – oder wie aus einem schlechten Agentenfilm. Sie bot mir an, sie könnte sich dafür einsetzen, dass meine Person »in der Öffentlichkeit keinen Schaden« nähme. Ich bräuchte nur zuzustimmen, dass ich mich öffentlich nicht mehr kritisch über Julian oder das Projekt äußerte, und man könnte vielleicht im Gegenzug darauf verzichten, mich schlecht darzustellen.

Ich antwortete ihr, dass ich ihre Formulierung ein bisschen bedrohlich fände. Nein, korrigierte mich die Nanny. Wenn sie tatsächlich drohen wolle, würde sie das nicht so unterschwellig machen. Das wäre nicht ihr Stil.

Den Architekten hat die Nanny mit einem regelmäßigen Gehalt zurückzugewinnen versucht. Nachdem auch Birgitta ausgestiegen war, wollte man sie eine Verschwiegenheitserklärung unterschreiben lassen. Julian hatte mir in den vergangenen Monaten offen damit gedroht, dass er kompromittierendes Material über mich gesammelt hätte. Er wollte überdies meine Mails veröffentlichen und damit mein wahres Ich – »The Real You« – ans Tageslicht bringen. Sollte er das doch bitte tun. Es mag komisch klingen, aber ich bin mir keiner Schuld bewusst. Vielleicht bin ich dafür einfach zu normal.

»I'm running out of options that don't destroy people²⁹ – mit diesen Worten hatte Julian Birgitta beauftragt, uns wieder auf Linie zu bringen. Das war kurz nach unserem Ausstieg. Der Ton klang entsetzlich, aber auf der anderen Seite machte mir diese Aussage wegen ihrer ganzen Überzogenheit auch keine Angst mehr. Das erinnerte mich ein bisschen an den Pentagon-Sprecher, der in seiner Rede anlässlich des Afghanistan-Leaks an uns appelliert hatte, das Richtige zu tun: »Do the right thing!« Was das wäre und mit welchen Konsequenzen wir zu rechnen hätten, wenn wir nicht das Richtige täten, hatte er dabei offengelassen. Solche Drohungen klingen

vielleicht eindrucksvoll, sind aber trotzdem leer.

Die Nanny reiste dann sogar nach Deutschland, um mich im Club aufzusuchen. Das war am 1. November, ein grauer Montag, sehr ungemütlich, der erste Tag, an dem wir in der Wohnung die Heizung aufdrehen mussten. Ich saß an dem großen Plenumstisch im Club, mit dem Rücken zur Wand und dem Blick zur Tür. So entdeckte ich sie gleich, als sie auf den Club zuspazierte, und sie mich auch.

Sie hatte das Spiegel-Interview gar nicht gelesen.

»Ich will das alles gar nicht wissen«, sagte sie. Sie lächelte freundlich. Ich lächelte zurück, so dass man ein bisschen Zähne sehen konnte.

Als Nächstes kramte sie eine Liste hervor.

»Das sind Punkte, die ich mit dir klären möchte.«

»Ich habe nicht viel Zeit«, sagte ich.

»Access codes?«, las sie vor und guckte mich fragend an.

Ich glaube, sie wusste selbst nicht, was das sein sollte, es klang einfach nur gut. Ich wusste jedenfalls nicht, was gemeint war, Passwörter? Ich hatte weder Passwörter noch sonst irgendwas. Ich habe ihr erklärt, dass das alles sauber übergeben wurde und dass es mir leid täte, dass Julian sie mit falschen Informationen losgeschickt hätte. Sie tat mir wirklich leid. Julian versorgte sie mit irgendwelchen Halbwahrheiten, und sie sollte dann alles wieder in Ordnung bringen.

Ich erklärte ihr auch, warum ich nicht wollte, dass

Julian zu diesem Zeitpunkt die Dokumente erhielte. Fände sie denn überhaupt, dass jetzt alles so ganz rund lief bei WL, fragte ich. Darauf konnte sie mir keine Antwort geben.

Sie schaute mich an, oder auch ein bisschen durch mich hindurch. Ich glaube, sie war erstaunt, als ich dann wirklich ging. Das war sie wohl nicht gewohnt. Ich nahm etwas anderes wichtiger als das Gespräch mit ihr?

Ich wollte meine Agentin nicht länger warten lassen. Wir waren verabredet, um am Exposé für mein Buch zu feilen.

»Sorry, ich muss jetzt weg«, wiederholte ich. Und das war's.

Die amerikanischen Depeschen und Julians Verhaftung

Als Nächstes veröffentlichte WL die *Cables*, die diplomatischen Depeschen der amerikanischen Botschafter, die bereits zu meinen WL-Zeiten intern für einige Unruhe gesorgt hatten. Ich fragte mich, warum Julian es auf einmal so verdammt eilig hatte.

Er begründete den Zeitdruck intern damit, dass der Isländer die Dokumente ja bereits weitergegeben hatte, was ihn nun zum Handeln zwänge – die Logik dahinter verstand keiner so recht. Ich erfuhr später, dass der Guardian das Material auch von der freien Journalistin Heather Brooke bekommen hatte. Heather hatte sich die *Cables* ja von dem Isländer auf die Festplatte gezogen. Und der Guardian hätte die Depeschen nun offensichtlich lieber unabhängig von Julian veröffentlicht. So machte die Geschichte Sinn. Es bestand die Möglichkeit, dass der nächste Leak ohne ihn an die Öffentlichkeit käme.

Die Mehrheit des alten Kerntools hätte der Publikation zu diesem Zeitpunkt niemals zugestimmt. Es kursierten Gerüchte, dass es am letzten November-Wochenende passieren sollte.

Ich war in dieser Zeit mit Anke und Jacob bei meinen Schwiegereltern in Brandenburg zu Besuch. Als ich am Freitag auf *Spiegel Online* einen Vermerk sah, dass die

ePaper-Ausgabe »aus redaktionellen Gründen« nicht wie sonst am späten Samstagabend, sondern erst am Sonntagabend online gehen sollte, war die Sache klar. Ich fuhr zurück in unsere Berliner Wohnung, um aufzuräumen.

Ich habe alles weggeschafft, was für einen Polizeibeamten auch nur im Entferntesten interessant ausgesehen hätte. Es gab natürlich ohnehin nichts, woran ein Ermittler Freude gehabt hätte, nicht einmal eine falsch abgerechnete Café-Quittung für die Steuer. Ich ahnte jedoch, wie so eine Hausdurchsuchung ablief. Theodor Reppe, der Sponsor der deutschen WikiLeaks-Domain, hatte mir erzählt, wie es ihm 2009 ergangen war. Er hatte den Beamten mühsam erklären müssen, dass sein Subwoofer kein Computer war. Die Polizisten nehmen alles mit, was einem Computer oder Telefon ähnlich sieht. Ich hätte in den nächsten Tagen ungern auf mein Arbeitsgerät verzichtet. Und hin und wieder ruft mich jemand an, ich würde dann einfach gerangehen.

Auch Papiere wandern bei einer Hausdurchsuchung in die Taschen der Ermittler – unter dem Zeitungsstapel in der Küche könnten schließlich thermonukleare Papiere lagern oder in meinem Notizbuch der Schlüssel für die Insurance-Datei stehen. So habe ich versucht, die Wohnung von allem zu säubern, was für einen Polizisten mitnehmenswert ausgesehen hätte. Auch die Tüten voller Koks. Nein, kleiner Scherz.

Am Sonntag, den 28. November, erschienen die ersten

Depeschen auf der eigens dafür geschaffenen Seite cablegate.org. Insgesamt handelt es sich, so steht es auf der Website, um vertrauliche Kommunikation aus den Jahren 1966 bis Ende Februar 2010, und zwar zwischen 274 Botschaften aus der ganzen Welt und dem amerikanischen State Department. 15 652 der Depeschen sind als »Secret« klassifiziert. Wobei man von den Depeschen nur schwerlich sprechen konnte. Denn zunächst konnten die Leser nur einen Bruchteil, wenige hundert Dokumente, auf der Cablegate-Seite einsehen.

Der Spiegel vom 29. November 2010 machte mit einer recht banalen Geschichte auf. Amerikanischer Diplomatenklatsch über Politiker: Sarkozy empfindlich und autoritär, Putin ein Alpha-Tier, Merkel unkreativ, Westerwelle unerfahren und Berlusconi ein eitler Partyheld – alle bekamen ihr Fett weg. Der Informationsgehalt tendierte wie eine Limesfunktion gegen Null. Nichts davon überraschte. Und wirklich Gedanken machen mussten sich diejenigen, die gar nicht auftauchten, weil sie zu unwichtig dafür waren. Weiter hinten im Heft kamen zum Glück interessante Geschichten.

Nachdem die Veröffentlichungsstrategie klar war, verstand ich auch, warum der Spiegel so gemächlich eingestiegen war: Die gut 250 000 Cables sollten auch in Zukunft nur in kleinen Portionen auf cablegate.wikileaks.org wandern. Es gab also bei den Journalisten keine Not zur Eile.

Spiegel, Guardian, El País und Le Monde sowie die

New York Times – die diesmal nur deshalb wieder zu den Exklusivpartnern gehörte, weil der Guardian ihr das Material zugeschoben hatte – konnten das Material also genüsslich ausschlachten. Wenn es in diesem Tempo weiterginge mit den Veröffentlichungen, würde WL Monate davon zehren.

Warum die New York Times diesmal nicht zum Start-Team gehörte, kann ich mir gut vorstellen. In der Zeitung war ein kritisches Porträt über Julian erschienen. Warum der Guardian das Material dann mit der Konkurrenz teilte, kann ich nur vermuten. Zum einen missbilligten sie sicherlich Julians Versuch, negative Artikel mit Ausschluss zu bestrafen. Und zum anderen wollte der britische Guardian wohl nicht allein auf dem englischsprachigen Markt den Kopf hinhalten, sollte die Publikation juristischen Ärger nach sich ziehen. Es war gut, einen Partner im Heimatland der Depeschen auf seiner Seite zu wissen.

Die im Netz veröffentlichten Cables sind außerdem bearbeitet. Die wirklich brisanten Details sind nur den fünf exklusiven Medienpartnern zugänglich. Einzelne Cables zu redigieren, wenn sie Informationen enthalten, die Menschen in Gefahr bringen könnten, ist fraglos richtig. Die Medien haben öffentlich kommuniziert, dass sie das Redigieren zu einer Bedingung für die Kooperation gemacht hätten. Dazu gehörte zum Beispiel, die Namen chinesischer Dissidenten nicht zu veröffentlichen. Oder der russischen Journalisten und iranischen Oppositionellen, die mit den amerikanischen

Diplomaten gesprochen haben.

Das hat auch Julian so gesehen. Er hatte selbst noch eine Anfrage an den amerikanischen Botschafter in London gestellt: »WL wäre sehr zu Dank verpflichtet, wenn die US-Regierung Hinweise zu den Fällen geben könnte, in denen sie eine Gefährdung von einzelnen Personen nicht ausschließen kann.« Der Chefjurist des *State Department* hat ihm Medienberichten zufolge geantwortet, man verhandele nicht mit Personen, die sich illegal Material beschafft hätten.

Beim Afghanistan-Release hatte Julian die *NYT* sogar nur knapp 24 Stunden vor der Veröffentlichung noch mal bei der US-Regierung nachfragen lassen. Und sich im Anschluss bei der Regierung beklagt, dass man ihm nicht beim Redigieren hatte helfen wollen.

Die fünf beteiligten Medien waren also in einer herausgehobenen Position, um ihre Leserzahlen mit Hilfe der Cables in die Höhe zu treiben. Doch die Konkurrenz wollte schließlich auch ihre Artikel schreiben, Interviews führen und Filme drehen und versuchen, mit ihren Geschichten in Konkurrenz zu den Exklusivmedien am Kiosk zu bestehen. Was zu einigen reißerischen Formulierungen geführt hat, etwa beim Stern. Der hatte zwar eine sehr gute Geschichte zu Bradley Manning im Heft, machte aber auf mit einem Bild von ihm im Fadenkreuz und titelte über den Bericht: »Dieses Milchgesicht blamiert die USA«. Das war plump und rücksichtslos und von einer Qualität, die man eher von der Bild erwartete.

Die Medien brauchten zudem dringend Leute, die sie interviewen und zitieren konnten. Julian gab ja keine Pressekonferenzen mehr, die Schweden suchten ihn per internationalem Haftbefehl, er war untergetaucht. Anfragen an WL liefen ins Leere, weil der Mailserver immer noch nicht zu erreichen war.

Wer in dieser Zeit nicht alles zum WL-Experten wurde, war erstaunlich – oft reichte dafür, dass in der Vita irgendwas mit Internet stand. Der Blogger und Social-Media-Experte Sascha Lobo saß zum Beispiel bei Anne Will auf dem Sofa und diskutierte mit dem PR-Berater Klaus Kocks.

Und so fing am Tag des Release auch mein Telefon morgens um acht an zu klingeln und bimmelte zwölf Stunden später immer noch. »Hello, Moscow calling, Mr. Domscheit-Börg, are you available for interview today?«³⁰ Am Dienstag kamen die Japaner, am Donnerstag fuhr ich zu Stern-TV nach Köln, am Freitag zu einer schon lange angekündigten Veranstaltung der Friedrich-Naumann-Stiftung nach Hamburg, wo bereits die Presse auf mich wartete. Man hat auf allen Kanälen versucht, mich zu erreichen. Die Journalisten mailten an das Facebook-Profil meiner Frau, riefen in der Pressestelle ihres Arbeitgebers an. Selbst der Italiener unten an der Ecke sollte helfen, Kontakte zu vermitteln.

Sie wollten einen Kommentar von mir. Und zumindest einige hätten am liebsten gehört, wie schlimm ich WL fände, jetzt, da ich doch ausgestiegen war, und dass ich

Julian mal kräftig eine reinwürgte.

Natürlich wunderte ich mich ein wenig über die zahlreichen Unterstützer, die sich plötzlich zu ihrer glühenden Verehrung für Julian Assange bekannten. Das amerikanische Time Magazine hatte ihn im November auf seine Auswahlliste zur »Person des Jahres 2010« gehoben. Gewinnen sollte letztlich Mark Zuckerberg, der Gründer und Chef von Facebook. Auf Zuckerberg war die Wahl der Redaktion gefallen. Die Leser jedoch hatten Julian die meisten Stimmen gegeben, übrigens vor dem türkischen Ministerpräsidenten Recep Tayyip Erdogan an.

Zwiespältig sah ich die Aktionen der Leute, die bald nach dem Leak anfingen, die Website der Schweizer Postfinance, von Amazon, PayPal, Mastercard, Visa oder Moneybookers zu attackieren. Das waren Unternehmen, die plötzlich meinten, ihre Verträge als Dienstleister von WL nicht mehr ordentlich wahrnehmen zu müssen, nachdem das Projekt sich beim amerikanischen Außenministerium unbeliebt gemacht hatte. Federführend bei den Attacken waren wohl die Anonymous-Jungs. Die Kritik an den Unternehmen war berechtigt, und das war ihre Form – und auch einzige Möglichkeit –, sich politisch einzumischen. Die Netz-Attacken auf die schwedische Staatsanwaltschaft zeigten jedoch, dass man hier nicht sauber zu trennen vermochte.

Journalisten aus allen Ecken der Welt vereinigten sich, um Julian zu unterstützen, angeführt von Gavin MacFadyen vom Centre for Investigative Journalism. Der

stellte das Statement der International Federation of Journalists auf seine Website: Die Federation sei »sehr besorgt um das aktuelle Wohlergehen« von Julian, denn »Assange sah sich gezwungen abzutauchen; gegen ihn läuft ein internationales Ermittlungsverfahren wegen des Vorwurfs, er habe sich in Schweden der sexuellen Nötigung schuldig gemacht«.

Die australische Justiz prüfte nach der Veröffentlichung der Cables, ob man gegen Julian Anzeige erstatten sollte. Mehr als 4000 Menschen setzten ihren Namen unter einen Brief, der ursprünglich von 200 Politikern, Akademikern, Rechtsanwälten, Künstlern und Journalisten aufgesetzt worden war, um gegen diese Ermittlungen zu protestieren.

Der Guardian veröffentlichte am 10. Dezember einen Brief, der unter anderem von dem australischen Journalisten John Pilger, der Schriftstellerin A. L. Kennedy und dem ehemaligen Botschafter und politischen Aktivisten Craig Murray unterzeichnet ist: »Die US-Regierung und ihre Verbündeten sowie ihre Freunde in den Medien haben eine Kampagne gegen Assange gestartet, die ihn ins Gefängnis gebracht hat, wo ihm aufgrund von zweifelhaften Vorwürfen die Ausweisung droht. Es muss davon ausgegangen werden, dass damit letztendlich seine Auslieferung an die USA erreicht werden soll. Wir verlangen, dass er sofort freigelassen wird, dass alle Vorwürfe gegen ihn fallengelassen werden und dass die Zensur gegen WikiLeaks beendet wird.«

Innerhalb der ersten 48 Stunden landeten 45

000 Unterschriften auf einem Online-Brief, den die Internet-Organisation GetUp! am 8. Dezember aufgesetzt hatte. Darin wurden der amerikanische Präsident und der Generalstaatsanwalt Eric Holder aufgefordert, im Fall Assange »für die Unschuldsvermutung und die Freiheit der Information einzutreten«. Die Erklärung sollte als Anzeige in der *New York Times* und der *Washington Times* erscheinen.

Die Journalistin Miranda Devine, eher der politischen Rechten zuzuordnen, rief öffentlich zur Verteidigung Assanges auf und beschrieb den »besonderen Charakter« der in Schweden gegen ihn erhobenen Anklage: »Niemand glaubt, dass Julian Assange jetzt in einem britischen Gefängnis sitzt, weil er ein Vergewaltiger ist.«

Zu den zahlreichen neuen Freunden von Julian zählte auch Michael Moore. Der hatte sich schon einmal nach dem Collateral-Murder-Video bei uns gemeldet. Witzigerweise hielt Julian den bekannten Filmemacher und Gesellschaftskritiker für einen Idioten – bei ihm gehörte er in die Schublade »Verschwörungstheoretiker«. Moore trug 20 000 Dollar zu der Kaution bei, dank deren Julian aus der Haft entlassen werden konnte.

Julian konnte sich auch über die vielen engagierten Worte der Feministin Naomi Wolf freuen, die sich öffentlich für ihn starkmachte. Deren Vortragsreihe zu ihrem Buch »Give Me Liberty: A Handbook for American Revolutionaries«, auf die ich ihn einmal angesprochen hatte, hatte er mir gegenüber als »banales Gerede« bezeichnet.

Der Witz war, dass diese Leute vielleicht Stars waren, die einem Julian Assange großzügig zur Hilfe geeilt waren. Ich weiß ganz genau, wie er zumindest einige seiner Unterstützer sah: als nützliche Idioten, »Juniors« sozusagen, Möchtegerns.

Ich glaube, viele dieser Leute dachten, es wäre schick, jetzt mit einem »Support Julian Assange«-Sticker herumzulaufen. Sie jubelten sowieso jedes Mal, wenn die Amis etwas auf die Mütze bekamen.

Julian hat seine Verhaftung als Ergebnis einer Hetzkampagne bezeichnet. Das Verfahren diene in Wirklichkeit dazu, ihn über einen Umweg an die Vereinigten Staaten auszuliefern. Als er auf Kaution freigelassen wurde, brach unter den Unterstützern im Saal und denen, die vor dem Gerichtsgebäude für seine Freilassung demonstrierten, lauter Jubel aus. Julian reckte die Arme in die Höhe, bevor er in elektronischen Fußfesseln auf den Landsitz seines Freundes Vaughan Smith im Südosten Englands verschwand.

An dessen Toren erwartete ihn täglich ein Rudel Unterstützer und Journalisten. Der nächste Leak von Zehntausenden Dokumenten zur Finanzkrise, so hatte er bereits angekündigt, würde eine US-Bank zu Fall bringen, weil diese Unterlagen »unethische Praktiken« und »ungeheuerliche Verstöße« dokumentierten. Seinen Fans am Gartenzaun des Herrenhauses versprach er nun, das Tempo der Veröffentlichungen werde noch zunehmen, seine Organisation sei unverwüstlich und darauf vorbereitet, einer »Enthauptungsattacke« standzuhalten.

Ich frage mich, von welchem Material er da gesprochen hat, auf welchem Wege er es erhalten hatte und wo er es aufhob. Ich hoffe für alle Beteiligten, dass er es sicher verwahrt.

Dennoch trat Julian seit dem Cables-Release sehr viel weniger aggressiv in der Öffentlichkeit auf als in den Monaten zuvor. Die Nanny hatte schon länger darüber gesprochen, ihm einen PR-Berater zu besorgen.

Auch auf der Website haben ein paar vorsichtige Umformulierungen stattgefunden. Anstatt: »Das Übermitteln von vertraulichem Material an WikiLeaks ist sicher, einfach und durch das Gesetz geschützt« steht da nun: »Das Übermitteln von Dokumenten an unsere Journalisten ist in den besseren Demokratien vom Gesetz geschützt.« Zu den Submissions heißt es neuerdings: »WikiLeaks akzeptiert eine breite Palette von Materialien, aber wir fordern nichts gezielt an.« Und auch das Wort »klassifiziert« verschwand aus der Beschreibung der erwünschten Dokumente.

Wenn ich Julian heute in den Nachrichten oder auf aktuellen Pressefotos sehe, sieht er viel älter aus. Dieses kindlich-schelmische Grinsen, das er manchmal hatte, ist aus seinem Gesicht verschwunden. Er sieht glatter aus, vielleicht sogar besser, aber ein bisschen wie ein Firmenboss. Mit Rucksack und alten Jeans war er mir sympathischer.

In der Zwischenzeit hatte mich Stern *TV* eingeladen, und so durfte ich dem Medienzirkus mal wieder ein bisschen

von der anderen Seite aus zugucken.

Vor der Sendung wartet man als Gast in einem kleinen Zimmerchen auf das Startsignal. Neben mir war als Experte der Schweizer Thomas Borer eingeladen. Bekannt ist der Ex-Botschafter eigentlich vor allem, weil 2002 die Boulevardpresse mit unwahren Verdächtigungen über ihn herzog, woraufhin er mit viel öffentlichem Wirbel von seinem Botschafter-Posten in Berlin abberufen wurde.

Borer kam aus seiner Kabine zu mir herüber und begrüßte mich mit den Worten »Ich schätze Menschen mit Zivilcourage sehr.« Doch der Satz ging noch weiter: »Auch, weil man sie mir nachsagt.« Er machte einen betont lockeren, staatsmännischen Eindruck dabei. Brust ein bisschen vorgereckt, die Stimme so sonor wie möglich.

Zur Vorbesprechung der Sendung traf man sich dann im Büro von Günther Jauch. Borer und ich nahmen in unseren Sesseln Platz, und ich hatte mich innerlich auf ein paar neugierige Fragen von Deutschlands Promi-Journalisten eingestellt. Ich bildete mir ein, im Vergleich zu Jauchs sonstigen Gästen ein wenig unkonventionell zu sein, und dachte, er würde mich nun gerne ausfragen. Die Sendungsplanung war jedoch in zwei, drei Sätzen und wenigen Fingerzeichen abgehandelt: »Ich frage erst Sie, dann Sie, und wir entwickeln das Gespräch dann langsam ...«, erklärte Jauch. Danach begann zwischen Borer und Jauch das wirklich heiße Thema. Es ging um Villen und die unterschiedlichen Preise am Zürichsee und am Schielowsee, der Potsdamer Villengegend.

Ich langweilte mich. Da draußen hatte gerade eine wirklich bedeutsame Enthüllung stattgefunden, und hier sprach man über den Wert von Immobilien an Großstadtgewässern.

Die Medien wollten nun alle sehr gerne von mir Kritik hören. Ich war vorsichtig. Je allgemeiner und neutraler meine Antworten wurden, desto suggestiver wurden ihre Fragen. Ich habe versucht, mich nicht verlocken zu lassen.

Was der Debatte meiner Meinung nach fehlte, war eine vernünftige Trennung der unterschiedlichen Kritikpunkte an WL. Das war zu kompliziert, um es mit ein paar knackigen Zitaten abzuhandeln.

Natürlich verdient Julian grundsätzlich Unterstützung. Es ist ein Skandal, dass amerikanische Politiker und Journalisten vor laufenden Kameras zu Julians Ermordung aufrufen. Vor allem muss verhindert werden, dass er an die USA ausgeliefert wird. Das wäre ein schlimmer Präzedenzfall und darf auf gar keinen Fall passieren. Aber wie man sich dagegen aussprechen konnte, dass er in Schweden seine Aussagen macht und gegebenenfalls vor ein ordentliches Gericht käme, das müsste mir doch einmal jemand erklären.

Diesem Verfahren, das mit WikiLeaks rein gar nichts zu tun hat, sondern einzig Julians private Erfahrungen mit zwei Frauen betrifft, kann und darf er sich nicht entziehen. Das wäre ein ganz klarer Fall von Machtmissbrauch. Ein Missbrauch, wie WL ihn in jedem anderen Fall zu verhindern versucht hätte.

In einer australischen Dokumentation ist Julian nach seinem Auftritt in der Talkshow von Larry King zu sehen. Er lässt den Blick über sein Konterfei auf den Titelbildern der internationalen Presse schweifen. Und dann sagt er halb versunken: »Now I am untouchable in this country.«

Der Journalist stockt: »Untouchable?«

Und Julian wiederholt: »Untouchable.«

Der Journalist sagt: »Thats a bit of hubris ...?«[31](#)

Julian scheint sich kurz über die Frage zu ärgern, scheint dann aber sehr schnell zu merken, dass er gar nicht entspannt dabei rüberkommt, und geht sofort in einen Witz über: »Well for a couple of days.«[32](#)

Nein, Julian. Niemand ist unantastbar.

Und wie irgendjemand da draußen diese Vorstellung auch nur eine Sekunde lang unterstützen kann, das will mir nicht in den Kopf.

Ich wünsche allen Beteiligten, dass die Ermittlungen in Schweden einen fairen Verlauf nehmen. Ich wüsste aber auch gar nicht, warum das nicht passieren sollte. Schweden ist weder bekannt für Lynchjustiz, amerikanische Einflüsterungen noch intransparente Gerichtsverfahren. Wenn Julian sich richtig verhalten hat, wovon ich ausgehe, bis das Gegenteil bewiesen wird, hat er nichts zu befürchten.

Die australische Polizei hat ihre Ermittlungen gegen WL inzwischen eingestellt, weil sie keinen Verstoß gegen

australisches Recht festgestellt hat. Anders sieht es aus mit den Versuchen der USA, Julian und andere Unterstützer von WL vor Gericht zu zerren, um sie an weiteren Veröffentlichungen zu hindern. Rechtsexperten streiten noch darüber, ob die Gesetze eine solche Anklage erlauben würden und ob das nicht beispielsweise auch bedeutete, dass man die Medien, die das Material veröffentlichten, ebenfalls anzeigen müsste. Dem steht zudem das Recht auf Redefreiheit und das First Amendment entgegen.

Gegen Julian könnte nun auch selbst im Namen des Espionage Act ermittelt werden, aus dem er uns beizeiten vortrug. Dafür müsste das Justizministerium allerdings nachweisen, dass Julian mit der Absicht gehandelt hätte, den USA zu schaden. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein solcher Nachweis aussehen könnte. Ich bin kein Jurist, aber ich halte eine solche Anklage für absurd und schädlich.

Nun versucht das *State Department*, Julian eine aktive Rolle bei der Informationsbeschaffung nachzuweisen. Das würde bedeuten, dass er als Komplize der tatsächlichen Quelle belangt werden könnte. Was den derzeit in Untersuchungshaft sitzenden Manning – sollte er denn die Militärdokumente beschafft haben – sicher entlasten würde. Hätte Julian hier eine aktive Rolle übernommen, hätte er ganz klar gegen unser Selbstverständnis gehandelt.

Natürlich sollte trotzdem grundsätzlich niemand dafür belangt werden, dass er die Öffentlichkeit mit

Informationen versorgt hat, weder Whistleblower noch Enthüllungsplattformen wie WikiLeaks. Hier für klare Gesetze zu sorgen – siehe IMMI – ist das Anliegen, für das sich alle Journalisten, Verlage, Politiker und Demokraten einsetzen sollten.

Genauso kann andersherum kein Zweifel daran bestehen, dass ich die Veröffentlichung der Cables für wichtig und richtig halte. Und in diesem Zusammenhang würde ich mich für die Sicherheit der Beteiligten in jeder Sekunde in die Bresche werfen.

Wenn es nun bei einigen – eher den nicht beteiligten Medien – hieß, die Cables hätten keinen Informationsgehalt, dann frage ich mich, was die Leute überhaupt für wichtig erachten und ob das über Fußballergebnisse und Promiklatsch noch hinausgeht. Dass ein libanesischer Verteidigungsminister hofft, dass Israel sein Land bombardiere, damit er etwas gegen die Hisbollah unternehmen kann – das soll nicht bemerkenswert sein? Es ist doch auch interessant, dass die Weltmacht USA die Vereinten Nationen nicht nur politisch und öffentlich immer wieder beschädigen, sondern auch systematisch auszuhorchen versucht. Und dass Außenministerin Hillary Clinton ihre Diplomaten bittet, Informationen über Topmitarbeiter der Vereinten Nationen zusammenzustellen, bis hin zu deren E-Mail-Passwörtern, biometrischen Details und Kreditkarten-Nummern. Und dass ein ehemaliger afghanischer Vizepräsident mit einem Koffer mit 52 Millionen Dollar in bar in Dubai erwischt (man fragt sich, wie er so viel Geld

in einen Koffer bekommen hat?) und wieder laufengelassen wird – das ist doch sehr wohl berichtenswert.

Mich persönlich interessiert es als Bürger auch, dass ein Helmut Metzner aus der FDP-Zentrale Informationen an die Amerikaner verraten hat – ich habe jedenfalls weiß Gott schon belanglosere Artikel in der Zeitung gelesen. Wer nun sagt, er hätte vorher gewusst, dass Leute lügen und betrügen und spitzeln und bestechen, der hat eine gute Ausrede, sich überhaupt nicht mehr mit Politik zu beschäftigen. Schaltet man die Abendnachrichten enttäuscht aus und sagt: »Ach, ich habe doch schon immer gewusst, dass überall Krieg herrscht und Menschen gemein zueinander sind«?

Noch viel mehr wundere ich mich über die ewig gestrigen Verteidiger der Intransparenz. Die nun aller Welt erzählen, wie wichtig es sei, dass geheim bliebe, was schon immer geheim war. Es gibt eine lange, unwürdige Tradition, nicht zuletzt auch in der deutschen Außenpolitik, sich Öffnungs- und Diskursbestrebungen zu widersetzen mit dem Verweis auf ein höheres, schützenswertes Gut. Und hier habe ich noch kein Argument gehört, das mich nachhaltig überzeugt hätte, warum dem so sein sollte. Ich bin der festen Überzeugung, dass man der Bevölkerung die Wahrheit nicht nur zumuten kann, sondern dass man sie den Bürgern sogar zumuten muss. Genauso wenig, wie man die Bevölkerung darüber täuschen darf, dass deutsche Truppen irgendwo in der Welt Krieg führen, muss man

die Bevölkerung davor schützen, von weltpolitischen Verstrickungen und Problemen zu erfahren. Das ist paternalistischer, elitärer Bullshit, und ich finde es daher sehr sinnvoll, für ein Mehr an Transparenz und geteiltes Wissen zu kämpfen.

Dennoch gehen mit der Veröffentlichung der Cables auch ein paar Probleme einher. Eines betrifft die exklusiv beteiligten Medienpartner. Ich schließe mich zwar der Meinung des Politikwissenschaftlers Herfried Münkler in keiner Weise an, der im Spiegel gegen die Veröffentlichung der Cables plädiert hat. Aber er trifft in seiner Kritik einen wichtigen Punkt: Wer kritisiert, dass die Geheimnisse schon immer in den Händen bestimmter Mächte lagen, der muss sich jetzt die Frage stellen, ob sie durch die aktuelle Veröffentlichungsstrategie wirklich schon in die Verfügungsgewalt der Allgemeinheit übergegangen sind. Oder ob nicht vielmehr einfach nur die Hüter der Geheimnisse gewechselt haben. Geheimnisse, auf die zuvor das amerikanische Außenministerium und das Militär den Daumen hielten, liegen jetzt in den Händen von fünf großen Medienunternehmen und Julian Assange. Sie haben jetzt darüber zu befinden, was öffentliche Aufmerksamkeit verdient und was nicht. Die aktuelle Veröffentlichungsstrategie hat sich von den ehemaligen Grundideen von WikiLeaks weit entfernt. Zu weit, wie ich finde.

Zumal seit einigen Wochen offensichtlich Leute mit dem

Auftrag durch die Welt reisen, sich darum zu kümmern, die bislang noch unter Verschluss gehaltenen Depeschen bei anderen Medien anzubieten. Darunter ist Johannes Wahlström aus Schweden. Wahlström ist der Sohn von Israel Shamir, einem bekannten Antisemiten und Holocaust-Leugner russisch-israelischer Herkunft. Kristinn hat Wahlström und Shamir bereits öffentlich als »zugehörig zu WL« bezeichnet. Ich denke, Julian weiß, welche Leute er sich da an Bord geholt hat. Jedenfalls besteht der Kontakt zu Shamir bereits seit Jahren.

Als Julian das erste Mal von Shamirs politischem Background erfuhr, hat er überlegt, ihn einfach unter einem Pseudonym bei WL einzubinden. Texte von Shamir beschrieb er mir gegenüber einmal als »eigentlich ganz clever«. Als Antisemit ist mir Julian allerdings noch nie aufgefallen, höchstens als Israel-kritisch, was sich aber einzig auf die politische Führung des Landes bezog. Ich habe keine Ahnung, warum er heute einen offenkundigen Antisemiten in seinem Umfeld duldet.

Es scheint, als hätte Wahlström die *Cables* an verschiedene Medien in Skandinavien weitergegeben, während sein Vater den russischen Markt übernommen hat. Und obwohl die fünf Medienpartner stets betonten, es sei niemals Geld geflossen, hat zumindest die norwegische Zeitung *Aftenposten* nun öffentlich bekannt, für ihre Einblicke in die Cables Geld bezahlt zu haben. Alle anderen Zeitungen, auch die russischen, verweigern der Presse konkrete Auskünfte über ihre Deals.

Das Geschäftemachen ist unschön. Weitau-

problematischer ist das Szenario, jemand könnte die Einblicke zu einem anderen Zweck nutzen als zu dem der Publikation.

Auch bedenklich fände ich die Vorstellung, dass ein Interessent die Cables einzig angucken möchte, um sie im Zweifel lieber nicht zu publizieren. Es wären schließlich nicht die ersten Dokumente, die im Giftschrank verschwunden sind, weil jemand das so wollte.

OpenLeaks

Die Domain für das neue Projekt wurde am 17. September 2010 registriert, also zwei Tage nach unserem Ausstieg. Die Frage, wie eine künftige Whistleblower-Plattform aussehen sollte, was sie können und leisten müsste, hat uns allerdings schon viel länger beschäftigt. Nicht zuletzt, als ich mit einer Unterstützerin an dem Konzept für die *Knight Foundation* arbeitete.

Wir hatten Julian regelmäßig darüber informiert, welche Ideen zur technischen und inhaltlichen Weiterentwicklung wir diskutierten. Er fand das alles nicht so arg spannend. Julian hat manchmal von seinen eigenen Ideen gesprochen, wie es mit WL weitergehen könnte. Am liebsten hätte er einen Leak nach dem anderen durchgezogen, so aggressiv und konfliktreich wie möglich. An inhaltlichen Diskussionen oder der technischen Weiterentwicklung der Plattform schien er kein Interesse zu haben. Er ist vielleicht auch einfach kein Mensch, der langfristig in die Zukunft plant.

Das eigentliche Problem bei WL war ja, dass das Projekt zu viele Ansprüche gleichzeitig zu erfüllen hatte. WikiLeaks allein bildet den gesamten Prozess eines digitalen Geheimnisverrats ab: Die Quellen laden hier ihre Dokumente hoch, das WL-Team bereinigt sie von Metadaten, verifiziert die Einsendungen und beschreibt

die Zusammenhänge in Zusatztexten. Am Ende wird alles auf der Website veröffentlicht.

All diesen Aufgaben gerecht zu werden, war ab einem gewissen Zeitpunkt nicht mehr möglich. Wir wurden einfach überschüttet mit Einsendungen. Es hätte Hunderter intensiv eingebundener Freiwilliger bedurft, um das zu schaffen. So aber mussten wir ständig Entscheidungen treffen: Welche Leaks sollten das Tageslicht erblicken? Welche Dokumente sollten mit vielen Tausenden anderen unveröffentlicht auf den Servern liegen bleiben? Wir waren hoffnungslos überfordert mit diesen Entscheidungen. Und vermutlich enttäuschten wir die Einsender, die ein hohes Risiko eingegangen waren und bis heute darauf warten, dass ihr mutiger Geheimnisverrat belohnt wird und dazu beiträgt, unsere Gesellschaft zu einer besseren zu machen.

Jede Auswahl stellt eine Zensur dar, und Zensur ist ein politischer Eingriff. Im Grunde beginnt das bereits, indem sich die Beteiligten über Themen verständigen und die öffentliche Aufmerksamkeit auf bestimmte Probleme lenken. Und dass WL Aufmerksamkeit zu erzeugen vermochte, das wird heute wohl niemand mehr bestreiten. Da bei WikiLeaks zu viele Fäden in einer Hand zusammenliefen – in der Hand von Julian Assange –, hatten wir uns zu einem Player von weltpolitischer Bedeutung entwickelt. Von Neutralität konnte keine Rede mehr sein. Ihr hatten wir uns einmal verpflichtet. Sie war eines der wichtigsten Prinzipien von WL.

Irgendwann hatten wir uns Partner in den Medien

suchen müssen, das war sicherlich ein notwendiger Schritt. Aber auch die Entscheidung darüber, mit welchen Medien wir kooperierten, wollte Julian allein treffen. Später hat er offensichtlich sogar versucht, einzelne Medien auszusperren, wenn ihm die Berichterstattung nicht passte. Damit zwang er die Journalisten indirekt, freundlich über WikiLeaks zu schreiben. Die Konflikte mit den Redaktionen haben viel verbrannte Erde hinterlassen. Dieser Ansatz hat nicht funktioniert.

Mir stellte sich zudem schon länger die Frage, inwiefern eine einzelne Plattform den Bedürfnissen unserer unterschiedlichen Quellen überhaupt gerecht werden konnte. Bei WL gingen ja Dokumente aus aller Welt und zu unterschiedlichsten Themen ein – von der Korruption im Rathaus einer deutschen Kleinstadt über die Befreiungsbewegung in Osttimor bis zur amerikanischen Außenpolitik. Lag die Lösung wirklich in einer einzigen Plattform für alle diese Inhalte? Wir waren ein Gemischtwarenladen oder sogar noch schlimmer: ein riesiger Supermarkt für Geheimpapiere geworden. Dabei hatten wir viel eher die Expertise und Ressourcen für ein kleines, feines IT-Fachgeschäft.

Der viel klügere Ansatz war doch, sich auf seine Stärken zu besinnen. Unser neuer Ansatz ist daher, bloß die technische Infrastruktur für den Whistleblower bereitzustellen. So würden wir auch die Gefahr reduzieren, dass ein Einzelner innerhalb des Systems zu viel Macht bekäme.

Mit OpenLeaks schlagen wir also einen neuen Weg ein.

Wir verteilen die Verantwortung einfach auf viele Schultern – und zwar auf die Schultern derjenigen, die dazu besonders gut geeignet sind. Indem das Empfangen und Veröffentlichen der Dokumente voneinander getrennt werden, löst man nicht nur das Problem, dass zu viele Entscheidungen an einer zentralen Stelle zusammenlaufen. Sondern so lässt sich auch verhindern, dass einer der Verantwortlichen selbst in Versuchung gerät, politischen Einfluss auszuüben.

Die Information und die Entscheidung darüber, was damit geschehen soll, liegt nun in den Händen derer, die traditionell die meiste Erfahrungen damit haben. Da mögen einem als erstes vielleicht die Medien einfallen. Aber auch Nicht-Regierungs-Organisationen (NGOs), Gewerkschaften oder Journalistenschulen sind bestens dazu geeignet, unsere Partner zu werden. Denn sie alle sind in der Lage, Öffentlichkeit herzustellen und Vorgänge transparent zu machen. Sie alle haben die Fähigkeiten, geheime Unterlagen professionell auszuwerten und zu entscheiden, in welcher Form die Ergebnisse publiziert werden sollten – ob nun klassisch als Bericht oder als vollständige Dokumentensammlung.

Auch die Entscheidung darüber, welcher der potentiellen Kooperationspartner die Dokumente erhalten soll, haben wir von äußeren Einflussversuchen entkoppelt. Für uns gibt es in diesem Punkt nur einen, der zu dieser Entscheidung legitimiert ist: die Quelle selbst.

Wenn die Quelle der Meinung ist, ein Dokument sei in

der Lokalpresse am besten platziert, dann sollte sie das auch genau so verfügen können. Und wenn sie denkt, die Dokumente wären beispielsweise bei *Amnesty International* besser aufgehoben, sollte sie auch das bestimmen können. Diese Idee war bereits Grundlage unserer Bewerbung bei der Knight Foundation. Mit OpenLeaks setzen wir sie jetzt in die Tat um.

Auf diese Weise wird es auch gelingen, die Information dorthinzubringen, wo sie die größte Wirksamkeit entfaltet. In einem Fall kann das ein Nachrichten-Medium sein, in einem anderen eine spezialisierte NGO und anderthalb eine Gewerkschaft. Wer kann das besser einschätzen als die Quelle? Nur so können Leaks mit regionaler Bedeutung, etwa zu einem Lebensmittelskandal, ebenso Aufmerksamkeit erhalten wie spektakuläre Dokumente von globaler Relevanz. Niemand würde sich mehr mit der Frage quälen müssen, ob man seine Energien bevorzugt für viele kleine oder wenige große Leaks aufwenden sollte. Die Lösung, die OpenLeaks jetzt bietet, hat für alle Platz.

OpenLeaks ist also anders als WikiLeaks keine Publikationsplattform, sondern konzentriert sich stattdessen ganz auf die erste Hälfte des Whistleblowing-Prozesses: dass Dokumente anonym eingesendet werden können, dass die Quelle geschützt wird und dass die Partner gut mit dem Material arbeiten können. Genau wie WikiLeaks bietet auch OpenLeaks eine Art geschützten Briefkasten an, in den der Whistleblower seine Unterlagen für einen bestimmten Empfänger einwerfen kann. Genau

genommen werden wir eine ganze Reihe solcher digitalen Briefkästen anbieten, nämlich für jeden unserer Partner.

Die Quelle kann sich nicht nur aussuchen, in welchen Briefkästen sie ein Dokument einwerfen möchte, sondern gleichzeitig auch bestimmen, wie lange der Empfänger die Dokumente exklusiv auswerten darf. Dieser Mechanismus garantiert, dass eine Einsendung nicht unterschlagen werden kann. Denn nach Ablauf der Frist wird sie zwangsläufig weiteren OpenLeaks-Teilnehmern zur Verfügung gestellt – wenn die Quelle dies möchte.

Es wäre ja naiv anzunehmen, dass Zeitungen, die sich größtenteils über Anzeigen von Unternehmen finanzieren, völlig frei entscheiden könnten, was sie veröffentlichen. Es gibt genug Beispiele, in denen Unternehmen Anzeigenstrecken zurückgezogen haben, weil ihnen ein Artikel über ihr Produkt oder Management nicht gefiel. Ein möglichst breiter Pool an Teilnehmern soll gewährleisten, dass sich am Ende immer jemand finden wird, der wichtige Informationen an die Öffentlichkeit bringt. Das Interesse unter den potentiellen Partner-Organisationen ist groß. Darunter sind übrigens auch diejenigen Redaktionen, die zuvor eng mit WL zusammengearbeitet haben. Und es gibt schon jetzt viele Quellen, die uns gern ihre Dokumente anvertrauen wollen.

Wir hoffen, dass viele mitmachen, auch weil das einen schützenden Nebeneffekt für die gesamte OpenLeaks-Community bringen wird. Ein breites Netzwerk aus Medien, NGOs, Gewerkschaften und anderen

unabhängigen Organisationen wird ein starkes Bollwerk gegen alle Angriffe auf das Prinzip solch digitaler Briefkästen bilden. Dieses Prinzip sollte rechtlich genauso stark geschützt sein wie das Briefgeheimnis für Papierpost.

Wenn nun viele starke Partner aus unterschiedlichen Bereichen der Gesellschaft und der Medienmaschinerie eingebunden sind, wird sich das als ein großer Vorteil erweisen: Sie werden gemeinsam alles dafür tun, dass es den Gegnern des digitalen Whistleblowing nicht gelingen kann, dieses geniale Prinzip aus den Angeln zu heben.

Wir wollen zunächst nur mit einer Handvoll Medien anfangen und dann den Kreis Stück für Stück erweitern. Alles mit genug Ruhe und Bedacht, um unsere Konstruktion in der Praxis überprüfen und weiter optimieren zu können. Die ersten Tests sind für das erste Halbjahr 2011 vorgesehen. Wir wollen keinen Schnellschuss. Wir wollen keine Fehler machen.

OpenLeaks ist auch keine Konkurrenz zu WL. Wir selbst veröffentlichen ja ohnehin gar nichts. Auch die mehreren Tausend Dokumente unterschiedlicher Güte, die wir derzeit in einer sicheren Umgebung zwischengelagert haben, werden wir nicht antasten. Wir können höchstens an die Quellen, die auf die Veröffentlichung ihrer Dokumente warten, appellieren, sie erneut an einen unserer Partner einzusenden.

WikiLeaks soll weiter publizieren, wachsen und gedeihen. Wir denken nur, dass WL nicht die einzige

dieser Plattformen für Whistleblowing sein darf. Es gibt ohnehin genug Unrecht in der Welt, um mehr als eine solcher Plattformen ausreichend auszulasten.

Bei OpenLeaks gibt es zum Glück auch keinen »Founder«. Ich möchte auch nie wieder über diese Frage diskutieren müssen. Es gibt viele Menschen, die zur Entwicklung der Idee beigetragen haben, und sie alle sind Urheber. Genau wie alle, die nun helfen, OpenLeaks aufzubauen. Neben dem Architekten und Herbert aus Island sind ein paar alte Freunde von WL jetzt auch bei OL. Außerdem melden sich Menschen aus aller Welt, die ihr Wissen ins Projekt einbringen wollen. Die Community ist erwacht und hungrig nach der Arbeit an einer guten Sache.

Natürlich sind wir auch bei OpenLeaks nicht immer alle einer Meinung, und wir diskutieren häufig. Wie bei WL sind hier viele starke Charaktere beteiligt. Es ist klar, dass wir uns intern auch noch festere Strukturen zulegen müssen: Wer darf was entscheiden, wer ist für welchen Bereich verantwortlich? Und wollen wir am Ende tatsächlich Schere, Stein, Papier spielen, um nicht handlungsunfähig zu werden, wenn wir in einer strittigen Frage einmal beim besten Willen keinen Konsens finden? Selbst wenn man anfangs noch ohne diese Regeln auskommt, haben wir bei WL gelernt, dass man diese Fragen nicht ewig vor sich herschieben darf. Was mich wirklich glücklich macht, auch wenn es gar nicht so großartig klingt, ist, dass bei unseren internen

Differenzen jeder mal klein beigibt.

2011 wollen wir auch helfen, eine Stiftung zu gründen. Es soll dabei nicht nur um OL gehen, die Arbeit der Stiftung soll breiter ansetzen. Wir erleben derzeit einen Kulturwandel, der große Bereiche unserer Gesellschaft umfasst. Was die Informationsfreiheit und das Whistleblowing im Internet betrifft, stehen wir noch ganz am Anfang. Die Stiftung soll sich dieser Herausforderungen annehmen und Modelle für den zukunftsweisenden digitalen Geheimnisverrat entwickeln.

Transparenz braucht eine starke Lobby. Die Stiftung soll neben OpenLeaks auch andere Projekte unterstützen. Im Beirat dieser Stiftung sollten Experten aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen sitzen. Natürlich werden wir alle Strukturen und die Finanzen der Stiftung transparent machen.

Außerdem möchten wir unser Wissen teilen. Dies ist der vermutlich wichtigste Teil der ganzen Unternehmung. Dazu werden wir alle unsere Erfahrungen mit OpenLeaks niederschreiben und in einer öffentlichen Wissensdatenbank bereitstellen. Wir hoffen auf viele Freiwillige aus der ganzen Welt, die uns dabei unterstützen werden. Informationen zu rechtlichen Grundlagen, zum Whistleblower-Schutz oder zu Präzedenzfällen sollen sich dort finden, für so viele Länder und nationale Gesetzgebungen wie möglich. Egal ob Initiativen oder potentielle Whistleblower: Wer auch immer in Sachen Transparenz von unten selbst aktiv werden möchte, soll sich hier mit den nötigen

Informationen versorgen können.

Die Prominenz von WikiLeaks (vor allem die von Julian, aber auch die unserer Arbeit) hat das Thema Whistleblowing endlich salonfähig gemacht. Ob es ein Recht auf Geheimhaltung gibt oder ob gewisse Dinge nicht von Whistleblowern ans Licht gebracht werden müssen – diese Fragen sind in der Mitte unserer Gesellschaft angekommen. Der Hype um WikiLeaks hat sicherlich wesentlich dazu beigetragen. Trotzdem ist es an der Zeit, ihn zu überwinden, um sich auf die wirklich wichtigen Themen und Inhalte konzentrieren zu können. Man darf sich nicht täuschen lassen, weder von bunten Magazinstories noch von großbuchstabigen Titelzeilen: Viele gute Artikel und Berichte zu den Leaks wurden weniger wahrgenommen als die persönlichen Verstrickungen der Beteiligten.

OpenLeaks kann man durchaus als nüchterne Infrastruktur betrachten. Wir verstehen uns als strukturell arbeitende Ingenieure, nicht als Medienstars oder global-galaktische Weltenretter. Man kann uns sogar langweilig finden. Uns würde das nicht stören. Hauptsache, das System funktioniert.

Nachwort

Heute, im Januar 2011, bin ich an dem gleichen Punkt wie ein Jahr zuvor, als wir WL neu auf die Füße stellen wollten. Mit OpenLeaks bauen wir etwas auf, wovon wir glauben, dass es am ehesten einige Probleme der Welt zu lösen vermag. Wenn 2010 das Jahr der medialen Aufmerksamkeit war, dann sollte 2011 das Jahr der Inhalte werden.

Während parallel zum Aufschreiben meiner Geschichte immer neue Fakten enthüllt und einige meiner Fragen beantwortet wurden, wird der Einblick in die tatsächliche Situation bei WikiLeaks immer undurchsichtiger. Wir stecken in einer medialen Informationsflut, die den Boden für Verschwörungstheorien, Gerüchte und Mythen bereitet.

Um endlich das Mysterium WikiLeaks zu durchdringen, müssen wir Antworten auf etliche Fragen finden, die bisher nicht geklärt sind. Dazu gehören:

- * Wie ist die finanzielle Situation von WikiLeaks? Welche Spenden sind wohin gewandert? Wer entscheidet über die Vergabe von Mitteln?
- * Was meinte Julian, als er dem *Guardian* sagte, dass er »ein finanzielles Interesse daran [habe], wie und wann sie [die Cables] veröffentlicht werden«?
- * Wie ist die aktuelle Organisations-, Entscheidungs- und

Verantwortungsstruktur?

- * Welche Rolle spielen Israel Shamir und Johannes Wahlström bei WikiLeaks? Welche Konditionen hatten die Deals, die Wahlström und Shamir mit den Medien abschlossen?
- * Gibt es noch weitere Broker, die Material an die Medien weitergegeben haben, und wenn ja, zu welchen Konditionen?
- * Wie sind Julian Assange, andere WikiLeaks-Mitarbeiter oder Firmen von WikiLeaks-Mitarbeitern an diesen Deals beteiligt?
- * Wer hat Julian Assange zu der Genfer Pressekonferenz im November 2010 eingeladen?

Nur wenn wir die einzelnen Fakten voneinander trennen können, werden wir verstehen, weshalb die Situation so ist, wie sie ist. Und nur dann kann beantwortet werden, was bei WikiLeaks und seiner großartigen Idee – der Idee, mit Hilfe eines starken zeitgemäßen Werkzeugs Dinge von öffentlichem Interesse transparent zu machen – schiefging.

Unsere Gesellschaft braucht mündige Bürger. Menschen, die nicht aus Angst davor, enttäuscht zu werden, keine kritischen Fragen stellen. Unsere Gesellschaft braucht wache Individuen, die ihre Verantwortung nicht an den Messias, Führer oder Leitwölfe abgeben, sondern willens und in der Lage sind, gute von schlechten Informationen zu unterscheiden und aufgrund guter Informationen gute Entscheidungen zu

treffen.

Ich wurde oft gefragt, ob ich enttäuscht sei nach meinem Weggang bei WikiLeaks. Die Antwort war immer ja. Ich war anfangs vor allem emotional enttäuscht. Während der letzten Wochen und vor allem der Arbeit an diesem Buch habe ich aber begriffen, dass die Enttäuschung auch auf einer ganz anderen Ebene funktioniert. Nämlich der, dass ich nun keiner Täuschung mehr erliege. Diese Art von Enttäuschung ist konstruktiv. Sie schafft ein besseres Verständnis der Realität. Ein wahrhaft »gutes Omen«.

Daniel Domscheit-Berg
im Januar 2011

Danksagung

Dieses Buch und die Geschichte dahinter sind einer Vielzahl von Beteiligten geschuldet, bei denen ich mich hiermit bedanken möchte:

Tina Klopp. Für zwei produktive Monate und das Aufschreiben all meiner Geschichten in so kurzer Zeit.

Meiner Lektorin Silvie Horch und dem Rest des großartigen Teams vom Econ Verlag, ohne deren Kompetenz und Spontanität niemals ein so gutes Buch in so kurzer Zeit hätte erscheinen können.

Meiner Agentin Barbara Wenner für ihre erstklassige Begleitung von der Idee dieses Buchs bis zu seiner Publikation und darüber hinaus.

Den Kollegen der ausländischen Verlage, die helfen, diese Geschichte zu übersetzen und in bisher 17 Ländern zu veröffentlichen. Im besonderen Charlie Conrad vom amerikanischen Crown-Verlag für kostbares Feedback zum Inhalt.

Den Anwälten Markus Kompa und Dr. Sven Krüger sowie Amanda Telfer und Matthew Martin. Für vermutlich unbezahlbares Feedback zum Inhalt.

Meiner Familie. Für gute Werte, die mich zu dem machen, der ich bin.

Meiner Frau Anke, der ich auf Augenhöhe begegne

kann, und meinem Sohn Jacob.

Dem Chaos Computer Club und seinen Chaoten. Für so vieles, dass es jeden Versuch einer Aufzählung sprengen würde.

Der Brauerei Loscher für Club Mate. Was wäre ich ohne euch. Verdammt müde vermutlich.

Dem Internet. Dafür, dass es immer zurückschlägt.

Dem Einen und der Anderen. Für alles.

All jenen, die an der Show der vergangenen drei Jahre beteiligt waren. Direkt oder indirekt. Ohne euch wäre das alles nicht möglich gewesen.

Den zahlreichen Quellen, deren Materialien wir publiziert haben. Wären nur ein paar mehr Menschen so mutig wie ihr, die Erde wäre ein viel besserer Ort.

Julian Assange, dass er eine Idee manifestiert und in mein Leben gebracht hat.

Dem OpenLeaks-Team. Dafür, dass wir weitermachen!

Daniel Domscheit-Berg

ANHANG

Anmerkungen

- 1 Du bist suspendiert.
- 2 Verschwenden Sie nicht unsere und Ihre Zeit mit diesem Schwachsinn.
- 3 Wissen ist frei. Wir sind Anonymous. Wir sind Heerscharen. Wir vergeben nicht. Wir vergessen nicht. Erwartet uns! Rechnet mit uns!
- 4 Der Artikel, der gerade über rechtliche Aspekte des Quellenschutzes bei WikiLeaks verbreitet wird, ist falsch.
- 5 Sehr geehrter Herr Uhrlau, wir haben mehrere Reports, die sich auf den BND beziehen. Könnten Sie bitte präziser werden? Danke, Jay Lim.
- 6 Sehr geehrter Herr Lim, bis heute ermöglichen Sie unter der genannten Web-Adresse das Herunterladen eines als Verschlussache eingestuften Berichts des BND. Wir ersuchen

Sie erneut höflich darum, diese und alle anderen Dateien oder Berichte mit Bezug auf den BND umgehend zu entfernen. Widrigenfalls werden wir umgehend Strafanzeige erstatten.
Hochachtungsvoll, Ernst Uhrlau, Präsident des Bundesnachrichtendienstes

- 7** Daniel Schmitt in Berlins Keutchenradio [sic]: Heute Abend um 21 Uhr sendet das angesehene Küchenradio in Berlin ein zweistündiges Video- und Audio-Interview mit unserem deutschen Korrespondenten Daniel Schmitt.
- 8** Ich bin nicht etwa Anarchist, weil ich an Anarchie als letztes Ziel glaube, sondern weil es so etwas wie ein letztes Ziel nicht gibt.
- 9** D: Ich muss wissen, was wir tun können, um wieder auf eine Ebene des gegenseitigen Vertrauens zurückzukommen, J
D: Wenn du mal eine Minute Zeit hast, darüber zu sprechen, lass es mich wissen
D: Ich brauche einfach ein konstruktives Gespräch
J: Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Und warum sollte ich es überhaupt erklären?
D: Vielleicht, weil wir gemeinsam weitermachen wollen?
D: Und ich glaube immer noch, dass ich einer

- der wenigen Menschen bin, denen du vertrauen kannst, also wirklich vertrauen
- D: Und von denen gibt es nicht allzu viele
- D: Wenn die letzten 3 Jahre etwas wert waren, sollte es diesen Versuch wert sein
- J: Pathologische Lügner haben immer großes Vertrauen in ihre eigene Ehrlichkeit, das hilft ihnen beim Lügen
- D: Warum hältst du mich für einen Lügner?
- D: Ich kann mich nicht erinnern, dich jemals angelogen zu haben
- D: Ich habe das Gefühl, dass du den Lügen glaubst, die andere verbreiten
- D: Und dass du es nicht einmal für nötig hältst, mich darauf anzusprechen
- D: Auf so einer grundlegenden Ebene versteh ich nicht, wie du auf die Idee kommst, dass ich ein Lügner bin
- D: Mensch, das ist ja noch schlimmer als ich es mir vorgestellt habe
- J: Du hast so viele Dinge verbockt und du willst, dass ich das alles aufzähle. Aber was soll das bringen, wenn du es nicht selbst erkennen kannst?
- J: Ich will, dass du selbst darauf kommst.
- D: Ich akzeptiere diese Liste nicht
- D: Deshalb kann ich auch nicht selbst auf etwas kommen, denn mindestens die Hälfte davon stimmt überhaupt nicht

D: Das sind Dinge, die nie passiert sind und du glaubst sie

D: Wie sollte ich also auf etwas kommen können?

J: Das sind direkte Beobachtungen. Keine Informationen aus dritter Hand.

D: Dann verstehe ich es noch weniger

J: Ich habe dir schon vor sechs Wochen eine ellenlange Liste mit Gründen gegeben, warum ich stinksauer auf dich war.

D: Diese Liste, auf der unter anderem stand, dass mein Anzug meistens ordentlich gebügelt ist?

D: Ich verstehe es wirklich nicht.

10 Politische Sprache dient dazu, dass Lügen wahr klingen und Mord respektabel und um dem reinen Wind einen Anschein von Festigkeit zu geben.

11 J: Ich habe keine Zeit, das zu erklären, und da es für dich nicht wichtig ist; nächstes Thema ...

J: Ich weiß, warum du fragst und das macht es nur noch schlimmer

D: Warum frage ich denn?

J: Irgend so eine idiotische Desinformationskampagne

D: Nein. Ich frage, weil ich meinen Kopf hinhalten muss für etwas, zu dem du öffentlich Position bezogen hast und ich

muss jetzt die Fragen beantworten

- J: Anwaltsnamen kann man nicht einfach rausgeben. Können nicht wir entscheiden. Es sind Bradleys Anwälte, blablabla
- J: Du musst es nicht wissen, weil du es eh nicht weitergeben kannst, blablabla, - darum: Zeitverschwendung

12 J: 1. Die URLs müssen morgen standardisiert werden. Die Benennung wurde standardisiert. »Kabul War Diaries« und »Baghdad War Diaries«

J: 2. Afg[hanistan] muss auf Merkmale überprüft werden, die unschuldige Informanten betreffen. Die befinden sich vor allem in den Threat Reports. Diese durchzugehen ist ein ziemliches Stück Arbeit. Übersicht und Pressemeldung müssen gemacht werden

J: 3.5. Unsere eigene interne Kommunikation muss standardisiert werden. Sat[elliten]-Pager verteilen, wenn verfügbar, und SILC/IRC Varianten als Ausweichmöglichkeit

J: 4. Veröffentlichungsinfrastruktur muss noch einmal getestet werden

J: 5. Aus den Versionen der Afg[hanistan]-Datenbank, die wir zur Verfügung stellen, muss noch das Klassifizierungs-Feld entfernt werden.

- J: 6. Ich habe eine vollständige SQL-Version der Datenbank erstellt, die ebenfalls als eine der herunterladbaren Datenbanken eingestellt werden muss
- J: 7. Seeding für Torrents/Vorverteilen von Archiven
- J: 8. E-Mail-Server müssen robust gemacht werden.
- J: 9. Presseteam/Kontakte standardisiert
- J: Das sind die Dinge, die gemacht werden MÜSSEN, damit wir nicht scheitern
- J: Und jetzt die Dinge, die gemacht werden müssen, wenn wir der Gerechtigkeit zum Durchbruch verhelfen wollen
- J: 10. Ich habe das Pearl-basierte Frontend mit Suchfunktion, das ich mit dem Guardian entwickelt habe. Das muss auch als herunterladbares Archiv verteilt werden (mehr dazu später)
- J: 11. Es muss eine kurze, 3-minütige Video-Einleitung gemacht werden. Hier stehen Leute für das Filmen und Schneiden bereit, aber der grafische Teil (z. B. Google Earth, Boden- aufnahmen) muss gemacht werden
- J: 12. Die Leute [Journalisten], die an den Daten gearbeitet haben, müssen alle interviewt werden über ihre Methoden und die Qualitäten/Grenzen der Daten. Jeder 10

bis 20 Minuten. Vorbereitung ist nicht nötig. Auf der Londoner Seite habe ich das in Auftrag gegeben, aber wir müssen auch Berlin und New York machen. Das ist eine schnelle Möglichkeit, einen »Leitfaden« für das Material zu produzieren und außerdem erhebt es WL auf den Status einer klaren partnerschaftlichen Arbeitsbeziehung mit diesen drei großen Playern

J: 13. Das Presse-Team muss robuster gemacht werden und wir brauchen eine Liste von Experten, [die] vernünftig über die Themen reden können (nicht nur wir)

J: 14. Spendensysteme müssen geprüft/und etwas klarer gemacht werden/die australische Postfachadresse muss aufgeführt werden für Schecks usw., und möglicherweise sollte auch das .|au [australische] Bankkonto genannt werden

13 D: Ergibt keinen Sinn

B: Nein, er glaubt, dass es tiefer geht. Dass du WL übernehmen willst.

D: Wie tiefer? Das ist BS [Bullshit]

B: Geld und Ruhm.

D: Ja, klar. Hahaha. Das ist mit allen anderen geklärt. Und wir sind uns alle einig, dass das BS ist

- B: Ja, gut
- D: Der Einzige, der es nicht kapiert, ist J, wird sich schon klären. Ich weiß, warum er so denkt
- B: Ich hoffe es. Warum.
- D: Einige Bemerkungen zum Beispiel, die ich gemacht habe bzgl. Geld, zum Beispiel. Wir hatten einmal eine Diskussion darüber, dass ich einen Teil dieses Geldes ausgegeben habe
- B: Er glaubt, dass du regelmäßig große Geldbeträge an dich nimmst
- D: Und ich habe ihm gesagt, wenn er nicht mit mir redet, werde ich Geld für notwendige Auslagen ausgeben, zumal das Geld hier in . |de [Deutschland] zu großen Teilen Resultat meiner Arbeit ist
- D: LOL [laugh out loud, lautes Gelächter]. Ich habe vielleicht 15-20K [15-20 000] von diesem Konto abgehoben, höchstens, und alles wurde für Server ausgegeben, die wir brauchten, oder Sachen dieser Art, ist alles 100 % belegt
- B: Und ich habe ihn immer wieder darum gebeten, sich einfach mal mit dir zu treffen und diese ganzen Dinge durchzugehen

Lieber Freund,
wir wenden uns heute in einer vertraulichen Angelegenheit an Sie. Zusammen mit diesem Brief erhalten Sie einen USB-Stick, der Informationen in einem verschlüsselten Archiv enthält.

Vor dem Hintergrund der Herausforderungen, denen unser Projekt in den nächsten Wochen gegenüberstehen könnte, werden diese Informationen an Sie und andere vertrauenswürdige Personen und Organisationen überall auf der Welt verteilt. Damit wird sichergestellt, dass diese Informationen, egal was geschieht, die Medien und damit die Öffentlichkeit erreichen. Gleichzeitig ist es eine Rückversicherung dafür, dass unserem Projekt und uns selbst nichts zustößt.

Wenn irgendetwas schiefgeht, wird ein zweiter Mechanismus dafür sorgen, dass der Schlüssel zu diesem Material öffentlich gemacht wird, so dass Sie das Archiv dechiffrieren und mit dafür sorgen können, dass nicht alles umsonst war.

Bitte teilen Sie niemandem mit, dass Sie diesen Brief und die Daten erhalten haben. Es kann sehr viel davon abhängen.

Herzliche Grüße und vielen Dank
WikiLeaks

- 15 J: [Bis] Ende der Woche werden sie aufgehört haben
- D: Nein, das werden sie nicht
- D: Was passieren wird ist - wenn wir nichts dagegen unternehmen - dass noch mehr Leute an die Öffentlichkeit gehen
- D: Weil es den Leuten nicht gefällt, wie damit umgegangen wird
- D: Es ist ganz einfach so
- D: Die wollen sehen, dass Konsequenzen gezogen werden
- D: Und angesichts der Statements, die du abgegeben hast, plus der Tatsache, dass wir versuchen, diese ganze Setup-Geschichte zu pushen, ist das nicht das, was man von uns erwartet
- D: Das trägt alles nicht dazu bei, dass die Leute, die sich verletzt fühlen oder was auch immer, sich wieder zurückziehen, im Gegenteil
- D: Diese Reaktion bringt die Leute erst recht dazu, an die Öffentlichkeit zu gehen
- J: Ist das die Position, die du verbreiten willst?
- D: Welche Position?
- J: Wenn es so ist, werde ich dich zerstören.
- D: LOL
- D: WTF [what the fuck, was zur Hölle], J

- D: Im Ernst
- D: Was soll der Scheiß?
- D: Bist du vollkommen übergeschnappt?
- D: Ich mache das nicht mehr lange mit, J
- D: Im Ernst
- D: Du schießt hier auf den Überbringer der Nachricht und das ist nicht in Ordnung
- D: Wer hier ernsthafte Probleme hat, das bist du
- D: Und das könnte dem Projekt schaden
- D: Und darum geht es mir
- D: Mein Interesse, dir zu helfen, wird [durch] die Art, wie du damit umgehst, nicht gerade gefördert.
- D: Ich kann das überhaupt nicht fassen
- D: Hast du irgendwann einmal, nur ein einziges Mal, in deiner ganzen Überheblichkeit, in der du gefangen zu sein scheinst, in Erwägung gezogen, dass nicht an allem jemand anderes schuld ist?
- D: Viel Glück Mann, ich bin es leid, für dich die Schadensbegrenzung zu betreiben
- D: Also entscheide dich
- J: Geh jetzt und denke über deine Handlungen und Aussagen nach. Ich kenne viele deiner Kommentare, von denen du glaubst, dass ich sie nicht mitbekommen hätte. Ich dulde keine Illoyalität |in Zeiten der Krise.
- D: Ich glaube, du hast die Situation hier

nicht begriffen, J

D: Ganz ehrlich

D: Aber wie gesagt, ich werde nicht mehr für dich den Kopf hinhalten oder Schadensbegrenzung betreiben

D: Viel Glück mit deiner Haltung

D: Ich für meinen Teil habe nichts, wofür ich mich schämen müsste

J: So sei es.

16 D: Welche Vereinbarungen gibt es bzgl. Irak?

Ich muss wissen, was der Plan dabei ist und was die Sachzwänge sind

J: »Von einer Person, die in engem Kontakt mit anderen WikiLeaks-Aktivisten in Europa steht und die angesichts des sensiblen Themas um Wahrung ihrer Anonymität gebeten hat, war zu hören, viele der Aktivisten seien der Ansicht, Assange habe wiederholt haltlose Vorwürfe verbreitet, dass er das Opfer schmutziger Tricks und einer gegen ihn gerichteten Verschwörung sei. Insider berichten, dass unter den Leuten, die mit der Webseite in Verbindung stehen, bereits Überlegungen angestellt werden, ob es eine Möglichkeit gibt, ihren Spitzenmann zum Rücktritt zu bewegen oder, sollte das scheitern, ihn sogar abzusetzen.«

D: Was hat das mit mir zu tun?

- D: Und woher stammt das?
- J: Warum glaubst du, dass das etwas mit dir zu tun hat?
- D: Wahrscheinlich, weil du unterstellst, dass ich das war
- D: Aber abgesehen davon so ziemlich gar nichts
- D: Wie gestern schon besprochen ist das eine ständige Diskussion und eine ganze Menge Leute haben ihre Bedenken geäußert
- D: Du solltest dich damit auseinandersetzen, anstatt dich auf den einzigen Menschen einzuschießen, der sich die Mühe macht, ehrlich mit dir darüber zu reden
- J: Nein, drei Leute haben mir deine Nachrichten bereits »übermittelt«.
- D: Welche Nachrichten?
- D: Und welche drei Leute?
- D: Über dieses Thema wurde gesprochen
- D: Der Architekt und ich haben darüber gesprochen, Hans* hat darüber gesprochen, Birgitta hat darüber gesprochen, Peter* hat darüber gesprochen
- D: Eine Menge Leute, denen dieses Projekt etwas bedeutet, haben genau diesen Vorschlag gemacht
- D: Ich bin es nicht, der diese Nachrichten verbreitet
- D: Es wäre einfach nur der logische Schritt,

- der getan werden müsste
- D: Und das sagt so ziemlich jeder
- J: Warst du das?
- D: Ich habe nicht mit Newsweek und auch nicht mit anderen Medienvertretern darüber gesprochen
- D: Ich habe mit Leuten gesprochen, mit denen wir arbeiten und die sich für dieses Projekt interessieren und denen es etwas bedeutet
- D: Und daran gibt es nichts auszusetzen
- D: Eigentlich müsste das viel öfter passieren und ich kann nach wie vor nur empfehlen, dass du endlich anfängst, auf solche Bedenken zu hören
- D: Besonders, wenn hier eine Scheiße nach der anderen passiert
- J: Mit wem genau?
- D: Mit wem genau was?
- J: Mit wem hast du über dieses Thema gesprochen?
- D: Das habe ich dir bereits weiter oben gesagt
- J: Das sind die einzigen Personen?
- D: Einige Leute vom Club haben mich danach gefragt und ich habe geäußert, dass ich das für die beste Reaktion halten würde
- D: Das ist meine Meinung
- D: Und das ist auch vor dem Hintergrund, den

Ärger dort einzudämmen [...]

J: Wie viele Leute vom Club?

D: Ich bin Dir darüber keine Rechenschaft schuldig, J

D: Diese Debatte läuft verdammt nochmal überall und keiner kann verstehen, warum du die Augen vor der Realität verschließt [...]

J: Wie viele Leute vom Club?

J: An welchem Ort?

D: In privaten Chats

D: Aber ich werde keine weiteren derartigen Fragen beantworten

D: Sieh der Tatsache ins Auge, dass du intern nicht mehr viel Vertrauen genießt

D: Du kannst es ignorieren oder als Kampagne gegen dich abtun ... das ändert alles nichts daran, dass es einzig und allein eine Konsequenz deines Handelns ist

D: Und nicht meines Handelns

J: Wie viele Leute werden durch diese privaten Chats repräsentiert? Und welche Position haben sie im CCC?

D: Darauf musst du dir selbst einen Reim machen

D: Ich will gar nicht daran denken, wie viele Leute, die dich einmal respektiert haben, mir gesagt haben, dass sie von deiner Reaktion enttäuscht sind

- D: Ich habe versucht, dir das alles zu sagen, aber in deiner Überheblichkeit ist dir das völlig egal
- D: Also ist es mir inzwischen auch egal
- D: Abgesehen davon habe ich zuerst gefragt und ich brauche Antworten
- D: Zum Beispiel welche Absprachen wir getroffen haben
- D: Ich muss das wissen, damit wir weiterarbeiten können
- D: Du blockierst die Arbeit anderer Leute
- J: Wie viele Leute werden durch diese privaten Chats repräsentiert? Und welche Position haben sie im CCC?
- D: Fang an, meine Fragen zu beantworten, J
- J: Das ist kein Quid pro quo.
- J: Weigerst du dich, mir zu antworten?
- D: Ich habe dir bereits wiederholt gesagt, dass ich nicht einsehe, warum ich dir noch Antworten geben soll, nur weil du welche verlangst, während du dich auf der anderen Seite weigerst, irgendeine meiner Fragen zu beantworten
- D: Ich bin kein Hund, den du herumkommandieren kannst, wie du willst, J
- J: Ich untersuche eine ernste Sicherheitsverletzung. Weigerst du dich, mir zu antworten?
- D: Ich untersuche eine ernste

Vertrauensverletzung. Weigerst du dich,
mir zu antworten?

J: Nein, das tust du nicht. Ich habe diese
Unterhaltung begonnen. Beantworte bitte
die Frage.

D: Ich habe sie begonnen

D: Wenn du oben nachschaust

D: Bereits zweimal

D: Ich will wissen, was die Absprachen den
Irak betreffend sind

J: Das ist eine Verfahrensfrage. Spiel keine
Spielchen mit mir.

D: Hör auf, auf den Boten zu schießen

J: Mir reichts.

D: Ebenso, und das gilt nicht nur für mich

J: Wenn du die Frage nicht beantwortest,
wirst du ausgeschlossen.

D: Du bist nicht jemandes König noch Gott

D: Und im Moment erfüllst du nicht einmal
deine Führungsrolle

D: Ein Führer kommuniziert und baut Vertrauen
in seine Person auf

D: Du tust genau das Gegenteil

D: Du führst dich auf wie irgendein Imperator
oder Sklavenhändler

J: Du bist mit sofortiger Wirkung für einen
Monat suspendiert.

D: Haha

D: Klar

D: Mit welcher Begründung?

D: Und wer sagt das überhaupt?

D: Du? Noch eine deiner Ad-hoc-Entscheidungen?

J: Wenn du Einspruch einlegen willst, wirst du am Dienstag angehört werden.

D: BAHAHHAHA

D: Vielleicht haben alle recht und du bist wirklich übergeschnappt, J

D: Du solltest dir helfen lassen

J: Du wirst von einem Panel of Peers [Gremium von Gleichgestellten] angehört werden.

J: Du bist suspendiert wegen Illoyalität, mangelnder Unterordnung und Destabilisierung in einer Krisensituation.

17 Daniel ist problematisch, ehrlich gesagt leidet er unter Wahnvorstellungen und ist böswillig, aber man kann ihn unter Kontrolle halten, solange er Leute hat, die ihm sagen, was richtig und was falsch ist und was er tun kann und was nicht. Wenn man ihn in seiner germanischen Blase allein lässt, fängt er an zu schweben.

18 Ich habe NICHT gesagt, dass Assange zurücktreten soll. Ich denke, er sollte im Moment kein Sprecher [für WikiLeaks] sein. In all seinen anderen Funktionen hat er meine volle Unterstützung.

19 Bewusstsein kommt von Motivation. [Habt Ihr] meine juristische Unterstützung

sichergestellt? Meine Unterbringung?
Geldversorgung? Geheimdienstinformationen
über den Fall? Details, warum das passiert?
Mein Unterstützungsnetzwerk in Schweden?
Politische Ansätze, um die Schmierenkampagne
zu beenden? Artikel? Anonyme Tipps? Einen
Unterschlupf? [...]? Diplomatische
Einladungen, damit ich nicht in die USA
ausgeliefert werde? Solidaritätskundgebungen?
Geld sammeln für meinen Fall? Irgendetwas
davon gemacht? Warum nicht? Ich tue das
alles, wenn einer von uns untergeht.

- 20 Versuch das noch einmal und ich lass dich wegsperren.
- 21 Das Gespräch ist jetzt, weil das Verbrechen heute stattgefunden hat.
- 22 Wenn du diese Organisation noch einmal bedrobst, wird man sich deiner annehmen. Daniel hat eine Krankheit, eine Art Borderline-paranoider Schizophrenie. Du bist ein Krimineller.
- 23 Nach dem, was du sagst, Julian, ist es so, dass DU WL bist und alle anderen nur deine Dienstboten, denen du Vertrauen gewährst.
- 24 Unsere Pflichten sind größer als diese Idiotie.
- 25 ein Schatten des Mannes, der du einmal warst
- 26 Jetzt hör mal genau zu. Das war hinterhältig und niederträchtig und du solltest dich entschuldigen. Entschuldigst du dich?

- 27 B: Du hast WL auf sehr unschöne Weise in diese Sache mit hineingezogen. J: Nein. WL hat mein Privatleben sabotiert.
- 28 Also, du hattest 5 Minuten Zeit ... Du hast es vermasselt. Viel Spaß noch. Vergeude nicht meine Zeit (wie oft muss ich dir das sagen?)
- 29 Mir gehen die Optionen aus, die keine Existenzen zerstören.
- 30 Hallo, hier ist Moskau, Herr Domscheit-Börg, haben Sie heute Zeit für ein Interview?
- 31 Julian: Nun bin ich unantastbar für dieses Land. Journalist: Unantastbar? Julian: Unantastbar. Journalist: Ist das nicht ein bisschen überheblich?
- 32 Nun ja, für ein paar Tage.

Chronologie von WikiLeaks

- | | |
|--------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Dezember
2006 | ● Erste Veröffentlichungen |
| Januar
2007 | ● WikiLeaks kündigt an, die Veröffentlichung von 1,2 Millionen Dokumenten vorzubereiten |
| November
2007 | ● WikiLeaks veröffentlicht die Handbücher von Guantanamo Bay |
| Dezember
2007 | ● Daniel trifft Julian auf dem 24. Chaos Communication Congress (24C3) in Berlin |
| Januar
2008 | ● WikiLeaks veröffentlicht Hunderte Dokumente der Cayman-Islands-Niederlassung des Schweizer Bankhauses Julius Bär |
| Februar
2008 | ● Julius Bär klagt gegen Dynadot (den Registrar von WikiLeaks.org), verliert und zieht die Klage zurück |

- März 2008** • WikiLeaks publiziert die »geheimen Bibeln« von Scientology
- Mai 2008** • WikiLeaks veröffentlicht das erste Handbuch amerikanischer Bruderschaften
- Juni 2008** • WikiLeaks veröffentlicht Dokumente zum Memorandum of Understanding in Kenia
 - Global Voices Summit in Budapest
- September 2008** • WikiLeaks veröffentlicht Mails aus der privaten Mailbox von Präsidentschaftskandidatin Sarah Palin
- November 2008** • WikiLeaks publiziert eine Mitgliedsliste der nationalsozialistischen British National Party
 - WikiLeaks veröffentlicht den Bericht der Oscar Foundation zu Auftragsmorden durch die kenianische Polizei
- Dezember 2008** • WikiLeaks veröffentlicht BND-Dokumente zur Korruptionsbekämpfung

im Kosovo

- WikiLeaks veröffentlicht das Handbuch des Human Terrain Team von 2008
- Daniel und Julian halten erstmals einen offiziellen Vortrag auf dem Chaos Communication Congress (25C3)

**Januar
2009**

- Daniel kündigt seinen Job und engagiert sich Vollzeit für WikiLeaks

**Februar
2009**

- WikiLeaks publiziert mehr als 6700 Congressional Research Service Reports
- WikiLeaks veröffentlicht die Mail-Adressen von WL-Spendern

März 2009

- WikiLeaks publiziert die Unterstützer-Datenbank von US-Senator Coleman

April 2009

- International Journalism Festival in Perugia

Juni 2009

- WikiLeaks wird mit dem Medienpreis von *Amnesty International* ausgezeichnet

Juli 2009

- WikiLeaks publiziert eine Liste der

größten Schuldner der isländischen
Kaupthing Bank

- | | |
|---------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| August
2009 | • <i>Hacking at Random</i> (HAR) in Vierhouten |
| September
2009 | • Preis der <i>Ars Electronica</i> in der Kategorie »Digital Communities« |
| Oktober
2009 | • WikiLeaks publiziert eine zweite Mitgliedsliste der British National Party |
| November
2009 | • WikiLeaks publiziert die 9/11-Pager-Nachrichten
• WikiLeaks publiziert die Ermittlungsakten gegen einen deutschen Pharmahersteller
• WikiLeaks veröffentlicht die Toll-Collect-Verträge
• WikiLeaks veröffentlicht die E-Mail-Korrespondenz von David Irving
• WikiLeaks initiiert die Idee vom Medienfreihafen, die in der Icelandic Modern Media Initiative (IMMI) gründet |
| Dezember | • WikiLeaks veröffentlicht den Feldjäger- |

2009	Report zur Bombardierung von zwei Tanklastern im afghanischen Kundus
23.	• WikiLeaks geht offline
Dezember	
2009	
27.	• Daniel und Julian halten auf dem Chaos Communication Congress (26C3) einen Vortrag über die Zukunft von WikiLeaks
5. Januar	• WikiLeaks beginnt in Island seine Arbeit an der Icelandic Modern Media Initiative (IMMI)
2010	
5. April	• WikiLeaks veröffentlicht das Collateral-Murder-Video
Ende Mai	
2010	• Bradley Manning wird verhaftet
26. Juli	• WikiLeaks veröffentlicht die Afghan War Diaries
2010	
30. Juli	• WikiLeaks stellt die verschlüsselte Insurance-Datei online
2010	

- | | |
|-----------------------------------|---------------------------------------------------------------------------|
| 20. August
2010 | ● WikiLeaks publiziert die Planungsberichte zur Duisburger Loveparade |
| | ● Gegen Julian ergeht ein Haftbefehl, der kurz darauf zurückgenommen wird |
| 26. August
2010 | ● Julian suspendiert Daniel |
| 14.
September
2010 | ● Daniel fährt zum kaputten Mailserver |
| 15.
September
2010 | ● Daniel und andere verlassen WikiLeaks |
| 17.
September
2010 | ● OpenLeaks.org wird registriert |
| 22.
Oktober
2010 | ● WikiLeaks veröffentlicht die Iraq War Logs |
| 28. | ● WikiLeaks veröffentlicht die |

- November 2010** diplomatischen Depeschen (Cables)
- 1.** • Interpol erstellt eine Red Notice (eine Art internationaler Haftbefehl) gegen Julian
- Dezember 2010**
- 7.** • Julian stellt sich in London der Polizei und wird verhaftet
- 14.** • Julian wird auf Kaution freigelassen
- Dezember 2010**
- 30.** • Daniel stellt OpenLeaks auf dem Chaos Communication Congress (27C3) vor
- Dezember 2010**



© Annika Potthoff

Tina Klopp, * 1976 in Hamburg, studierte Politikwissenschaft und Germanistik und absolvierte anschließend die Deutsche Journalistenschule München. Sie erhielt den Friedwart-Bruckhaus-Förderpreis für junge Wissenschaftler und Journalisten 2006, das Hörspiel-Stipendium des Deutschen Literaturfonds 2010 und arbeitet heute als Redakteurin bei *Zeit Online*.

